



Auf Dein Wort!

Herausgegeben
von
S. Keller.

Verlag von Otto Rippel
Hagen i. Westf.

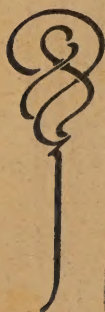
Auf Dein Wort

Monatschrift

Herausgegeben

von

Pastor S. Keller



Zehnter Jahrgang

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W.

v. 10
1911/
12

Inhalts-Verzeichnis des 10. Jahrgangs

| Vorträge und Predigten | Seite |
|--|-------|
| Das Reich Gottes und die soziale Frage | 5 |
| Die Aufgabe des Lichtes (Hans Keller) | 41 |
| Vom Tun der Rede Jesu | 118 |
| Mission und Passion (Hans Keller) | 146 |
| Karfreitag (Fr. Bethge) | 174 |

Bibelstunden

| | |
|------------------------------------|----------------------------|
| Der Brief an die Hebräer | 34, 94, 152, 202, 258, 314 |
|------------------------------------|----------------------------|

Erzählungen, Skizzen usw.

| | |
|---|--------------|
| Ein Gruß an die Leser | 1 |
| Schwester Johanne, Briefe eines Studenten (Ludw. Weichert) | 12, 47 |
| Die Sonntägliche Predigt | 18 |
| Das Wort Gottes (Dr. Fr. Bethge) | 20 |
| Der Einfluß großer Männer (G. W. Beecher) | 46 |
| Berufsarbeiter | 50 |
| Unter dem Weihnachtsbaum (Paul Le Seur) | 62 |
| Christenleute sind wartende Leute (Nj. Olschewski) | 64 |
| Weihnachten in der Fremde (Hans Keller) | 71 |
| Weihnachten wider Willen | 77 |
| Aus der englischen Evangelisation | 81, 144, 220 |
| Gefegnetes neues Jahr | 90 |
| Plauderei | 99 |
| Wie Peter aus Liebe zu Jesu Feind des „Christentums“ wurde (Ludwig Weichert) | 106, 127 |
| Der Hundezwinger | 110 |
| Ein müßter Anblick | 111 |
| Gott (A. Citner) | 125 |
| Als Gast bei der Hochzeit einer indischen Witwe (Hans Keller) | 130, 162 |

| | |
|--|---------------|
| Antwort auf den Brief eines jungen Gutsbesizers (Paul Le Seur) | 135 |
| Ein peinlicher Brief | 137 |
| Herr, laß ihn noch dies Jahr (Martin Maier) | 157, 190 |
| Sollen wir zur Kirche gehen? | 161 |
| Unter dem Sternenhimmel (M. Eitner) | 165 |
| Kreuz oder Halbmond (Hans Keller) | 181 |
| Die Beeinflussung der Presse | 186 |
| Festigkeit — Persönlichkeit (W. Richter) | 208 |
| Der Dank vom Aussätzigenasyl in Salur (Hans Keller) | 212 |
| Das Markus-Käblein (Missionar Luz) | 215 |
| Dort ist Kraft (M. Eitner) | 218 |
| Gemeinde und innere Mission | 230 |
| Erbarnten für die verirrten und gefährdeten Kinder (Fr. Schlegelmilch) | 237 |
| Die Arbeit (Hans Keller) | 240 |
| Gescheitert, Ein Lebensbild v. M. | 245, 275, 296 |
| Sommerfrischen der Seele | 265 |
| Gustav Schüler, Ein Gegenwartsdichter (Th. Lang) | 269 |
| Suggestion, Hypnose und Christentum | 286 |
| Beharren (Wilh. Müller) | 294 |
| Stigmatisation bei Franz von Assisi (Hans Keller) | 299, 326 |
| Der Dank vom Aussätzigenasyl in Parulia (Hans Keller) | 321 |
| Des Blattes Abschied von den Lesern | 328 |
| Aufruf | 331 |
| Jahrhundertfeier der Privileg. Württ. Bibelanstalt | 332 |
| Mit welchem Maß ihr messet (W. Müller) | 333 |

Gedichte

| | |
|---|----|
| Zwei Worte (Stephanie von Gohlar) | 2 |
| Vertrauen (H. Albrecht) | 27 |
| Vergeben (E. Besser) | 33 |
| Sonnenschein (L. v. W.) | 49 |
| Jes. 9, 6. (L. F.) | 61 |

| | Seite |
|---|-------|
| An einen Prediger | 70 |
| Neujahr (Luise von Werdt) | 89 |
| Abendwelt (A. Eitner) | 93 |
| Aller schöne Meister (Meta Holland) | 117 |
| Christuskonsolator (A. St.) | 126 |
| Das Meer (A. W. Daiber) | 145 |
| Lebensweisheit | 151 |
| Karfreitag — Ostern (Fr. Bethge) | 173 |
| Ostern (E. Wolf) | 180 |
| Pfingstlied (Marie Sauer) | 201 |
| Verschämte Armut (Stephanie von Goflar) | 207 |
| Ich habe ein Amt (Dr. Bortisch) | 222 |
| Zu 2. Mose 33, 18—23 | 229 |
| Rückblick (A. W. Daiber) | 244 |
| Bitte (Meta Holland) | 257 |
| Alterslied | 264 |
| Klein-Manny betet (Parfival) | 285 |
| Wie eine Mutter (Stephanie von Goflar) | 293 |
| Die dritte Bitte | 313 |
| Gebet | 320 |
| Aus der Briefmappe des Evangelisten | 28 |
| 54, 82, 112, 139, 166, 194, 224, 252, 279, 308, 334 | |
| Vom Büchertisch | 31 |
| 56, 85, 114, 142, 170, 197, 227, 254, 282, 310, 337 | |





Seft 1

Oktober 1911

10. Jahrgang

Ein Gruß an die Leser

Die alten Leser, die treu geblieben, brauche ich nicht zu grüßen! Die wissen schon Bescheid, wissen sie sich von dem altmodischen Gefellen zu versehen haben; daß er bald ernst, bald heiter eine Strecke des Heimweges neben ihnen hergehen will, weil sich's beim Plaudern zu Zweien leichter wandern läßt auf hartem Weg! Und die untreu geworden sind, kann ich nicht mehr grüßen; — sie sehen mein abgezogenes Gütlein nicht mehr und hören meinen Gruß gar nicht mehr. Bleiben also nur die neuen! Wieviel mögen's sein? Was gibt's drunter für Kameraden? Werden wir auch zusammenpassen? Ich weiß nicht, aber ich bitte Euch nur, werdet nicht gleich kopfscheu, wenn Euer neuer Reisebegleiter mal über den Graben springt, um ein Blümlein zu pflücken, oder wenn er ein Steinchen aufhebt, das Euch dieses Aufhebens nicht wert zu sein scheint. Man muß doch mal einen Reisetag von zwölf Wegstunden miteinander gegangen sein, um darüber ein Urteil zu haben, ob man noch weiter zusammen Fußtouren machen will. Empfehlen will ich mich Euch nicht, (das müßten die alten Leser tun, wenn sie es können!); aber versprechen kann ich einiges: ich kann mit den Fröhlichen fröhlich sein und mit den Weinenden weinen. Auch kann ich schweigen, wenn einem von Euch das Herz aufgeht und er beichtet sich sein Leid von der Seele herunter. Ich kann auch beten, wenn Dir um Fürbitte hange ist und weil ich selbst mit

Jesus persönlich bekannt geworden bin, darf ich vielleicht Dich Ihm vorstellen, damit Er mich beiseite schiebt und Arm in Arm mit Dir weitergeht, weil niemand zu hören braucht, was Ihr zwei miteinander zu reden habt...

Aber grüßen darf ich die alten Leser doch! Ich danke Euch, daß Ihr mich noch immer lieb habt trotz meiner Fehler und Schwächen! Jesus tut das ja auch! Nun, denn in seinem Namen und auf sein Wort vorwärts zu dieses Tages Wanderung!

1. Oktober 1911.

Euer Genosse am Reich und an der Trübsal Christi

E. Keller.



Zwei Worte

Ich kenne ein Wort, das lautet so schwer,
Als hörte man seufzen: „Ich kann nicht mehr!“
Als sähe man schwache, schwankende Glieder,
Von Überlasten gebeugt darnieder;
Es mahnt an Wandern durch heißen Sand,
Durchs Gedörn, über Steine unzählig,
Oder tastend am schwindelnden Abgrundsrund, —
Und dieses Wort heißt: mühselig.

Ich kenne ein Wort, das lautet so lind,
Als fühle man säckeln den Frühlingswind,
Oder sähe sprudeln an schattiger Stelle
Eine unerschöpflich spendende Quelle;
Es gleicht der Mutter, die zärtlich sich neigt,
Ans Herz ihr Kindlein zu drücken, —
Dem Labetrunk, den man Fiebernden reicht, —
Und dieses Wort heißt: erquicken.

Und einen kenn' ich, der hat gesagt
Das Wort der Last, das Wort der Last
Zusammen zu ewigem Bunde;
Drum, wenn mir in drangvoller Stunde
Des armen Lebens Mühseligkeit
Will Leib und Seele schier knicken, —
Gleich höre ich: „Die ihr mühselig seid,
Kommt zu mir, ich will euch erquicken!“

Stephanie v. Goglar.



Das Reich Gottes und die soziale Frage

Das Reich Gottes gleicht dem Wasser: „Vom Himmel kam es, zum Himmel steigt es und wieder nieder zur Erde muß es.“ Jesus brachte es vom Himmel und seither zieht es seine Träger zum Himmel und doch ist es für die Erde bestimmt und muß tausend Verbindungen auf Erden eingehen, wie das Wasser. Kein Leben, kein Wachstum ohne Wasser! Was wüßten wir von der Schönheit des Sonnenunterganges oder des Regenbogens ohne die Wassertröpfchen in der Luft! So soll das Leben Christi in seinen Jüngern Erdenverbindungen eingehen und sie durchdringen; kein Leben ohne sein Leben.

Das Reich Gottes gleicht dem Wasser. Es hat seine Art und seine Gesetze und dem gegenüber ist zuletzt jede Menschenart und jedes Menschengesetz machtlos: es setzt sich durch. In großer Kälte kann es frieren, daß man meint, es sei tot, und das Mittelalter baute Eishäuser für das tote Christentum, wie Museen für die Wunder der Antike. Aber der erste Lenzstrahl der Reformation ließ viele dieser kalten Kirchengebilde zerfließen zu mächtigen rauschenden Bergbächen! In der furchtbaren Blut der Verfolgungen verwandelte sich das Christentum zu schier unsichtbarem Dampf, daß man meinte, es ausgerottet zu haben; aber kein Tröpflein ging verloren: an anderer Stelle kam es als Niederschlag des Regens wieder zum Vorschein, denn das Blut der Märtyrer war Same der Kirche.

Das Reich Gottes gleicht dem Wasser. Zwängen sie das Wasser in ein viereckiges Gefäß oder ein rundes, — geduldig nimmt es diese Formen an ohne irgend etwas von seinen Eigenschaften aufzugeben. Ziehen sie quer durch den Bergbach einen Damm, so schweigt das Wasser, aber es steigt still höher und höher, bis es den Damm mit seiner lautlosen Wucht zerreißt oder als Wasserfall brausend drüber hin geht. So ist's mit dem Leben Christi noch immer gegangen. Den Sieg muß er behalten! Mischen sich Millionen seiner Ton- und Schieferstückerchen am Gletscherfuß in den jungen Rhein, daß seine Wasser gelb und schmutzig scheinen — der Bodensee ist tief genug, um das alles auf-

zunehmen und nach dem „Gebrech“ des Rheins sind die Wasser wieder klar. Die Himmelswasser sind süß und rein, wenn sie vom Himmel kommen; nur auf Erden nehmen sie von den aufgelösten Mineralien Geschmack und Farbe an. Das paßt auf die Einflüsse des Reiches Gottes auch, wie sie vom Himmel kommen und sich auf Erden in Erdendinge mischen lassen müssen. Nur, was wieder aufsteigt, hat das Irdische abgestreift und überwunden!

Von diesen Verbindungen zwischen Reich Gottes und sozialer Frage möchte ich heute reden; gewissermaßen eine Geschichte des Wörtleins „und“ zwischen beiden Begriffen bieten. Zusammenzubringen brauche ich sie nicht, denn was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.

1. Vom Reich Gottes kann man erst reden, seit Jesus aufgetreten war und in manchen Wendungen von ihm sprach. Es war keine Theorie, kein System, keine Summe kalter Begriffe, keine menschliche Einrichtung, keine neue Gesetzgebung, sondern in der Zeit zwischen der Taufe Jesu und seinem Leiden war er, Jesus, selbst, das Reich Gottes und damit die damals allein mögliche soziale Antwort. Sein Leben, seine Stellung zum Vater und zu der ganzen ihn umgebenden Natur, seine Art unmittelbar alles aufs Höchste zu beziehen und von innen heraus zu lösen war die Morgenröte einer neuen Weltzeit. Der Hauptdruck der sozialen Not, die selbstsüchtige Machtstellung der einen gegen die andern, war damals so gut vorhanden, wie heute. Solche Macht weicht nur der Macht. Jesus erstrebte aber damals nicht ein ungeschichtliches Aufgebot von Macht, um jene Zwingburg zu brechen, sondern er war ja gekommen, um die Quelle des neuen Lebens zu schaffen. Man sieht es derselben nicht an, was später der mächtige Strom alles für Aufgaben zu bewältigen haben wird. Aber an Jesus und seiner Wirklichkeit sollte man es spüren: wenn ihr alle in eine solche Stellung zum Vater kommt, wie ich, — wenn die Sünde der Selbstsucht in eurem Geistwesen ausgewurzelt wird, dann werdet ihr Priester und Könige Gottes werden, deren heiligen Händen die Umgestaltung aller Weltverhältnisse anvertraut werden wird. Denn, wenn sein Reich auch nicht von dieser Welt war, für wen war es denn bestimmt, wenn nicht für diese Welt? Hätten sich alle Menschen wahrhaft zu ihm bekehrt, wäre das Reich Gottes durchgebrochen und der Sieg erfochten. Von innen heraus wäre dann ein solches geistiges Klima, eine solche sittliche Atmosphäre geschaffen worden, daß jene Macht der Selbstsucht hätte an Blutarmut sterben müssen.

2. Es kam anders. Israel lehnte dieses Reich Gottes ab, weil es sich von seiner Sünde nicht wollte scheiden lassen. Damit wenigstens im sittlich-religiösen Boden der Einzelpersönlichkeit die neue Weltzeit anfangen könne zu wachsen, ging Jesus den Todesweg. Was war sozialer gedacht, als daß er sich in den Tod gab, um aller Menschenbrüder willen! Und der nächste Reflex seines unsichtbaren Erfolges, daß der Pfingstgeist ausgegossen werden konnte, war der soziale oder kommunistische Charakter der Urgemeinde. Man streitet darüber, ob die Jünger Fehler gemacht haben oder weshalb dieser erste lenzliche Hauch des Reiches Gottes nicht länger als ein paar Jahre angehalten hat. Mir scheint, es war so providentiell geordnet: es sollte im Leidgebilde des Mammons offenbar werden, wie das Reich Gottes durch die Macht der Liebe diese Waffen der Selbstsucht zu Werkzeugen Gottes umgestalten könne. Wie wenn man auf kleiner eingezäunter Stelle eine Probekultur macht, die anzeigt, was später aus dem ganzen Weltacker werden soll. Diese Aufhebung des Besitzes war damals, wo die Predigt des Evangeliums noch nicht zu den Heiden gekommen war, etwas so Absonderliches und Fremdes, daß die Welt dafür nicht reif war. Erst die Evangelisation der Welt, dann die Umgestaltung der Welt! Das ist der Unterschied zwischen rein naturhaften Vorgängen und den durch Christus vermittelten sittlich-religiösen. Für die Natur mag das Gesetz der Entwicklung und der Anpassung genügen, — für die geistige Menschenwelt gilt es drohende Kräfte zu heilsamen Wirkungen des Willens umzugestalten, erst sich selbst und dann die Verhältnisse zu beherrschen. Darum sagt ein moderner Denker: „Die Phasen der Religion, die durch Passivität, Ergebung und Fatalismus gekennzeichnet werden, sind in buchstäblichem Sinne „Natur-Religionen“; denn sie lassen den Menschen geistig in derselben Stellung, die das Tier der Natur gegenüber einnimmt, in einem Zustande des Anpassens und Hinnehmens. Die christliche Religion dagegen ist eine Religion des Willens. Sie lehrt uns die Bedeutung der Initiative, der Schöpferkraft und der Macht. Sie behandelt den Menschen nicht als Geschöpf, sondern als Schöpfer. Sie ist ein Werkzeug des Sieges, ein Mittel, Härte zu ertragen, eine Gabe der Kraft. Die Natur lehrt uns den Sieg des Starken über den Schwachen. Die christliche Religion sagt: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ Der Grundsatz des Evolutionisten sagt: Das Taugliche wird weiter leben. Das Gesetz des Christen sagt: Das Untaugliche wird wieder leben.“

3. Einen fehlerhaften Einschlag in jene ganze Darstellung des Reiches Gottes durch die Urgemeinde will ich unverbohlen zugeben: Das ist der eschatologische Irrtum. Weil man meinte, die Wiederkunft des Herrn zur Aufrichtung seines Herrlichkeitsreiches stünde unmittelbar vor der Tür, verblähte das Interesse am irdischen Beruf und an jeder weitstichtigen sozialen Organisation. Sie richteten sich gleichsam nur auf ein kurzes Bivakleben ein und nicht auf Jahrhunderte der Weltgeschichte, die noch kommen sollten. Das Neue Testament bringt schon in manchen Worten Pauli und des Hebräerbriefes den Anfang einer Korrektur dieses Fehlers. Aber ich muß bekennen, daß in meinem eigenen Leben mich seinerzeit nichts gegen Stöcker und die ganze soziale Auffassung des Christentums so stark eingenommen hat, als dieser eschatologische Irrtum. Darf ich noch mit ein paar Worten darauf eingehen? Vielleicht um anderer willen wäre es gut, es wieder auszusprechen. Die Vorstellung, als stünde eine Weltkatastrophe unmittelbar vor der Tür, die allen gegenwärtigen Verhältnissen ein plötzliches, gewalttames Ende bereitet, ehe die Gemeinde Jesu sie mit der Salzkraft und Sauerteigsart des Evangeliums durchdrungen hat, ist in den gläubigen Kreisen von Kirche und Gemeinschaft heute noch eine der stärksten Hemmungen sozialen Interesses. Was lohnt es sich, an dem Lose der Heimarbeiterinnen oder der Not unverschuldeter Arbeitslosigkeit eine bessernde Hand anzulegen oder sich zu bemühen, zwischen Aussperrung und Streik eine Vermittlungsinstanz zu finden, oder die durch Bodentwucher herausgeschraubten Wohnungsmieten der Arbeiter zu bekämpfen, — wenn heute oder morgen Jesus als ein großer „Koputmacher“ erwartet wird! Aber so unpsychologisch, so unvermittelt kann die Zeit der Vollendung nicht über das Stückwerk hereinbrechen. Gott tut nichts unvermittelt, wie einen Gewaltstreich. Er tut auch jetzt schon alles durch Menschen. Meinethalb fehlen und irren die Menschen, aber der Acker der Welt muß umgebrochen sein und alle sozialen Verhältnisse und Nöte müssen von dem Reich Gottes, das als Geist und Liebe in der Christenheit gegenwärtig pulsiert, doch von Menschen in Angriff genommen worden sein. Er hat nicht gesagt: „Sitzt am Wege und wartet, bis ich alles selbst in die Hand nehme!“ sondern: „Handelt, bis daß ich wiederkomme.“ Unser Christentum soll nicht in Salzfüßchen konserviert ihm entgegen getragen werden, sondern die Salzkraft muß ins Volk und in die Verhältnisse herein geworfen werden und durch Auflösung nützen! Aus bleiernen Instinkten einer frömmelnden Selbstsucht kann das ersehnte goldene

Zeitalter nicht erstehen. Erst wenn wir alles getan haben, was wir konnten, blicken wir zu dem auf, der da gesagt hat: „Siehe, ich mache alles neu!“ Manche brauchen aber an und für sich richtige christliche Gedanken, wie Pilatus das Wasser in seiner Waschschüssel, nur dazu, um ihre Hände in Unschuld zu waschen!

4. Kehren wir zu unserem geschichtlichen Überblick zurück, so finden wir sehr bald, nachdem jenes Frühlicht erloschen ist, das Auftauchen eines neuen verhängnisvollen Irrtums, der wie der eschatologische bis auf den heutigen Tag nicht ganz aus der Vorstellungswelt der Christenheit auszutilgen ist: der neuplatonische Einschlag des Christentums. Man hielt das ganze Gebiet des Sinnlichen für minderwertig, schmutzig und den eigentlichen Sitz der Sünde. Die Seele sei eine edle Gefangene im schmutzigen Kerker, dem Leibe, von dem sie erst durch den Tod befreit werde. Daher stammte der Zölibat, die Überschätzung des ehelosen Standes, die Möncherei und die Askese. Wenn das so steht, dann haben die irdischen Verhältnisse nur nebensächliche Bedeutung, dann gilt der irdische Beruf wenig und die Hauptaufgabe des Christen ist nicht Mitarbeit an der Weltverklärung, sondern Weltflucht. Der Seelenhimmel mit völliger Ausschaltung der Auferstehung und der neuen Leiblichkeit auf der neuen Erde, das Jenseits seliger Seelen über dem Wolkenhimmel absorbiert alles Interesse. Das ganze Mittelalter liegt im Banne dieser Ideen und es waren nicht die schlechtesten Geister, die gegen die massive Diesseitigkeit des damals etablierten Christentums mit einem solchen Begriff vom Reiche Gottes operierten. In solcher Auffassung wird aber die gottgewollte Verbindung von Reich Gottes und sozialer Frage ganz und gar ausgeschaltet.

5. Merkwürdig, aber auch total verkehrt, war die mittelalterliche römisch-katholische Auffassung: die sichtbare Kirche ist das Reich Gottes und der Gehorsam gegen sie das oberste Gebot. Eine alttestamentliche Vorstellung vom Gottesstaat mit christlichen Motiven verbrämte sollte sich gegen alle Widersprüche der Laienwelt durchsetzen. Die Kirche bestimmte nach Aristoteles, was Wissenschaft und Wahrheit sein sollte, und die irdische Obrigkeit hatte ihre Macht bloß als Dienerin der Kirche. Dabei schoß der kirchliche Mammonismus ins Kraut und das soziale Verständnis ging ganz verloren. Heute noch sind die Arbeiterverhältnisse in den kirchlich am strengsten geleiteten romanischen Ländern die denkbar traurigsten.

6. Am Ausgang des Mittelalters breitete sich denn auch in Renaissance und Reformation eine mächtige Gegenströmung aus.

Die Renaissance wollte Freiheit vom Gängelband der Scholastik und Kirchenlehre für Kunst und Wissenschaft; direkt bedeutete sie als eine ästhetisch-aristokratische Bewegung wenig für die Entwicklung sozialer Fragen. Und dennoch wird man sagen müssen, daß sie eine Staffel auf der Leiter der Befreiung der Geister war, die Jahrhunderte später erst zum effektvollen Durchbruch kam. Wie anders die deutsche Reformation des Bauernsohnes Martin Luther! Aus dem Kernpunkt der Persönlichkeit, einem starken Gewissen herausgeboren, schlug sie religiös und sittlich so neue scharfe Töne an, daß darüber auch das verrottete soziale Unwesen des Mittelalters in allen Fugen erzitterte. Man denke an den Bauernkrieg. Wenn auch manche soziale Anregung der Reformation wieder unterging, wenn auch die Höhe des Standortes, von dem aus uns der Fernblick in alle Gebiete möglich ist, gar nicht erreicht wurde, so ist doch dort seit dem Urchristentum die reinste und stärkste Melodie erklingen. Heilighaltung der Ehe, allgemeines Priestertum aller Gläubigen, die Volksschule, die rechte Schätzung des irdischen Berufs als eines „*Werktagschristentums*“, die Bibelübersetzung, der kleine Katechismus und die Kirchenlieder, — das alles sind soziale Segenssaaten gewesen, von denen wir Spätlinge gerührt sagen müssen: das ist Segen bis ins tausendste Glied. Weil aber die Luft der Zeit noch nicht darnach war und die Fernsicht, die Perspektive fehlte, möchte man im Blick auf die Reformatoren sagen: niemand ist imstande, über seine eigenen Pläne hinauszubauen. Dann setzte wie ein Mehltau die Gegenreformation ein, und der Dreißigjährige Krieg und Orthodoxismus haben dann das Ihre dazu getan, um manchen edlen Ansatz elend verkümmern zu lassen.

7. Bald darauf mußte der Pietismus eine verlassene Richtlinie wieder frisch bebauen und persönliches Glaubensleben in den Vordergrund stellen. Aber sein Vorzug ward sein Fehler: „Nicht glühendes Verlangen nach zukünftigen Gütern, nicht stille Resignation und Innlichkeit führen das Reich Gottes herbei und in dasselbe hinein, sondern gottgemäßes Handeln in dieser Welt, ein Leben, welches Gott recht ist (Barth). „Der einzelne verdorrt, die Zeit gilt mehr und mehr.“ Aufklärung, Rationalismus und Revolutionsideen mußten wie scharfe Äquinoctialstürme erst alle falsche Gefühlsduselei wegblasen, bis der Wirklichkeitsinn, der durch Naturwissenschaft, technische Kultur und Realpolitik gewaltig gestärkt ward, der Christenheit die Augen öffnete

für die etwa von Nietzsche ausgegebene Lösung:
„Bleibt der Erde getreu!“ „Ihr Männer von Galiläa, was
stehet ihr und sehet gen Himmel!“

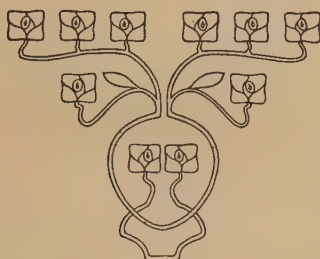
8. Jetzt steht's klar vor uns: Das Reich Gottes ist die
soziale Antwort, denn es muß aus den Motiven und
Idealen der Wenigen eingehen in das Leben der
Vielen. Die sozialen Gedanken müssen zu dem Reich Gottes gehören,
nach dem wir zuerst trachten sollen; dann wird uns das übrige von selbst
zufallen. Oder ist die Beschäftigung mit den sozialen Interessen der
Menschheit für den Christen nur ein Sport, eine mögliche aber nicht
notwendige Nebensache? Nein, es ist das richtig verstandene praktische
Christentum. Es ist das Leben Christi, wie es seine
Wirkung offenbaren soll, sobald es der ganzen
Welt zugewandt wird. Es ist die notwendige Rüste für den
Ozean. Man kann nicht einen Stellschirm vor die Sonne stellen
und sagen: „Hier muß Schatten bleiben!“ Die Strahlen der Sonne
gehören allen und sollen in alle Verhältnisse hineinfallen. Kein ver-
nünftiger gläubiger Christ wird heutzutage bei der Riesenentwicklung
der Seidenmission noch behaupten wollen, daß Seidenmission eine Spe-
zialität origineller Ränge sei oder daß sich Kirche und Christentum in
der Gegenwart ohne die Organisationen der inneren Mission denken
ließen. So bereitet sich in den verschiedensten Lagern der Umschwung
der Auffassung der sozialen Pflichten vor. Wie man sich in den Einzel-
fragen des weitverästelten Gebietes einigt, ist mir Nebensache; nur daß
wir in der Hauptsache zusammenklingen: unsere innerlich wahre, ans
Gewissen und Gottes Wort gebundene Stellung zum Reich Gottes treibt
uns zu sozialem Interesse und in soziale Arbeit. Soziale Weis-
heit beginnt nicht mit der Forderung der Teilung
des Arbeitsertrages, sondern in einem ungeteilten
Herzen, das sich in dienender Liebe opfert! Wir
dürfen bei der plastischen, wirklichen Ausmalung unseres Christentums
nicht vergessen, daß Jesus die längste Zeit seines Lebens, vom
zwölften bis zum dreißigsten Jahre Arbeiter gewesen ist. Vielleicht
wird manch tönendes Erz und manche klingende Schelle aus unseren
christlichen Gemeinden und Familien ihre eigene Seele und den Sinn
des Reiches Gottes erst finden, wenn sie endlich die gottgewollte Arbeit
an den Brüdern und für die Brüder gefunden hat.

9. Das Reich Gottes kommt vom Himmel, aber es fällt nicht fertig
vom Himmel. Es will bei uns in Bahnen einhergehen, die wir zuzubereiten

haben. Damit Gottes große Stunden und neue Taten erkannt werden und Platz finden, müssen wir die Zuriistungen treffen. Sonst könnte über unsere Kirche und unsere Gemeinschaft sich nochmals das Verhängnis vollziehen: „Er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Es ist eine himmlische Einquartierung angemeldet, — jetzt macht ihr alles dafür fertig! Es muß als eine Kollektivstimmung eine große Erwartung erzeugt werden, — aber nicht eine solche Erwartung, die nur in Gefühlen und Gebeten verspürt wird, sondern in Taten und Mühen eine praktische Erwartung. Wir verglichen anfangs das Reich Gottes mit dem Wasser und sprechen gern von Strömen, die von der Gläubigen Reibe fließen, also alle ihre Lebensgebiete befruchten; wir sehnen uns nach dem Kommen jener letzten großen Gottestat, die wie eine Überschwemmung des Nil weit hinauf das Land erreichen soll: es soll alles gesund werden und leben, wo dieser Strom hinkommt! Was soll mit solchem Wasser werden? Sollen wir es vorbeifließen lassen? — Dann haben wir an einer solchen neuen Segenszeit keinen persönlichen Anteil! Oder sollen wir solches Wasser in Flaschen füllen, daß heimlich die Einzelseele einen Vorrat auf viele Jahre habe? Dann wird es sticht, sauer und faul werden und uns zu krankhaften Entartungen treiben, wie die moderne Pfingstbewegung jedem zeigt, der Augen hat zu sehen! Oder wollen wir den Spaten nehmen und im trockenen Lande die nötigen Kanäle ziehen, damit es in alle Verhältnisse hineingeleitet werde?

Oder darf ich mit einem ganz andern Bilde schließen! Wenn ein großes Schiff von langer Ozeanfahrt herkommend anfängt sich dem Lande zu nähern, so gibt es drei Stufen von Anzeichen. An einem Morgen sieht man Landvögel auf den Raaen sitzen, die der erfahrene Schiffer mit freudigem Nächeln begrüßt. Einige Stunden später treiben einzelne Zweige von Landbäumen im Meerwasser und wieder einige Stunden später taucht die sonnenbeglänzte Küste am Horizonte auf. Dem entsprechen die Stufen der Vorbereitung. Bei jenen ersten Signalen geht es wie ein Lauffeuer durchs ganze Schiff: einer zeigt dem andern mit freudiger Hoffnung jene ersten Boten auf der Raa! Beim zweiten Signal packen die Reisenden ihre Koffer, die Lootsenflagge fliegt am Besanmaste in die Höhe und überall trifft man die Vorkehrungen zum Landen. Nach dem dritten Signal dauert's nicht mehr lang: die Küste wächst von Minute zu Minute aus der Fläche herauf und jetzt kommt die Landung selbst: die Anker fallen, die Maschinen stehen still und die Brücken werden herabgelassen!

Was die soziale Wiedergeburt der Welt anlangt, stehen wir heute beim zweiten Signal. Geistesmächtige Männer der verschiedensten Parteien haben deutlich dafür Zeugnis abgelegt, daß die neue Weltzeit vor der Tür ist. Jetzt muß Hand angelegt werden, die letzten Vorkehrungsmaßregeln zu treffen. Eine Welle von sozialer Energie geht durch die ganze Kulturmenscheit und es dreht sich nur um die eine ungeheure Entscheidungsfrage, wer soll die Führung der Neuordnung in die Hand bekommen: das sozialdemokratische Antichristentum oder das Reich des Sohnes Gottes! Das wird das Schicksal der Kirche und unseres Jahrhunderts entscheiden!



„Wenn wir unsere Schuld und Armut recht bekennen, so Kleinmünzelt Gott auch nicht — es geht königlich zu: er schenkt 10 000 Pfund auf einmal.“

(Bengel.)

„Es ist ein Hauptfehler bei dem Gebet, absonderlich wegen eines besonderen Anliegens, daß man so immerhin betet und die Rede allein haben will und nicht auf eine Antwort von dem Herrn merken will. Wollte man ein wenig stille sein, man würde zwar keine Stimme, aber doch eine deutliche, gewisse, beruhigende Antwort vernehmen. Gott antwortet nicht mit Worten, sondern mit der Tat, wie auch wir mit einem Bettler nicht viel disturieren, sondern ihm eben ein Almosen geben.“

(Bengel.)

„Man muß niemand ganz verachten... Niemand ist so rauhhäutig, daß er nicht noch ein weiches Plätzchen hätte, da ihm beizukommen ist.“

(Bengel.)



Schwester Johanne

Briefe eines Studenten an seinen Freund.
Von Ludwig Weichert = Stuttgart.

Xxx, 1911 März 3.

Mein alter Junge!

Uff! Der Gedanke, an einen Menschen zu schreiben, der sich an meiner zeitweiligen Lage — der mißlichsten, die es für mich geben kann — freuen wird, sollte bei mir eigentlich einen Reford im Pulstempo veranlassen. Ich muß sehr krank sein, daß mein Herzblut bei diesem Gedanken in unsterblicher Gelassenheit weiter in die Adern tropft.

Oh, alter Knabe, meine Lage ist nämlich zum ersten Male in meinem Leben dauernd horizontal. Ich schreibe diesen Brief diesmal nämlich nicht in einem langweiligen Kolleg, sondern an einem Orte größerer Qual. An und für sich ist das Bett für mich ja der Ort schönster Träume, an dem ich mich besonders morgens gern aufhalte, aber — — — ein Krankenbett, oh — oh —, und dazu ein solches Marterbrett im — — Krankenhaus — — oh, und gar noch in einem, Menschenkind, in einem frommen Krankenhaus — — —. Das ist schlimmer als ein dreistündiges Dampfbad bei 65 Grad, das ist unerträglicher als der ärgste Kater, der mich je zum potenzierten Schopenhauer gemacht hat. Siehst Du, und endlich noch wissen, daß Du Dich dieses meines Geschickes freust. Wenn Du hier jetzt mit Deinem unausstehlichen Lächeln neben mir sitzen würdest, Mann und Zeitgenosse, ich würde in der nächsten Zeit gemäß Paragraphen des Strafgesetzbuches mit ? ? ? ? nicht unter ? ? bestraft werden, wegen Mißhandlung und Körperverletzung.

Oder doch nicht. Lieber Alter, ich könnte Dich ja gar nicht erreichen, ich kann mich nicht einmal eine Spanne hoch aufrichten, ich — ich — lieber Kerl, ich bin zeitlebens ein Krüppel. Mensch, lies nicht so gleichmäßig über diese Stelle hinweg, ein Krüppel, verstehe doch, ein — —. Ich, der flotteste Bursch im Korps, der schneidigste Paukant, der fesche

Tänzer, ein — —, Kerl, nie Soldat sein, nie die Plempe schleppen, das ist eine Not.

Pfui Ruckuck, wird der erste Chargierte sentimental! Na, da habe ich bei Dir ja einigen Eindruck geschunden, auch nicht verkehrt. Wird aber bald wieder schwinden.

Also doppelter Beinbruch, Schlüsselbeinbruch und schwerer Armbruch. Mehr kann man doch nicht verlangen. Wie ich dazu gekommen bin? Na, vom Faschnachtsball ins frömmste Krankenhaus, das ist der Welt Lauf. Hatte mir einen ganzen Tazameter voll der reizendsten Pieretten und der ausgelassensten Amoureußen gepackt, mich selbst hatte ich mit meiner Laute auf das Droschkendach gesetzt, hin ging die Fahrt, einer Sektkeiße entgegen, einem Bacchanal zu, ich oben Minne singend, unter mir das Zauchzen der Bacchantinnen. Eine tolle Fahrt. Mit Genugtuung konstatierte ich, daß wir Aufsehen erregten, ich wurde kühner — — na ja, und dann kam der Sturz. Als ich am Morgen zu mir kam, fand ich mich wieder auf einer Maskerade, nur tragen alle Weiber dasselbe Kostüm, schwarz und schwarz und weiße Hauben, man nennt sie nicht Pieretten, sondern — — Diafonissen. Sie benehmen sich sehr sanftmütig und gesittet, ich aber liege auf der Lauer, ihnen, mir und Dir zu beweisen — sonst geht es keinen etwas an — daß sie den raffiniertesten, aber auch den gefährlichsten Mummenschanz treiben. Wir sind doch nur während des Faschings Masken, diese Betschwestern und die ganze Geistlichkeit aber werden zur Maske. O jerum!

Übrigens, die Schwester, die mich pflegt, ein liebes junges Ding, die strafbare Unvernunft in diese seelenmordende Maskerade verbannt hat, rührt mich in ihrer Unschuld und kindlichen Naivität, ich bin fest entschlossen, sie der Welt, dem Leben und sich selbst zu erhalten.

So, liebes Kerlchen, Dein Theologenherz wird bluten ob dieses lästerlichen Briefes. Muß auch. Ich bin Dein Arzt, da muß ich schneiden. Satis.

Salve, mi fili!

Dein Cäsar, den sein Glück verlassen hat.

Xxx, 1911 März 29.

Herzensbruder!

Deine Briefe haben mich geärgert. Dennoch danke ich Dir, weil Du mich lieb hast. Aber wer hat Dich denn zu meinem Seelsorger berufen?

Ich doch sicherlich nicht, mein Junge. Mich ärgert, daß Du meine Seele bedofftern willst, mich ärgert, daß jenes junge Schwesterlein absolut keine seelsorgerlichen Bedürfnisse zu hegen scheint, daß es sich nicht einmal wundert, geschweige denn entsetzt über meine Gottlosigkeit, mich ärgert überhaupt alles: der Sanitätsrat, der den Heilungsprozeß nicht um das Geringste beschleunigt, der Krankenwärter, der mir täglich beistehen muß, wie einem Kinde, die Schwesternschaft, die auf leisen Sohlen und mit freundlichem Nächeln (das ist also direkt grundlos und das Gegenteil hätte ich verdient) mich umschleicht. Man ist wie ein hilfloses, unvernünftiges Kind. Kerl, das ist heillos unmännlich, das schlaucht mich. Mich ärgert alles. Ich mag keinen Menschen sehen. Kein Besuch wird angenommen. Die Kommilitonen sind außer sich. Daß sie. Ich kann die Fragen nicht leiden. Genug schon, daß ich den Sanitätsrat einigermaßen höflich behandeln muß. Das ist eine kolossale Kraftprobe. Nur Schwester Johanne, die mag ich gern um mich haben. Weißt Du, sie ist wie die Sonne. So lieb und warm scheint sie und leuchtet so selbstverständlich, macht kein mitleidiges Gesicht und doch fühlt sie tief mit mir. Ja, sie versteht alles, was ich entbehre: Aneipe und Bummel, Paukboden und Ballsaal. Sie empfindet mit mir den Schmerz über meine Verkrüppelung. Sie sagt das alles nicht, aber ich weiß es. Wenn sie nur ein Wort über mein Leben sagen wollte, nur einmal entsetzt, entriistet, verlekt sein wollte! Ich reize sie aufs äußerste, ich beanspruche ihre Kraft manchmal ungebührlich; sie nimmt freundlich alles auf sich. Ganz vereinzelt fliegt ein ganz leiser Hauch von unendlicher Trauer über ihr reines, liebes Gesichtchen. Mensch, dann möchte ich flennen!

Übrigens, den Plan, dieses Mädchen aus dem Diakonissenberuf zu reißen, habe ich aufgegeben. Dieses Kind muß, muß Kranke pflegen; es ist die personifizierte Liebe und Barmherzigkeit. Ich begreife nur nicht, wo das zarte Geschöpf die fast männliche Kraft und Entschlossenheit hernimmt. Mich ärgert die Existenz eines solchen Wesens, und doch möchte ich Schwester Johanne nicht wieder missen.

Mich ärgert überhaupt alles.

Bessere Dich, Du Pfäfflein.

Dein ärgerlicher Cäsar.

Lieber Mann und Zeitgenosse!

Goffentlich weißt Du die Ehre zu würdigen, daß ich an meinem Geburtstage an Dich schreibe. Ich liege noch immer in dem Krankenhause, die Weltgeschichte geht dessen ungeachtet ihren Gang, nirgends werde ich entbehrt, man ist eben allenthalben zu ersetzen. Das Korps erledigt seine Geschäfte ohne mich, der letzte Konvent ist ebenso schneidig verlaufen, als wenn ich ihn geleitet hätte, das große Frühlingsfest ist glanzvoll gewesen und hat allgemeinen Beifall gefunden, und doch hatte ich es nicht arrangiert, kein Professor vermisst mich im Kolleg. Und wunderbar, nur der Professor B., bei dem ich neulich ein Publikum gehört habe, hat nach meinem Ergehen fragen lassen. Du, das hat mir wohl getan, wenn er auch zu Deiner Sorte gehört. Denn die Erkenntnis, daß man gar nichts bedeutet, ist — wenn auch wertvoll — so doch hart.

Früh heute morgen hat mir der Schwesternchor ein Lied gesungen, weiß nicht wie es heißt, weiß nur daß es eine liebliche Melodie hat, und daß häufiger das Wort wiederkehrt: Eins ist not. Der Geist ist doch angegriffen von der Krankenhausluft, ich wurde wahrhaftig ein wenig weich, ich bedankte mich durch Schwester Johanne. Da hättest Du das verschwiegene Leuchten auf ihrem Gesichte sehen sollen! So habe ich mich denn nicht mehr meiner Weichheit geschämt. Nachher brachten mir die Kommilitonen ein Ständchen. Die braven Kerle meinten's gut, aber mir wäre es schon recht gewesen, sie hätten es nicht getan — — Schwester Johannes wegen. Ich mußte die Chargierten empfangen, sonderbar, wir sind uns fremd geworden, es war ein peinliches Beisammensein.

Dann die Post. Viel Quatsch. Gefränkt hat mich der Brief von meinem Mädcl. Ist das Ding oberflächlich! Das arme Gör wird den Laufpaß schwer tragen, aber ich kann nicht aus Mitleid treu sein. Ich mag sie nicht mehr. Die Krankenhausluft hat mich sensibel gemacht, früher war das 'ne Kleinigkeit, so'n Mädcl zu versehen. Sie hat mir auch noch 'ne Schummerrolle gestickt. Schwester Johanne freute sich zu der reizenden Gabe meiner „Schwester“, ich habe ihr eine Lüge gesagt. Seitdem sitzt mir ein böser Stachel im Herzen, der mir alle Freude nimmt an dem — — — Geburtstag. Zum ersten Male legt sich auch ein Brief meiner Mutter wie ein Druck auf die Brust. Die Gute! Wenn sie ihren Sohn wirklich kannte! Was ist man doch ein erbärmlicher Kerl gewesen, ein gerissener Schauspieler, überall verlogen.

Na, bilde Dir nur nichts darauf ein, daß ich Dir gerade dieses alles schreibe. Jemand muß ich haben, der Gefäß meiner Unruhe ist, da kann man doch keinen Bierseidel nehmen. Na ja, Du bist mir eben gerade wertvoll genug dazu.

Behalte mich lieb, wenn Du magst, sonst laß es, mir ist's eins.

Dein Cäsar, der sich entthront fühlt.

P. S. Der Sanitätsrat hat mein Wein künstlich an zwei Stellen brechen müssen, damit es einigermaßen wieder grad wird. Na ja.

Xxx, 27. April 1911.

Lieber Hans!

Was ich auszuhalten habe, das drückt kein Wort aus, wie viel weniger ein toter Federstrich. Menschenkind, Schwester Johanne ist todkrank. Vor acht Tagen mußte sie sich legen. Bald stellte der Arzt eine schwere Lungenentzündung fest. Das Fieber stieg in kurzer Zeit enorm. In den letzten Tagen ist es kaum von der gefährlichen Höhe gesunken. Immer 39 morgens. Und abends 41, ja 41,5. Hans, Hans, wie lange wird der schwache Körper das aushalten! Sie darf nicht sterben, Mensch, sie darf nicht. Ich habe sie nötig für mein Leben, für meinen Frieden. Denke, sie hat im Fieber von mir gesprochen. Was hat sie gesagt. Hans, falte Deine Hände, sei andächtig: „Der Student muß Jesus kennen lernen. Bringt ihn hin, bringt ihn hin! Er will ja, er will so gern, haltet ihn doch nicht zurück. Laßt ihn los!“ Und dann hat sie in der Phantasie meine Hand genommen, dann ist sie mit mir nach Golgatha gegangen. Dann plötzlich muß sie empfunden haben, daß ihre Hand leer ist. Dann hat sie geschrien: „Wer hat ihn weggenommen? Er will ja zu Jesus, so laßt ihn doch! Aber sagt nichts zu ihm, laßt ihn, er will allein und kann nicht den Weg finden, nur von mir will er ihn sich zeigen lassen. Gebt ihn mir! Wo ist der Student?“

Furchtbare Klarheit und Wahrheit des Fiebers. Schwester Helene berichtet mir alles, ich kann ja nicht zu ihr. Hans, ich habe wieder beten gelernt, ich will ihr Leben Gott abringen...

Eben ist Schwester Helene fortgegangen. Hans, Johanne stirbt. Sie wird die Krisis nicht überstehen. Die tagelangen Fieber haben den zarten Körper zu sehr zerrüttet, die Ärzte haben alle Hoffnung abgegeben. Nein, nein, nein, sie kann ja nicht sterben! Soll ich die

freundliche, bescheidene Heidelerche mit dem selbstverständlichen Sonnenlächeln nicht wieder ihre lieblichen Weisen singen hören? Und Hans, soll sie nie meine Hand nehmen und mir ihren Heiland zeigen? Ich möchte ihn wahrhaftig sehen, der in ihr so sehr Gestalt gewonnen hat.

Hans, ich kann nicht mehr. Jetzt im Glauben beten können, wobon Du mir so oft vorgeschwärmt hast! Ich will auf meine Art beten, tu Du's auf Deine, für sie — wenn's noch Zeit ist — und sonst für mich. Gott muß mich ja hören. Hans mich, mich muß er doch hören.

Von Herzen

Dein Hugo ...

P. S. Ich habe gestern in der Aufregung nicht daran gedacht, den Brief auf die Post tragen zu lassen. Sie ist gerettet, Hans. Sie wird genesen. Eine Sorge haben die Ärzte noch, sie könne Schaden genommen haben an ihrer Lunge. Aber ein Aufenthalt im Süden würde ihr alle Lebenskraft und volle Gesundheit wiedergeben. Wie freue ich mich, daß ich reich bin! Sie soll auf meine Kosten fort. Danke mit mir, Hans. Und nun eins, ich mag es kaum aussprechen, es ist wie ein heiliges Geheimnis, das nicht feuch genug behandelt werden kann: Hans, in diesen Tagen habe ich Jesus von Nazareth kennen gelernt, da mußte ich niedersinken und bekennen: Mein Herr und mein Gott!

Herzlichst Dir verbunden

Dein Hugo.

(Schluß folgt.)





Die Sonntägliche Predigt

Eine reichgesegnete Arbeit ist die Verteilung der „Sonntäglichen Predigt“. 1881 war es, als Hofprediger Stöcker die Arbeit begann. Stöcker erkannte klar die dringende Notwendigkeit, den Tausenden, die des Sonntags keine Kirche besuchen können, die dem Schall des Wortes Gottes entrückt sind, einen Ersatz zu geben.

Nach mancherlei Versuchen gründete er die „Sonntägliche Predigt“. Ein ungeahnter Erfolg war dieser Arbeit vergönnt. In ganz kurzer Zeit hatte die Predigt eine Auflage von 120 000 bis 130 000 Exemplaren. Der amerikanische Evangelist Moody konnte es nicht glauben, daß ein solcher Erfolg möglich sei und fragte Stöcker, als er 1893 in Chicago bei Moody war: „Ist es wirklich wahr, daß Ihre Predigten in 130 000 Exemplaren verbreitet werden?“ „Ja,“ sagte Stöcker, „das ist gewiß wahr; in Deutschland ist manches möglich, was man in England und Amerika nicht glaubt.“

War auch vielleicht der Name des großen Mannes beteiligt an dem Erfolg, so hat doch auch zweifellos der Gedanke an sich seine Kraft bewiesen. Ganz unzweifelhaft geht das daraus hervor, daß im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl ähnlicher Unternehmungen entstanden ist. Nicht nur in Deutschland, auch die Schweiz hat heute ihre eigene Predigtverteilung und sogar die liberale Theologie hat ihre sonntägliche gedruckte Pfennig-Predigt.

Ein schönes Stückchen erzählt D. v. Dörzen in seinem Lebensbild Adolf Stöckers über den Dank eines Straßenbahnschaffners für die „Sonntägliche Predigt“: Am Sonntagmorgen besteigt eine Dame mit Gesangbuch den Straßenbahnwagen, der zur Stadtmissionskirche führt. Als sie zahlen soll, bemerkt sie, daß sie ihr Portemonnaie daheim vergessen, und will den Wagen wieder verlassen. Da wehrt ihr der Schaffner mit der Frage: „Wollen Sie zu Stöckern in die Kirche?“ Und auf das „Ja“ übergibt er ihr unentgeltlich einen Fahrchein. Aber damit nicht genug, erscheint er binnen kurzem wieder mit der Frage: „Wie wird

denn det nu aber mit'n Klingelbeutel?" Und wohl oder übel muß die Dame noch zehn Pfennig bar für die Kollekte von ihm annehmen. Der Mann hatte seinem Dank Ausdruck geben wollen für oft erhaltene „Stöcker-Predigten“.

Bis heute hin hat die „Sonntägliche Predigt“ eine Auflage von 100 000 Exemplaren. Es ist nicht so, als sei die Arbeit eine verlorene, eine Spielerei. Viele Widerhaken sind durch das einfache Blättchen in gottfremde Herzen getrieben worden, viel Trost und Erquickung haben sie in manches arme, kranke Herz gebracht.

Adolf Stöcker ist gestorben, sein Werk geht weiter, auch seine „Sonntägliche Predigt“ geht weiter. Der Herausgeber dieses Blattes, Pastor Samuel Keller, hat die verwaiste Arbeit seit zwei Jahren übernommen. Sie ist da in guten Händen. Es ist eine Pfennigarbeit, das Exemplar kostet allwöchentlich einen Pfennig. Der direkte Versand erfolgt von fünf Exemplaren ab. Porto extra.

Es sind Samenkörner, die in die Seelen hungriger Menschen gestreut werden möchten. Einige der Samenkörner sollte noch mancher Christ austreuen helfen. Für größere Arbeit empfiehlt sich die Gründung eines Predigtbundes, wie sie in Berlin und anderen Städten in Segen arbeiten.

Wer selbst nicht Gelegenheit hat auszustreuen, der sende der unterzeichneten Vertriebsstelle einen Beitrag zur Verbreitung der Predigten.

Der Ansprüche um Gratislieferung für Krankenhäuser usw. sind viele, wer füllt uns die Hände, daß wir mehr als bisher den Bitten nachkommen können? Besonders für die Totenfest-Verteilung sind größere Gaben unentbehrlich.

Berlin SW. 61

Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

Johanniterstr. 6 Abt. I Der Vaterländ. Verlags- u. Kunstanstalt.

Anmerkung: Der vorjährige Jahrgang ist unter dem Titel „Volkspredigten I. Reihe“ auf besserem Papier gedruckt und gebunden zum Preise von Mk. 3.— zu beziehen. Der laufende Jahrgang wird, auch in besserer Ausstattung, zu Advent d. J., zu gleichem Preise geliefert werden können.

Vom nächsten Jahrgang ab, den auch Herr Pastor Keller, und zwar über freie Texte, schreiben wird, wird eine neue, besonders kräftige und große Schrift zur Verwendung kommen.





Das Wort Gottes

Von Dr. Friedrich Bethge-Wolmirslieben.

I.

„Das Wort sie sollen lassen stahn!“ Das ist mit Luther aller gläubigen Christen Trost und Troß. Recht trösten und welttrugig machen kann das Wort aber nur dann, wenn wir es als Gottes Wort in uns wirksam werden lassen. 1. Thess. 2, 13: „Da ihr empfanget von uns das Wort göttlicher Predigt, nehmt ihr es auf nicht als Menschenwort, sondern wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, welcher in euch wirkt, die ihr glaubet.“ Gott selber ist wirksam in seinem Wort! Und nur soweit wir Gott durch sein Wort wirken lassen, ist es uns Gottes Wort. Die Überzeugung, daß Gott das Wort durch seinen Geist geredet hat, ist toter Glaube, wertlos, ja den „Gläubigen“ richtend, wenn dieser nicht das Wort als Gottes Wirksamkeit aufnimmt und erfährt und jedes Gotteswort in ihm Wahrheit und Erlebnis, Wille und Werk wird. Wie das ewige Wort in Jesus Christus Mensch ward, so wird der an Jesum Christum Gläubige das ewige Wort, das ist Gott alles in ihm. Hieraus folgt, daß die Gläubigen, die Gottes Wort nicht ihr Fleisch und Blut, ihr Geistleben in Christo und in der Welt werden lassen, nicht „Gläubige“ sind, ja sich mehr verjündigen als die, denen das Geheimnis der Inspiration verhüllt ist. Das Gericht muß ja immer am Hause Gottes anfangen. 1. Petr. 4, 17. Die zu diesem Hause als lebendige Bausteine gehören, sind nicht allein Hörer des Worts, sondern Täter. Und das Wort wird Tat, wenn aus der Fülle Christi Gnade um Gnade genommen wird (Joh. 1, 16), wenn in Christo die neue Kreatur entsteht (2. Kor. 5, 17), die charaktervolle, gottregierte Persönlichkeit, die durch heiligen Wandel in Wort und Werk und allem Wesen Christum und sein Licht ausstrahlt.

Wie große Dinge wirkt doch das Wort Gottes! Was sind alle Großmächte der Welt gegen diese Großmacht! Hast du und bist du Gottes Wort, so bist du mächtiger als alles! Ein Wörtlein kann den Fürsten der Welt und die ganze Welt fällen. Es ist das Schwert des Geistes

(Ephes. 6, 17), eine Waffe, mächtig vor Gott, zu verstören Befestigungen (2. Kor. 10, 4). Denn es kommt aus der Predigt des Wortes Gottes der Glaube (Röm. 10, 17), der die Welt überwindet (1. Joh. 5, 4). Es heiligt die Menschen das Wort der Wahrheit (Joh. 17, 17), es bringt hundertfältige Frucht, der Same des Wortes Christi (Matth. 13, 23). Es ist eine Gotteskraft zur Seligkeit (Röm. 1, 16). Aus ihm kommt Vergebung der Sünden, der Herzensfriede mit Gott, der Trost in allem Elende, die fröhliche Hoffnung (Röm. 15, 4) bis zu jener unaussprechlichen Freude, wenn offenbaret wird Jesus Christus (1. Petr. 1, 6 f.).

So wirkt das Wort, wenn wir es recht aufnehmen und in uns walten lassen. Die Gläubigen hungern und dürsten danach (Amos 8, 11), sie nehmen es auf mit Sanftmut, wenn es Buße predigt (Jak. 1, 21); sie nehmen es auf mit Freuden im hl. Geiste, auch wenn es kommt mit dem Kreuz vieler Trübsale (1. Thess. 1, 6). Sie leben das ewige Leben von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht (Matth. 4, 4). Das Wort ist ihre Speise auf der Himmelsreise. Sie suchen immer das eine, was not ist, Jesum Christum (Luk. 10, 42); denn sie ringen ihr ganzes Leben nur um eins, um der Seele Seligkeit. Alles andere ist nebensächlich, es interessiert nicht viel. Soviel das Wort den gnädigen und heiligen Jesum Christum bringt, soviel steckt Gott darin mit seiner Gnade und Wahrheit. Und dann geht man hinein ins Leben und trägt das Wort in einem feinen, guten Herzen und bringt Frucht in Geduld in der Nachfolge des Herrn, der sagte: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Matth. 7, 26).

Hiernach muß sich ein jeder prüfen, ob er ist im Glauben an das Wort Gottes, ob Christus in ihm ist (2. Kor. 13, 5) ob seine Bibel groß oder klein ist, wieviel Gottes Wort in der Bibel ist für ihn und wieviel nicht. Und ringen muß ein jeder, daß seine Bibel größer, Gottes Wort für ihn umfangreicher und wirksamer wird. Je mehr die Kraft Gottes in uns ist zur Rettung der Seele, desto mehr ist auch das Wort für uns Gottes Wort!

II.

Das Gotteswort haben geredet und geschrieben die heiligen Männer Gottes, getragen vom hl. Geist. In der Schule Jesu Christi, sei es des auf Erden lebenden, sei es des im Himmel waltenden, sind sie herangereift in Glaube und Heiligung. Sie sind religiös-sittliche Charaktermenschen geworden. In dem Grade als sie Jesum Christum zu ihrem Lebensinhalt machten und den gnädigen und guten Willen Gottes an sich erfüllten, in dem Grade verstanden sie Jesum Christum auch. Der

hl. Geist leitete sie in alle Wahrheit, weil in das Leben Christi. Er war ihnen nichts Angelerntes, er wurde immer mehr ihr Erlebtes, das einzig große Erlebnis, das das Menschenleben lebenswert macht. Eine derartige Höhe wahren, lebendigen, aktuellen Christentums erreichte ein Paulus (Gal. 2, 20: „Christus lebt in mir.“ „Was ich lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes.“), oder ein Johannes, wie sein Evangelium und erster Brief vielfach bezeugt. Die Christusgläubigen sind Christuserfüllte geworden, da sie alles aus seiner Fülle nahmen.

Dieser Christus hat gesagt: Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben (Joh. 6, 63). Dieser hl. Geist und dies göttliche Leben sind für immer mit Jesu Worten verbunden. Es sind göttliche Kräfte darinnen. Das verliert sich nicht. Sonnenstrahl bleibt Sonnenstrahl, auch wenn er Jahrtausende alt ist und in Holz und Kohle schlummert. Er wird schon hervorbrechen und Licht und Wärme spenden, wenn Menschen ihn gebrauchen wollen. So ruhen in den Worten Jesu die Sonnenstrahlen der Gnade und Wahrheit und brechen ins Menschenherz, daß das Herz brennt wie auf dem Wege nach Emmaus und Lichtesfinder aus der Morgenröte der Christussonne geboren werden. Dem er selber, der Herr, der Geist ist, wie Paulus schreibt, steht dahinter und steckt darin.

Was das Herz von Christus voll ist, des Mund geht davon über. Als geisterfüllte Gottesmenschen und Christusjünger redeten und schrieben die Apostel und Evangelisten. Sie waren wesentlich inspiriert vom hl. Geiste. Sie schrieben nicht als Automaten, denen diktiert wurde, wobei ihr geistliches Denken in Glaube und Liebe ausgeschaltet wurde. Das hieße, die Apostel zu Schreibmaschinen herabwürdigen und die große Lebensarbeit des hl. Geistes an ihnen für wertlos, weil fruchtlos erklären. Sie schrieben aber auch nicht als Autodidakten, als Selbstgelehrte, die Wahrheit und Weisheit ihrer Gotteserkenntnis und Weltanschauung als Ergebnis ihres Sinnens und Denkens bezeichnen konnten. Sie schrieben vielmehr als Theodidakten, als Gottgelehrte, die in Gott lebten und Gott in ihnen, die Tempel waren des hl. Geistes, in denen der Geist dauernd die göttlichen Weisen intonierte; als Geisterfüllte, die beides waren: Harfen und Harfner. So griffen sie mit geheiligten Händen in die Saiten der Seelenharfe und spielten die großen Symphonien, die alle nichts sind als eine Ausrufung des einen Klanges: Jesus Christus.

So war das Wort, das sie predigten oder niederschrieben, beides: wahrhaftiges Gotteswort und Menschenwort. Es war und ist Gottes

Wort, weil Christus, den der hl. Geist in ihnen verklärte, so daß all ihr Leben und Denken ein Widerschein Christi war, als wesentliche und wirkliche Wahrheit in ihnen war. Der Christus, der sagte: „Ohne mich könntet ihr nichts tun,“ war es, ohne den sie nichts denken, reden und schreiben konnten, den sie im heiligen Geist betend und denkend einatmeten und redend und schreibend ausatmeten. So ist Gottes Wort das Geistlicht und der Seelenhauch Jesu Christi.

Es ist aber auch Menschenwort in menschlichen Sprachweisen und menschlichen Verhältnissen des Geistes und Lebens auf Grund von menschlichen Lebenserfahrungen und Lebensstellungen und den davon bedingten Aufgaben. Wie ein jeder seinen Gott und Christus erfahren und wie er es für seine Leser not hielt, so redeten und schrieben sie. Matthäus hat ein ander Beweisziel im Evangelium wie Johannes und eine andere Ausdrucksweise. Aramäischer Sprachbau ist anders wie griechischer. Paulus schreibt an andere Leser wie Petrus. Sie modeln ihre Stimme nach den Begnadungen ihrer Seele und den Mäten der Menschen-seelen, wie der hl. Geist dauernd ihre Stimmung moduliert und Triebkraft aller Wellenbewegungen des Herzens ist. Auf solche Weise ist das Wort Gottes Mensch geworden; Persönlichkeitsmenschentum redet aus allem. Und so finden die tausendfach verschiedenen Lagen des Menschenlebens und Stimmungen des Menschenherzens ihre göttliche Durchleuchtung und Umkehrungen, ihren Weg und Ziel. Es ist Gottes Wort für alle menschlichen Lebenslagen; es ist kein Fall denkbar, wo Gottes Wort für Menschenleben nicht ausreichte.

In Summa: die Bibel ist kein Wörterbuch, das aus einzelnen Wörtern besteht, geschrieben von Männern als Schreibmaschinen; sondern die Bibel ist ein gottmenschliches Lebensbuch; wie Jesus Christus der Gottmensch ist, so auch sein Evangelium. Und sie besteht aus Worten Gottes, das ist aus göttlichen Geistgedanken in menschlichen Sprechweisen und auf Grund menschlicher Lebenserfahrungen. Das Wort Gottes ist kein Blik und kein momentaner Einfall (2. Petr. 1, 21), sondern eine Sonne und die höchste Lebensarbeit, die Gott durch seinen hl. Geist in den Menschen gewirkt hat.

Hierin beruht nun eine wunderbare Schönheit und wunderbare Wirkungskraft des Wortes Gottes. Es ist wie in einem Gotteshaus mit herrlichen Glasmalereien. Da ist nicht einerlei, sondern mancherlei Farbe; da sind Blumen und Wolken und Menschen, Berg und Tal und Wanderer, Geschichten mit Massen und Handlungen einzelner. Aber wenn dann die Sonne hindurchscheint, hebt das ganze Bild auf der Höhe

seiner Schönheit zu wirken an. So scheint die Sonne Jesus Christus durch alle Lebensbilder des Wortes Gottes, und Auge und Herz schauen die Schönheit und Kraft Gottes, die aus Menschen redet und aus Silien duftet. Wer möchte solche vielfarbige Schönheit missen, daß Gott so durch Menschen redet! Sein Wort würde als Engelwort uns fremd bleiben, als Diktat eine klingende Schelle sein. Aber nun ist, wie Jesus Christus, um ein barmherziger Hohepriester zu sein, wahrer Mensch geworden ist, so auch sein Wort in Menschengestalt erschienen, um Menschen Gottes zu schaffen, einen jeden nach seiner Art.

Daß hiermit mancherlei Unebenheiten der Erzählungen und Darstellungen, sei es von Tatsachen, sei es von Aussprüchen zusammenhängen, was schadet es? Was schadet es z. B., wenn bei der Versuchung des Herrn Matthäus die Reihenfolge beachtet: Wüste, Tempel, Berg; Lukas dagegen: Wüste, Berg, Tempel! Die Aufeinanderfolge ist bedeutungslos für den Glauben. Interessant aber ist die verschiedene Reihenfolge fürs Leben. Mit der Brotfrage hebt's immer an; aber dann ist bei dem einen leibbeherrschend die Selbstvergötterung, bei dem andern die Weltherrschaft, wie Ludwig XIV. und Napoleon I. zeigen. Vergl. Matth. 8, 5 f. und Lukas 7, 2 f. Und so gibt es viele Verschiedenheiten, Rätsel, die der Lösung harren und zum Teil nicht gelöst werden können. Man vergleiche auch die scheinbar sich widersprechenden Angaben des Johannes, die zum Nachdenken zwingen, z. B. Joh. 3, 17; 5, 22; 9, 39.

Das alles, was sonst an Versehen und Übersehen, an fehlhaken Erinnerungen und Darstellungen aufgebraucht wird, um mit der Schlange fragen zu können: Sollte Gott gesagt haben? — sind menschliche Schatten, die für gläubige Christen keine Bedeutung haben; denn sie stehen in der Sonne. Christen sind eben keine Kleinigkeitskrämer, die aus der Gl. Schrift Papierschitzel machen, noch Wortklauber, die die Wörter zerpfücken wie die Blätter der Rose, und dann klagen, daß sie nicht duftet. Sie sind Wahrheitsforscher und keine Irrtumsfucher, die durch den Gebrauch der Lupe das Augenlicht verloren. Sie suchen nichts als Christum und sein Heil. Und es ist das der höchste Gewinn von jeder Bibelfunde: „Sie sahen nichts denn Jesum allein.“

So großzügig dachte auch ein Luther, wenn er sich einerseits in Demut beugt und die Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen nimmt vor dem Wort: „Das ist mein Leib,“ obwohl er mit der geistlichen Umdeutung durch Untergrabung der Grundlage der Messe dem Papsttum „den stärksten Puff“ geben konnte; so urteilt er andererseits über Abweichungen unbefangen und unbesorgt: „Es sind Fragen und bleiben

Fragen, die ich nicht will auflösen. Es liegt auch nicht viel daran, ohne daß viel Leute sind, die so spitzig und scharfsinnig sind und allerlei Fragen aufbringen, und davon genau Rede und Antwort haben wollen. Aber wenn wir den rechten Verstand der Schrift und die rechten Artikel unseres Glaubens haben, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, für uns gestorben und gelitten hat, so hat's nicht großen Mangel, ob wir gleich auf alles, so sonst gefragt wird, nicht antworten können. Die Evangelisten halten nicht einerlei Ordnung; was einer voran sezet, das sezet der andere bisweilen hinten... Ihm sei nun wie ihm wolle (die Tempelreinigung nach Matthäus und Johannes), es sei zuvor oder hernach, eins oder zwier geschehen, so bricht's uns an unserem Glauben nichts ab... Wenn ein Streit in der hl. Schrift fürfället, und man kann ihn nicht vergleichen, so laß man's fahren."

III.

Eins freilich kann man nicht fahren lassen: Wie von dem Werk, so auch von dem Wort Christi darf kein Fota bemängelt oder weggenommen werden. Es ist eine entscheidende Frage für den Glauben, ob Jesus Christus geirrt hat. Und da ist ein Punkt besonders wichtig. Daß der Unglaube die sichtbare Wiederkunft Christi leugnet, ist nicht verwunderlich. Was läßt der Unglaube überhaupt stehen seit Celsus bis zu dem modernen phrasenreichen Pantheisten und Monisten! Aber das ist verwunderlich, daß selbst gläubige Theologen annehmen, Christus habe sich in bezug auf die Nähe seiner Wiederkunft geirrt. Keineswegs! Man lese: Matth. 16, 28: „Wahrlich, ich sage euch: es stehen etliche hie, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.“ Hierbei ist zu beachten, daß 16, 27 vom jüngsten Tag handelt. Markus 9, 1: Es stehen etliche hie, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie sehen das Reich Gottes mit Kraft kommen. Lukas 9, 27: Ich sage euch wahrlich, daß etliche sind von denen, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie das Reich Gottes sehen. Matth. 26, 14: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels. Diese letzte Stelle ist der Schlüssel zum Verständnis der andern. Das „von nun an“ bezeichnet den Anfang des Kommens des Reiches Gottes, bei dem es ganz ersichtlich ist, daß es Machtwirkungen des zur Rechten Gottes erhöhten Herrn auf Erden sind. Von ihm geht alles aus, und er ist mitten drin. Pfingsten ist der nächste Höhepunkt dieser Aussage und von Pfingsten geht die Sturmflut des hl. Geistes

durch alle Welt bis zum jüngsten Tage. Das Rauschen dieser Wogen ist Einläuten dieses Tages. Und der durch seinen Geist gegenwärtige Christus ist immer der Mittelpunkt, um den gekämpft und gesiegt wird. Und jeder machtvolle Fortschritt des Reiches Gottes ist ein Stück vom jüngsten Tag, ein Strahl in der Morgenröte dieses Tages. So nahe liegt beieinander das Geisteskommen Jesu Christi in der Zeit und das Herrlichkeitskommen am Ende der Zeit. Auch daß „etliche“ vor ihrem Tode die mächtige Ausbreitung des Reiches Gottes sahen, wiederholt sich immer wieder, wenn nach Stillstand und Niedergang die Zeiten des Aufschwungs kommen. So waren es etliche, die die öde Zeit des Nationalismus durchtrauerten und dann das Evangelium wieder hell leuchten sahen.

Eine andere Schwierigkeit liegt in dem Durcheinander der Schilderungen von der Zerstörung Jerusalems und vom Weltende. Die gewaltigen Gedankenwellen Jesu haben die Apostel so umbraut, daß sie bald diese Blut bald jene schildern und man das Durchzittern ihrer Seelen merkt. Es ist eine Zusammenstellung von Bildern über zwei Ereignisse, bei denen Reihen- und Zeitfolge keine Bedeutung hat. Unser Herr aber hat beides klar auseinander gehalten. Bedeutsam ist zunächst, daß er gerade bei Darstellung dieser Zukunftsdaten sprach: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht (Matth. 24, 35). In bezug auf die Zerstörung Jerusalems hat er sein Wort eingelöst. Das Geschlecht ist nicht vergangen (24, 34), bis sein Blut über sie und ihre Kinder gekommen ist. Er wird auch sein Wort über den jüngsten Tag einlösen. Von diesem Tag hat er auf das bestimmteste gesagt, daß der Sohn ihn nicht kennt (Mark. 13, 32). Da macht der demütige Jesus keine Aussage, die dem widerspricht. Er greift nicht in seines Vaters Ehrenvorrecht ein. Und wir begreifen, warum er es nicht weiß. Wie sein Leben und Kreuzestod ein Werk der Liebe und des Glaubens ist, so steht die ganze Zukunft des Reiches Gottes, solange er auf Erden lebte, nicht im Bereich des Wissens, sondern des Glaubens!

Weiter aber hat Jesus einen Ausspruch getan, der Jerusalems Zerstörung und das Weltende weit auseinander schiebt. Das Ende kommt erst nach Vollendung der Heidenmission (Matth. 24, 14). Inzwischen liegt Jerusalem wüste mit seinem Tempel (Matth. 23, 38). Wie lange das dauern wird, darüber hat Jesus weder eine bestimmte noch unbestimmte Andeutung gemacht. Es ist erfreulich, daß der bedeutendste Schriftforscher dieser Tage ebenfalls zu dem Resultat kommt: „Zu sagen, daß Jesus hierin sich geirrt und falsch geweissagt habe, erscheint

angesichts der ausführlicheren und daher die einzelnen Momente des Zukunftsbildes schärfer sondernden Weissagungen Jesu töricht (Zahn).

Inzwischen wartet die gläubige Christenheit auf die Stunde, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Wer weiß, was für Ereignisse der Vater noch wirkt, welche Welten er noch zuvor zur höchsten Schönheit entwickelt, bis das Reich Gottes und seines Christus in Herrlichkeit offenbar wird. Und wer glaubt, ringt darnach, daß auch ihm gelte Offenb. Joh. 3, 8: „Du hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleugnet,“ damit, wenn Christus kommt, ihm die Krone beigelegt wird.



Vertrauen

Du bist mein Gott. Mich soll kein Dunkel reizen
Von dir hinweg, den ich gesucht so lang,
Mir sollen keine Schmeichelzauberweisen
Neu wecken gier'gen, wilden Sehnsuchtsdrang.
Laß mich bei dir. Ich brauche deine Macht,
Wenn um mich her der Erde Bonnen gleichen,
Dann ruf mich laut zu gottgestärkter Wacht.

So leicht reißt mich ein Strudel aus den Gauen,
Wo du mich birgst in heil'ger Gotteshut
Zurück zum Sturmgetos, dem wilden, rauhen,
Und peitscht in heißer Fiebermacht das Blut.
Und wenn dann deine Größe mir nur schenkt
Ein wunderherrlich, riesenhaft Vertrauen,
Wird all mein Mühen in die Nacht gesenkt!

Richard Mbrecht, stud. phil.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

E. v. P. Ihre Anregung will ich gern hier weiter geben. „Seit langer Zeit liegt es mir auf dem Herzen, daß große Scharen der gebildeten Mädchen sich so gar nicht um das arme Volk kümmern. Sie haben in den großen Städten keine Gelegenheit, es kennen zu lernen. Wir Landkinder wachsen ganz anders mit dem Volke auf. Da dachte ich nun: wäre es nicht gut, wenn die gebildeten Konfirmandinnen gläubiger Pastoren dazu herangebildet würden, daß der Pastor sie während der Konfirmationszeit zum Kindergottesdienst heranzieht. Die Mädchen könnten kleine Gruppen von sechs Kindern bekommen und sich um diese kümmern müssen. Die Gemeindegeweiher könnte sie bei Hausbesuchen begleiten.“ ... Es läßt sich verschiedenes dafür und dagegen sagen. Vielleicht antwortet jemand aus dem Leserkreise?

Pastor F. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihren Artikel über den „Eucharistischen Kongreß“ nicht abdruckte. Andere christliche Blätter, die mehr Raum und etwas andere Ziele haben, werden ihn inzwischen längst gebracht haben. Genug, wenn ich wieder öffentlich meine Sympathie mit der evangelischen Bewegung in Spanien ausdrücke und mich freue, wenn meine vielangezapften Leser so fleißig sind in guten Werken, daß sie der Verkündigung des Evangeliums in Spanien ihre Teilnahme auch ferner zuwenden.

W. in G. Sie stellen eine ganze Reihe Fragen; einige will ich kurz zu beantworten suchen. 1. „Warum können wir immer nur glauben, niemals wissen?“ Da scheinen Sie Glauben für geringer als Wissen zu halten. Aber Wissen ist nur die Kenntnis der uns umgebenden niederen Natur; Glauben ist die Erfahrung einer uns umgebenden höheren Natur. Der Vogel hüpfet häßlich aber mit beiden Füßen auf festem Boden; wieviel schöner ist sein Flug! Glauben gleich dem Fliegenkönnen. 2. „Warum das viele Leiden in der Welt?“ Lassen Sie sich vom Verleger dieses Blattes meinen Vortrag „Der Charakter Gottes und das Unglück von Messina“ kommen; 10 Pfg. ohne Porto. Manche Richtlinien zum Nachdenken werden Sie darin finden. 3. Das Mitleid bei der Tierquälerei geht bisweilen mitgefühligen Leuten durch. Dann dürften sie

kein Fleisch mehr essen und kein Tier töten, das sie durch sein Dasein beunruhigt oder quält. Man wird der ganzen Frage nicht besser gerecht, als wie Paulus es Röm. 8, 19—23 versucht hat. Wenn einst das Stückwerk aufhören wird, werden wir den Sinn und Segen des Seufzens der Kreatur auch erst voll verstehen. Jetzt sind Naturordnungen, Teufelsrechte und Menschenfünde in dieser Sache so durcheinander gewirrt, daß wir das verflochte Garn nicht lösen können. Der Anbruch der Hilfe für alles ist die Erlösung des Menschen durch Christus. — Aber freilich davon scheinen Sie auch noch herzlich wenig verspürt zu haben. „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ 4. Gewiß werden manche durch Leiden auch schlechter. Dieselbe Wärme läßt den Ton hart werden und das Wachs schmelzen. Ich empfehle Ihnen das Studium des 32. Psalms und des 5., 6., 7. und 8. Kapitels im Römerbrief. Beten Sie dabei, daß Gott Ihnen die richtige Erkenntnis Ihrer eigenen Sünde und der Erlösungstat Christi offenbaren möge, dann dürften alle andern Fragen, die herzlich nebensächlich sind, ihren Schein verlieren. Wem die Sonne Christus aufgegangen ist, der interessiert sich weniger für die zerklüfteten Ränder des blässer und blasser werdenden Mondes! — In Ihrer Stadt gibt es einen Pastor mit einem Vogelnamen: hören Sie den! Er ist sehr tüchtig und lieb!

Frau Pfarrer Wendt. Ihren Artikel über den Verzweiflungskampf der Nestorianischen Kirche kann ich beim besten Willen nicht abdrucken; denn oft bringt eine Post drei ähnliche Aufrufe aus aller Welt. Wer den Artikel lesen oder sonst sich dieser Liebesarbeit mit herzlicher Teilnahme annehmen möchte, kann ja direkt an Sie schreiben: Adresse, Verbeß b. Porta Westfalica.

H. W. Darauf möchte ich nur mit einem Ausspruch des seligen Prälaten Bengel antworten: „Über die Wiederbringung aller Dinge sollte man nicht disputieren. Der doppelte Sinn des Wortes „ewig“ ist unleugbar. Ebenso lauten auch die Ausdrücke der Heiligen Schrift von der seligen und unseligen Ewigkeit verschieden.“

Leipzig. 1. Man hat Ihnen gesagt: „Gaben für Waisenhäuser, Mission usw. seien töricht; es käme jetzt nur darauf an, daß man sich selbst im Herrn gründe, damit man mit entrückt würde. Reformieren würde der Herr die Welt dann selbst. Unser Geld brauche er dazu nicht. Es sei vergebliches Bemühen, die Welt dem Satan, der jetzt Fürst dieser Welt ist, zu entreißen.“ Das klingt darbystisch. Scheiden Sie sich von solchen Leuten! Was wollen diese Christen denn mit ihrem Gelde anfangen, wenn sie wirklich an eine nahe Entrückung glauben? Dann wäre es doch erst recht biblisch, „sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon“. Außerdem ist diese ganze Auffassung der Entrückung unbiblisch. — Hat Jesus dem Starken seinen Raub genommen, ist Satan durch das Erlösungswerk Christi gerichtet, dann liegt es nur an der Rauheit und Trägheit der Kinder Gottes, daß nicht noch viel mehr Lebensgebiete für Jesus erobert sind. Wenn Paulus so gedacht hätte, wie jene Ratgeber, wäre er nicht Heidenmissionar geworden. Bei diesem Standpunkt verläßt alles, was wir als „Taten Jesu in unseren Tagen“ mit Dank rühmen. Der Vortrag in diesem Heft „Reich Gottes und soziale Frage“ ist meine Antwort auf solchen Irrtum. 2. Es liegt auf derselben Linie falschen Christentums, was jene Leute Ihnen über den „Verkehr mit Weltmenschen“ gesagt haben.

Wenn ich mir meine besten, vertrautesten Freunde ausfuche, werden das natürlich nicht Spötter oder Feinde des Namens Jesu sein können. Aber jeder, der im Berufsleben drin steht, kommt mit „Weltmenschen“ zusammen, denen er ja gerade dadurch, daß sie ihn näher kennen lernen, die Salzkraft des Evangeliums näher bringt. Der falsche Begriff von „Welt“ ist hier wieder an allem schuld. 3. Sie fragen gegenüber dem Massenelend der Großstadt, wo die Grenze Ihrer Verantwortlichkeit zu helfen liege? Wer Hand angelegt hat, um in dem Nächstliegenden wirklich nach Jesu Sinn zu handeln, verlernt bald diese Fragen. Der einzelne würde sich schnell nutzlos aufreiben. Schließen Sie sich mit der Stadtmision, sozialen Fürsorgevereinen und Ihrem gläubigen Pastor zusammen; dann werden Sie Arbeit genug haben und die äußeren Lebensumstände, Ihre Naturgrenzen und Gottes Geist im Gewissen wird Ihnen bald für die Wirklichkeit zeigen, was Sie tun und was Sie lassen sollen.

M. Der Vortrag: „Wo sind die Toten?“ ist noch nicht für den Druck ausgearbeitet. Es kommen soviel Fragen dabei zur Besprechung, daß ich wohl ein starkes Buch darüber werde schreiben müssen und dafür ist erst wieder Zeit, wenn meine Reisetätigkeit aussetzt. — Mit Ihrer Anschauung von der Entwicklung eines „Zweiflers, der doch aus der Wahrheit ist,“ bin ich völlig einverstanden. — Gelesen und rezensiert habe ich Ihr Buch seinerzeit. Wenn die Rezension nicht erschienen ist und sich unter dem Vorrat in Hagen nicht findet, — das werden Sie im Novemberheft schon sehen, — bitte ich um nochmalige Übersendung eines Rezensionsexemplares. Bei der Unmenge von ankommenden Büchern ist es leicht möglich, daß eine Rezension mal verloren geht.

J. L. u. E. P. u. anderen. Eine ganze Reihe von Briefen enthüllt, — wenn man Nebenumstände verändert — die gleiche Frage: „Warum haben wir kein seliges Gefühl von der Nähe Jesu, obwohl wir unseres Gnadenstandes gewiß sind und in der Zucht des Geistes wandeln?“ Da möchte ich zurückfragen: Wo steht denn geschrieben: Selig sind, die schöne Gefühle auf Erden haben...? Hatte Paulus selige Gefühle, als er schrieb: „Auf daß ich nicht eine Traurigkeit um die andere hätte...?“ Oder, als er von des Satans Engel Faustschläge erhielt? Wir bekommen nur soviel selige Gefühle hienieden, als wir ohne Schaden zu nehmen an unserer Seele vertragen können. „Wenn ich gleich gar nichts fühle von deiner Macht, du bringst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht.“

Herrmann. Manche Antwort auf Ihre Fragen finden Sie im Vortrag dieser Nummer. — Gewiß gehört „unglückliche Liebe“ zu dem Gebiet der Privatseelsorge, wenn die Sache so ernsthaft ist, wie Sie schildern und es keine vorübergehende Duselei war. Es fehlte in den Fällen, die Sie meinen, an dem Vertrauen der jungen Mädchen zu einem gläubigen Pastor oder ihren Eltern; dann wäre es nicht zu den Katastrophen gekommen. Wahre Liebe ist eine so ernste, das ganze Personleben des jungen Menschen erschütternde Angelegenheit, daß haltlose, gebetslose Herzen durch einen plötzlichen Bankrott auf diesem Gebiet leicht zum äußersten getrieben werden. Darum mahnt Gottes Wort: Habe acht auf dein Herz, denn aus dem Herzen gehet das Leben.

Unsere Leser werden gebeten, dem beigelegten **Aufruf der Gesellschaft zur Fürsorge der zuziehenden männlichen Jugend** ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. „Daß dein Brot über Wasser fahren, du wirst es finden nach langer Zeit!“ S. Keller.



Johannes Hesse. Warum bist du nicht glücklich? Eine Frage an alle Gebundenen. Frankfurt a. M., Schriftenniederlage des Ev. Ver. 10 S.

Eine herzliche und andringende Aufforderung, sich dem „Durchbrecher aller Bande“ wirklich und völlig zu ergeben.

A. S. Thenez. Guter Rat für Leidende. Basel, Missionsbuchhandlung. Karton. 1 M.

Es gibt Blumen, Naturschönheiten und Bücher, an denen man bei etwas kurzfristiger Eile vorüberhuschen kann, ohne etwas Besonderes zu entdecken. Nur wer genauer zusieht, entdeckt die eigentliche, originelle Schönheit, die darin verborgen. So ging's mir mit diesem Büchlein. Ich wollte in Eile Stichproben machen und hätte um ein Haar gescholten: Alltätlich! — da glänzte mir plötzlich etwas so hell entgegen, daß ich wußte, hier lohnt sich's Diamanten zu suchen! Dann ward das Buch an einem schweren mutlosen Tage mein großer Trost, der mich froh machte.

Pfarrer Kurt Delbrück. Warum wurde Pastor Jatho seines Amtes entsetzt? Mühlmanns Verlag, Halle a. S. 50 S.

Wer eine klare, vernünftige Darlegung der ganzen Verhandlung lesen will, die nicht durch eine Parteibrille sieht, greife nach diesem Heft.

D. Stodmayer. Im Anfang war das Wort. Nachgeschriebene Hausandachten. Gotha, Verlag von P. Ott.

Diese kurzen Ansprachen aus Hauptweil sind nicht für jedermann: das heißt, es wird sie nicht jeder oberflächliche Christ verstehen. Wir waren sie sehr wertvolle Erquickungen in dürrer Zeit.

A. Dächsel. Die Heilige Schrift. Sechster Band: Evangelium Johannes und Apostelgeschichte. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 4.40 M., geb. 5.50 M.

Ein altberühmtes und altbewährtes Bibelwerk, wie das Dächsel'sche, kann man kaum rezensieren und empfehlen; dafür ist es schon zu bekannt. Als ich heute wieder in diesem vorliegenden Bande Stichproben machte, da eine Anzeige in meinem Blatt erwartet wurde, kam mir die dankbare Erinnerung an alles, was ich diesem reichhaltigen Sammelwerk in meinen ersten Amtsjahren in Südrußlands Steppen verdankte. Damals habe ich das Neue Testament von

Dächsel Seite für Seite gelesen und mich daran selbst erbaut und gestärkt. Fürs praktische Amt in Bibelfunden, Predigten und kursorisches Lesen zum eigenen Wachstum möchte ich das alte liebe Buch meinen jüngeren Amtsbrüdern aufs wärmste empfehlen. Den erbaulichen Ton treffen viele der „modernen“ Nachfolger doch nicht so. Es ist eine Fundgrube und Schatzkammer für jeden, der mit dem Wort Gottes viel umgehen soll.

St. H a i b. Aus rinnen der Zeit, Augenblicke — nach oben, außen und innen. Straßburg i. El., Verlag von Joseph Singer. Preis 1 M 50 S.

Neulich brachte ich einen kleinen Abschnitt aus diesem merkwürdigen Büchlein, der den Lesern besser als alle Rezension zeigte, daß dasselbe mit Herzblut und Tränen geschrieben ist. Dabei ist die Form poetisch, in gutem Sinne modern und ansprechend. Man liest zwischen den Zeilen die Tragödie eines Lebens heraus.

Quittung

Für die Aussätzigenasyle in Burulia und Salur liefen bis zum heutigen Tage weiter bei mir ein folgende Gaben:

D. B., Lauter i. E. 5 M; J. M., Doberan 5 M; E. B., Lübeck 50 M; N., Gumbinnen 1.50 M; P. Sch., Posen 20 M; Familie B., Berlin 13.10 M; A. St., Berlin-Gröb (kleines Dankopfer für von Gott geschenkte Erholungszeit) 3 M; F. N., Lahr 5 M; E. L., Neuenheim 20 M. Mit diesen 122.60 M ist die Gesamtsumme von 378.20 M erreicht. Auch diese Gaben sind nicht zu spät gekommen, wie einzelne freundliche Geber meinten. Ich nehme sie mit herzlichem Dank an und hoffe damit beiden Ayslen zu Weihnachten noch eine Freude machen zu können.

R a t t, den 1. September 1911.

H a n s K e l l e r, Divisionspfarrer.

Reiseplan

1.—3. Oktober Zürich.
6.—26. Oktober Ostpreußen.
5.—15. November Hamm i. W.
28. Nov. bis 8. Dez. Magdeburg.
10.—17. Januar Dresden.

1.—11. Februar Posen.
12.—18. Februar Görlitz.
3.—10. März München.
12.—20. März Wiesbaden.
Nach Ostern: Schwelm, Danzig, Köslin.
Psaln 50, 23.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3,60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 2

November 1911

10. Jahrgang

Vergehen

„Wer einmal tief erglühte
In Seligkeit und Scham,
Weil ihm des Vaters Güte
Die Schuld vom Herzen nahm, —
Der sieht des Bruders Schulden
Mit stillen Augen an,
Muß sein Vergehen dulden,
Weil er nicht anders kann.

Ob's vielen seltsam scheine,
Die ihn so milde sehn, —
Er denkt nur an das eine,
Wie Großes ihm geschehn.
Ihm ward so viel gegeben
Durch jener Liebe Ruß,
Daß er nun all sein Leben
Dabon erschrecken muß.“

Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers abgedruckt aus dem allerliebsten Gedichtbüchlein:
„Wie sich Wandersleute grüßen“ von E. Besser, Verlag von Bometzsch, Cassel, 3. Aufl.



Der Brief an die Hebräer in Bibelfstunden

Vorbemerkung: Seinen Namen hat der Schreiber dieses Briefes nicht genannt, aber dafür alles Interesse auf den Namen Jesu gesammelt. Wenn man nach dem Stil und der Sprache urteilen soll, ist keiner der neutestamentlichen Schriftsteller der Verfasser, Paulus am allerwenigsten. Auch eine Adresse fehlt im Brief, dafür macht einem aber der Inhalt klar, daß er an judenchristliche Leser gerichtet sein muß.

Er ist an angesochtene Leute gerichtet! Vielleicht könnte man das schwankende Christentum jener Leute mit dem Ausdruck: „*M ü d e U n g e d u l d*“ bezeichnen. Machen wir uns das einen Augenblick klar. Die Leser waren vor etwa vierzig Jahren Christen geworden, hatten damals mit den anderen Aposteln auf eine baldige Wiederkunft Christi gehofft. Nun aber starben die Apostel einer um den anderen weg und der Herr kam nicht wieder. Zeichen und Wunder, die in der ersten Zeit die Wirksamkeit des erhöhten Meisters glänzend beglaubigt hatten, ließen nach, wie sich aus Kapitel 2, 4 deutlich sehen läßt. Dafür aber bestand Israel in seinen gottesdienstlichen Einrichtungen nach wie vor zu Recht. Jeden Morgen stieg der Rauch des Morgenopfers vom Tempelplatz auf, Israel schien immer noch das Volk des Bundes, dem Gottes Verheißungen gehörten. Das Neue Testament war noch nicht vorhanden, aber das Alte Testament bestand immer noch als Gottes Offenbarung und beherrschte das Denken. Konnte da nicht über diese Christen aus den Juden die Versuchung kommen zu sagen: „Wir sind am Ende zu voreilig gewesen mit unserem schroffen Austritt aus unserer Religions- und Volksgemeinschaft. Wozu haben wir uns alle diese Verfolgungen und Schwierigkeiten zugezogen? Mit etwas Nachgiebigkeit in der Lehre und etwas persönlicher Weichheit gegen die Juden hätten wir ruhig bleiben können, oder könnten wir heute noch den Rücktritt zum Judentum wagen.“ Also war die Gefahr der Umkehr zum Judentum brennend. Darum war eine solche gründliche Auseinandersetzung mit dem Judentum dringend nötig wie der Brief sie bringt. Lag doch die Frage ordentlich in der Luft: Wieso ist es mit dem Judentum aus? Es lebt doch noch weiter, es betet

weiter, also hat es doch einen Verkehr mit Gott. Und wenn das Alte Testament das einzige kanonische Buch jener Tage war, was aus der Gegenwart ist denn imstande, jene uralten großen Geschichten aus den Angeln zu heben? Das alte Argerniß, das Jesu Kreuz verursacht hatte, regte sich immer wieder und der Anstoß, den man an Jesu Unsichtbarkeit nahm, wo doch ganz Israel die Herrlichkeit eines fleischlichen Messias erwartete, war innerlich auch nicht überwunden. Auf solche Stimmung der müden Ungeduld ist unser Brief für jene Zeit die einzig passende Antwort.

Gilt das nicht auch in gewisser Weise für unsere Tage? Mir scheint beide Gefahren liegen auch heute in der Luft: Rückkehr zum *Judentum* und *müde Ungeduld*. Ein jüdischer Rabbiner aus Düsseldorf hat vor einigen Jahren ein Buch veröffentlicht, das gewissermaßen eine Aufforderung an die liberalen Theologen enthielt: „Tretet doch zu uns über! Es trennt uns ja so wenig, Ihr glaubt nicht an die Gottheit Jesu, wir auch nicht; Ihr glaubt nicht an die leibliche Auferstehung, wir auch nicht; Ihr glaubt, daß der Mensch sich nur persönlich anstrengen müsse, um allerlei gute Reime, die in ihm schlummern, zu entwickeln. Viel anders fassen wir modernen Juden die Bedeutung des Gesetzes auch nicht auf. Also, was trennt uns noch?“ — In den christlichen Sekten, Adventismus, Sabbatismus und der neapostolischen Gemeinde, macht sich ein starker judenchristlicher Einschlag geltend, als wenn Paulus seine großen Briefe gegen das Gesetzeschristentum nie geschrieben hätte! Selbst in vielen Gemeinschaftskreisen begegnet man einer gesetzlischen Richtung, die da sagt: Wir müssen alles gutmachen, was uns aus unserem früheren Leben verflagt und wir müssen durch die Größe unserer Heiligkeit der Welt imponieren und die Predigt von der absoluten Geltung der Gnade ist heutzutage gar nicht mehr gottgewollt, bis zu dem Äußersten, das mir ein Führer der Pfingstbewegung vor einigen Jahren sagte: „Mit Ihrer Predigt von der Heilsgewißheit verflünden Sie sich direkt gegen Gott!“ Endlich muß man an jene andere, jüdisch durchhauchte Christenheit denken, die im Banne einer jüdischen Finanzherrschaft wie einer verjudeten Presse steht, so daß sich viele Leute gar nicht besonders gewundert haben, als jener Oberbürgermeister im Osten Deutschlands, bei der Einweihung eines neuen städtischen Krankenhauses, sich zu der Redewendung verstieg, die er ganz harmlos ernst meinte: „Und nun komme ich zu unseren lieben jüdischen Mitchristen.“

Aber auch das andere Wort von der „*müden Ungeduld*“ hat seine Stätte. Man ist es müde geworden, immer nur die Predigt des

Wortes zu hören, ohne daß augenfällige Zeichen und Wunder geschehen und da sich offenbar Gott keine Erweckung und keine Heilungen im großen Stile abzwängen läßt, suchte man sie auf anderem Wege zu erlangen. In manchen Kreisen der Gesundheits- und der Pfingstbewegung läßt sich das mit Händen greifen. Der Anhang, den der frühere altkatholische Prediger Dr. Rüppers, der jetzt unter dem Pseudonym Johannes Walther schreibt, in den unnüchternen Gemeinschaftskreisen des Ostens gewonnen hat, gehört auch hieher. Weil er behauptet hat, daß im April des Jahres 1912 die große Entrückung ihren Anfang nehmen werde, fordert man die Dienstmädchen auf, ihre Sparkassenguthaben abzuheben, da es doch keinen Zweck mehr habe, Geld auf Zinsen anzulegen! Ob es aber dann einen Zweck hat, mit diesem Geld neue Vereinshäuser für die falschen Propheten zu bauen, möchte ich doch auch bezweifeln. Es ist kaum eine Idee so wunderlich und so schwärmerisch, als daß man ihr in gewissen Kreisen nicht sofort jauchzend zusiele, sobald nur der Zusammenhang mit der nahen Wiederkunft Christi erbracht ist. Als vor einiger Zeit der Bürgermeister einer kleinen Stadt, in einem Anfall von Psychose sich so versteckt hielt, daß ein paar Wochen seine Anverwandten nicht wußten, wo er geblieben war, kamen Leute in meine Sprechstunde, die in allem Ernste fragten, ob ich nicht meine „daß der Herr diesen Mann entrückt habe“. So sehen wir aus verschiedenen Anzeichen, wie selbst gläubige Christen von der Epidemie der müden Ungeduld angesteckt werden können. Dann wird eine eingehende Besprechung des Hebräerbriefes auch heutzutage Anspruch auf ehrliche Prüfung erheben dürfen. — Was ich als Überschrift über das erste Kapitel setzen möchte, tönt gewissermaßen durch den ganzen Hebräerbrief wider:

„Genügt dir Jesus?“

1. Kapitel. In Vers 1 bis 3 möchte der Verfasser in vorsichtiger Weise die überragende Bedeutung der neutestamentlichen Offenbarung in das rechte Licht stellen. Er will aber nicht verlegen, und darum deutet er die Unzulänglichkeit des Alten Testaments nur vorsichtig an: „Vielfältig und vielartig hat Gott zu den Vätern durch die Propheten geredet.“ Das deutet doch schon an, daß die prophetische Tätigkeit fragmentarisch, bei verschiedenen Persönlichkeiten verschieden, also an keiner Stelle ganz vollendet und abgeschlossen gewesen sein muß. In dem Ausdruck: „vor Zeiten,“ liegt die leise Mahnung, nicht zu vergessen, daß nach Maleachi die Weissagung abgebrochen ist und dem

gegenüber hebt sich in Vers 2 der Ausdruck: „am Ende dieser Tage,“ deutlich hervor; ist das doch der bezeichnende Ausdruck für die messianische Zeit: da soll eine Offenbarung erfolgen, die nicht zu überbieten ist. „Im Sohn,“ das soll einen Gegensatz bilden gegen die Knechtesstellung der Propheten, und Jesus ist nicht müde geworden, bei den verschiedensten Aussprüchen es durchblicken zu lassen: „Ihr kennt Gott nicht, niemand kennt ihn als der Sohn, und so wie ich jetzt die Sache sage, so sieht man sie vom Himmel her an.“

Nun häuft der Verfasser auf Jesus eine solche Menge der schärfsten, wunderbarsten Bezeichnungen, daß er dadurch himmelhoch über alle alttestamentlichen Vermittler der Offenbarung herausgehoben wird. Da ist gleich der erste Ausdruck bezeichnend: „Welchen er gesetzt hat zum Erben über alles.“ Weil sich Jesus, als Sohn, ganz unter den Vater stellt und dem Vater die volle Ehre zuerkennt, hat der Vater darauf antworten müssen, damit, daß er ihn über die ganze Welt zum Herrn gesetzt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Ist Jesus der Erbe von allem, was Gott geschaffen hat, dann gehören auch wir zu seinem Anteil, und wie merkwürdig erscheint dann ein Zweifel an seiner Großartigkeit und Allgenugsamkeit. Dann dürfen wir nicht fragen: „Genügt dir Jesus?“ sondern viel eher könnte er fragen: „Genügt ihr mir?“ Der nächste Satz: „Durch welchen er auch die Welt gemacht hat,“ sollte bei der Besprechung des ersten Artikels, etwas mehr als es gewöhnlich geschieht, berücksichtigt werden, denn Johannes, Paulus, Petrus stimmen alle darin überein, daß durch Jesus alles geschaffen worden ist. Dieser Anteil Christi an der Schöpfung verkleinert uns den Vater nicht, sondern rückt die ganze Natur näher heran an die Erlösung und würde manchem Christen es ganz unmöglich machen, an dem Gebet zu Jesus irre zu werden. In all dem irdischen Geschehen haben wir es nach Jesu eigenem Wort jetzt mit ihm zu tun, etwa wie es bei Pharao heißt: „Er nahm sich keines Dinges an, sondern schickte die Leute zu Joseph: Was der euch sagt, das tut,“ übertragen: „Was Jesus euch sagt, das tut,“ — „niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“

Vers 3 nennt zuerst Jesus das Strahlbild der Herrlichkeit Gottes. Ich stelle das mir etwa so vor: Ein hoher Schirm hindert uns den Vater zu sehen, aber ein besonders gestellter Spiegel zeigt uns seine Figur, wie sie sich in diesem Spiegel abspiegelt. So lange die Gestalt, die das Bild im Spiegel erzeugt, vor dem Spiegel selbst steht, kann man die Figur aus dem Spiegel nicht lösen. Wer denkt da nicht an Jesu

Wort: Philippus, wer mich sieht, der sieht den Vater. Dieser Ausdruck will also sowohl die Abstammung Jesu, als die Ähnlichkeit mit dem Vater, als auch die hohe Offenbarung des sonst unsichtbaren Vaters bekunden.

Was Luther jetzt weiter übersetzt: „Das Ebenbild seines Wesens,“ heißt im Griechischen eigentlich, sein Charakter. Unter Charakter verstanden die Griechen den Einschnitt, den Namenszug in ein Petschaft, und erst übertragen den Abdruck, den man mit einem solchen Petschaft im Wachs erzeugte. Der Charakter Gottes ist sonst nirgends erkennbar. Die naturhaften Dinge der Schöpfung können keine sittlichen Aufschlüsse geben, sondern höchstens über die Größe und Weisheit des Schöpfers berichten. Die Vorgänge in der Geschichte im Alten Testament und in den Unglücksfällen der Gegenwart verhüllen den Charakter Gottes mehr als sie ihn offenbaren, da gehören schon Augen des Glaubens dazu und eine reife Liebesstellung zu ihm, um an seinen wichtigsten Eigenschaften nicht irre zu werden. Nein, um die Heiligkeit und Liebe Gottes darzustellen, mußte Jesus kommen und mußte so leben und so reden und so wirken, wie er es getan hat. Er hat seine ganze Person, seine Gaben und Kräfte, als das Material hingehalten, wo hinein der Namenszug des Vaters geprägt werden sollte. Das war sein „Muß“, daß er auf sich selbst verzichtete und nur des Vaters Ehre suchte. Aber das ist ihm auch geglückt, denn sein vertrautester Jünger schreibt: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. (Wer darüber mehr lesen will, lasse sich meinen Vortrag kommen, der im Verlag von Rippel erschienen ist: „Der Charakter Gottes und das Unglück von Messina.“)

„Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort.“ Welch ein wunderbarer Ausspruch! Kein Grashalm wächst ohne ihn! Wenn Professor Drews im öffentlichen Vortrag sich bemüht nachzuweisen, daß Jesus nie gelebt habe, so trägt Jesus in diesem Augenblick den redenden Professor und seine Zuhörer. Der Atemzug, den der Mann braucht, um gegen Jesus zu reden, stammt von Jesus. Wer ist größer und vornehmer gegen seine Gegner als Jesus! Sie müssen das im Himmel offenbar nur heiter nehmen und es muß ein Stück Weltgericht oder Menschenerziehung dahinter verborgen liegen, daß man so etwas zuläßt. Aber für uns Gläubige ist kein Grund vorhanden, hier aufgeregt auf Verteidigung Jesu zu sinnen, und ich muß jener deutschen Fürstin recht geben, die mir warnend sagte: „Verschwenden Sie kein

Wort Ihrer öffentlichen Reden auf eine Verteidigung gegen Dreuz. Sie könnten damit nur ihm Aufwasser geben und ihm zu einer Bedeutung verhelfen, die er gar nicht verdient. Man darf um alles in der Welt nicht solch einen Mann zum Märtyrer stempeln. Je weniger sich die Christenheit um ihn kümmert, desto schneller verpufft solch eine Rakete. Nur so lange man ihn ernst nimmt und ihn zu widerlegen sucht, hat er noch neuen Stoff.“

„Er hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst.“ Das muß heutzutage immer wieder betont werden, daß das Erlösungswerk Christi, die Entsündigung der Welt vor Gott, eine geschehene Tatsache ist. Das ist eines der wichtigsten und wertvollsten Stücke der evangelischen Verkündigung. Keine Religion der Welt kann etwas Ähnliches anbieten, daß man dem armen Sünder, der über seine Untat verzweifelt, sich zu Christo flüchtet, ruhig sagen kann: „Deine Sünde ist vergeben, die ganze Schuld ist bezahlt, Jesus hat die Reinigung, die du jetzt bedarfst, schon längst vollendet, du trittst durch dein gläubiges Annehmen seiner Hilfe nur in den Genuß einer Rente, die er längst für dich hinterlegt hat. Genügt dir solch ein Jesus?“

„Er hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe.“ Wir denken natürlich dabei an seine Himmelfahrt. Jetzt hat er Anteil an Gottes Macht. Das ist nicht Untätigkeit, wie Luther spottet: „Ihr meint, er sitze auf einem goldenen Stühllein mit einer Korkkappen auf dem Haupte.“ — Nein, es ist volle Wirksamkeit und der Anbruch seiner Herrlichkeit. Nur auf der einen kleinen Erde, dieser letzten Provinz seines Riesenreiches, ist seine Herrschaft noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen. Aber es wird nicht Ruhe werden, bis seine Liebe siegt und dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt.

Vers 4 bis zum Schluß des Kapitels enthält einen Abschnitt, der uns heutzutage nicht so wichtig erscheint, wie er den Lesern damals gewesen sein wird; er handelt von Jesu Erhabenheit über die Engel. Außerbiblische Zeugnisse lassen es deutlich erkennen, daß Israel damals im Donner- und Posaunenhall am Sinai, im brennenden Dornbusch und allen ähnlichen Offenbarungen des Alten Testaments an eine direkte Engelvermittlung glaubte. All diesen bunten Kulissen und diesem Reichtum von Dekorationen steht im Neuen Bund nichts gegenüber als Jesus! Konnte das nicht die schon schwankend gewordenen Leser auch beunruhigen und mußte ihnen dann nicht klar gemacht werden, daß er mehr sei als die Engel? Darum bringt der Verfasser eine Aufzählung der gewaltigsten Bibelworte, die sonst auf niemand

passen als auf Jesus. Wie verschieden z. B. die Anrede: Du bist mein Sohn, und der Befehl an die Engel: Betet Christum an. Wie verschieden der Wirkungskreis für die Engel, die Naturkräfte, für ihn die Herrschaft vom stillen und mächtigen Throne Gottes.

Ich bin altmodisch genug zu bekennen, daß ich daran glaube, daß Gott nach der Schrift eine ungeheure Zahl von Geisteswesen geschaffen hat, die ausgesandt werden zum Dienst um derentwillen, die ererben sollen die Seligkeit. Auch daran stoße ich mich gar nicht, daß die Schrift die Naturkräfte in gewissen Fällen beseelt denkt (er machte seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen). denn wenn kein Haar von unserem Haupte fallen soll, ohne den Willen des Vaters im Himmel, dann ist alles Naturgeschehen von der unsichtbaren Welt geleitet und durchhaucht. Aber man muß bei diesem Abschnitt ehrlich genug sein, zwei Schwierigkeiten zuzugestehen. Die eine besteht darin, daß mehrere dieser Aussprüche mit dem Hebräischen des Alten Testaments nicht wörtlich stimmen. Offenbar hat der Verfasser nur die griechische Übersetzung des Alten Testaments vor sich gehabt, oder vielleicht auch die nur frei aus dem Gedächtnis zitiert. Und die andere Schwierigkeit liegt darin, daß nach dem strengen Textzusammenhang die alttestamentlichen Verfasser sicherlich die meisten dieser Aussprüche nicht auf Christum haben abzielen lassen wollen. Es war somit eine merkwürdige Freiheit in der Anwendung und Auslegung zu verzeichnen. Da ist mir ein Ausweg gekommen, über den die Herrn Theologen wieder einmal, wie so oft, bei meiner Schriftbehandlung ihren klugen Kopf schütteln werden. Als ob wir denn den Kopf nur zum Kopfschütteln bekommen hätten! Ich denke mir, daß Jesus das Alte Testament inspiriert hat, kann er da nicht manchen Ausspruch den Verfassern eingegeben haben, der damals in der Zeitlage eine ganz andere, vielleicht oberflächlichere Deutung erfahren mußte? Jetzt, wo im Neuen Bunde die Erfüllung durch ihn ein ganz neues Licht auf das Alte Testament wirft, kann der neutestamentliche Geist wieder einem inspirierten Werkzeug die eigentliche gottgewollte Deutung in den Mund legen.



„Die Thür des Menschenherzens hat nur eine Klinke und zwar auf der Innenseite. Der Satan kann nicht hineinkommen, wenn der Mensch nicht von innen aufklinkt und die Thür öffnet, und auch Gott erhält nur Einlaß mit unserer eigenen frohen, willigen Zustimmung.“

(Gordon.)



Die Aufgabe des Lichtes

Ansprache von Hans Keller.

Johannes 8, 12 sagt Jesus von sich aus: „Ich bin das Licht der Welt.“ Was will er uns damit sagen? — Denken wir uns einmal einen schönen Sommermorgen. Als die Sonne am Horizont leuchtend emporstieg, da fand sie die Welt, oder sagen wir uns verständlicher, unsere Erde schon bestehend vor; aber in welcher Verfassung! In Finsternis gehüllt lag die Erde da, schlafend oder gar wie erstarrt in Finsternis, alle ihre Kräfte waren gebunden. Was war nun der Sonne Aufgabe und wie hat sie dieselbe erfüllt? Wie ein energisches Kommando die müden Schläfer aufweckt, so hat dieses Sonnenlicht die Erde aufgeweckt und sie verwandelt. Die Sonne goß ihr Licht aus über die Erde und rief die Vögelein draußen in ihrem Neste wach, daß sie mit Gesang emporstiegen in die frische Morgenluft und mit ihren jubelnden Stimmen alles weckten, was noch an Leben schlief in Wald und Feld. Sie goß ihr Licht aus über Baum und Strauch, daß sie gleichsam wieder von neuem sich mit Blättern und Blüten schmückten, daß jedes kleine Blümchen im Rasen die Blättchen entfaltete dem Lichte entgegen und in neuer Pracht dastand. Sie goß ihr Licht aus über die ruhenden, untätigen Menschen und weckte ihre Augen zum Sehen; denn „was nützt uns unser wunderbar gebildetes Auge, wenn keine Lichtstrahlen seine Netzhaut berühren.“ So brachte sie die Menschen zum Sehen und damit zum Leben und Arbeiten.

So hat die Sonne ihr Licht ausgegossen über Stadt und Land und alles zu neuem Regen und Leben geführt. Damit hat sie die Erde gemacht zu dem, was sie sein soll, keine in Finsternis gehüllte, untätige, tote, sondern eine am hellen Tageslichte arbeitende und vorwärts strebende Erde. Das ist die Aufgabe, die das Sonnenlicht für uns hat, es soll die in unserem Erdball und seiner Menschheit verborgenen, schlummernden Kräfte wecken und Natur und Menschen der Bestimmung entgegenführen, die Gott ihnen gesetzt hat.

An diesem Gleichnis will Jesus seine Aufgabe verständlich machen. Er will also das Licht sein, das die Erdgeborenen erst zu dem macht,

was sie nach Gottes Willen und Plan sein sollen. So ist er im Osten über der Völkerwelt aufgegangen und wie die Sonne von Land zu Land gewandert. Er hat die finstere Nacht verdrängt im alten Jerusalem. Er kam nach Griechenland und Rom, und die Hallen, da heidnische Weisheit gepredigt wurde, leerten sich, die Tempel zerfielen. Er drang weiter vor in die Urwälder, da unsere Vorfahren hausten, die Tiere der Wildnis erlegten und in heiligen Hainen ihren Göttern blutige Opfer darbrachten. Solches Licht brachte er in ihre Herzen hinein, daß wir — jener Nachkommen — es nur schwer verstehen können, wie jene vor Bildern aus Stein oder Holz, oder vor den gewaltigen Eichen der deutschen Wälder niederfallen konnten und sie als ihren Gott verehrten.

Und doch so war es damals in unserem Vaterlande und so ist es heute noch dort, wo die Welt im Dunkel liegt und noch nicht von Jesus, dem Lichte der Welt zu ihrer gottgewollten Bestimmung geführt worden ist. Man muß es eben nur einmal gesehen haben im lichtlosen Teile der Welt, wie die Menschen in törichtem, ja nach unseren Begriffen entsetzlichen Treiben im Finstern nach einem Gotte tasten, der ihnen ihre Schuld zu vergeben, ihr Gewissen zu beruhigen, kurz gesagt, ihnen zu helfen vermag. Man muß etwa in Indien einmal diese Büßerzüge gesehen haben, wie sie von Schuld und Gewissensbissen gepeinigt zu ihren blutgierigen Göttern wallfahren, die langen Reihen von Männern und Frauen, die dem Tempel zustreben, entweder nach „heiligem Bade“ sich im dicken Staube, dem Ersticken nahe, weiterwälzend — ein Anblick zum Erbarmen — oder aber, indem sie sich in Brust und Rücken silberne Pfeile getrieben haben, so daß das Blut langsam zur Erde niederrieselt; denn mit den Opfern, die sie auf den Bambusgestellen tragen, begnügen sich die Götter doch nicht.

Erst recht aber erstarrt einem das Blut in den Adern, wenn man Menschen sieht, die durch solche Bittgänge noch keine Ruhe gefunden haben für ihre Seelen und das Äußerste tun, um das „steinerne“ Herz ihrer Götter zu erweichen. Wenn da etwa ein Büßerpaar — Mann und Frau — deren Schuld groß sein mag, fast völlig entblößt einherkommen, Gesicht, Brust und Arme mit heiliger Asche bestrichen, gebückt und schwer keuchend. In ihre Rücken haben sie sich schwere, eiserne Haken schlagen lassen, an denen Stricke befestigt sind, die einen Wagen ziehen, bedeckt mit Opfern. Und nun wird der Weg weicher und sandiger, knirschend schneiden die Räder in den losen Sand ein, die Stricke spannen sich bis zum alleräußersten, und welch ein unbeschreiblich schauerlicher Anblick,

wenn die Last zu schwer, den Haken herausreißt und der Bisher mit zerfleishtem Leibe, blutüberströmt zusammenbricht.

Wenn man derartiges gesehen hat, dann versteht man erst voll und ganz den Unterschied zwischen einem Lande, in dem noch dichte Finsternis herrscht und einem Lande, in dem Jesus als Sonne und Licht aufgegangen ist. Daran sollten wir mehr denken, als so gedankenlos in den Tag hineinzuleben, wie wir es meist tun. Wir würden dann es noch mehr erkennen, daß alle die Errungenschaften, die in unserem Vaterlande unser Leben leiten und sichern, nicht entstanden wären, wenn nicht Jesus, als das Licht der Welt, unserem deutschen Volke aufgegangen wäre. Das haben mehr als die meisten unserer Zeitgenossen die Männer erkannt, die in der eisernen Zeit vor den Freiheitskriegen groß geworden, z. B. ein Mann wie Rückert, der da singt:

„O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Flammen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vater Haus!“

Ja, dieses Licht hat auch unserem Staate in seiner äußeren und seiner inneren Politik neue Ziele gesetzt. Die lange Friedenszeit seit 1870 einerseits, die soziale Gesetzgebung andererseits, sie dokumentieren das. Die weltberühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, in der Kaiser Wilhelm I. den ersten Schritt zur Hebung der sozialen Schäden tut, was war sie anders, als die Frucht der Frömmigkeit, welche das Licht der Welt in ihn hineingesenkt hatte? Und die ganze dann allmählich erfolgte soziale Gesetzgebung, so manche Anstalt, so manches Liebeswerk des Staates, was sind sie anders, als die von Jesus Christus gepredigte Nächstenliebe.

So durchdringt das Licht ein Gebiet nach dem andern und führt es zu der von Gott gewollten Bestimmung. Es würde zu weit führen, das im einzelnen zu zeigen, nur ein Gebiet sei noch erwähnt: das Familienleben. Welche jammervolle Stellung hat doch die Familie, das Eheleben in den Ländern, da Dunkelheit die Völker deckt. Und welche Stellung hat Ehe- und Familienleben bei uns, einzig und allein bewirkt durch dieses Licht der Welt. Und die Heiligkeit, zu der dieses Licht Ehe und Familie geführt hat, sie wird weiter bestehen, mögen noch so viele Sturmbögel eben anscheinend Verderben bringend gegen sie flattern.

Noch lange könnte man so fortfahren und zeigen, wie dieses Licht der Welt die Völker aus ihrem Schlummer geweckt, sie zur Arbeit angeregt, neue Ziele ihnen gesteckt und zur Erreichung dieser Ziele neue Bahnen sie gewiesen hat. Es hat sie zu der Arbeit geführt, die Gott von ihnen getan haben will. Ja, Jesus ist tatsächlich das Licht der Welt.

Aber wir befinden uns eigentlich auf falschem Wege. Jesus Christus kann doch erst seiner Aufgabe als Licht für die Völkerwelt gerecht werden, wenn er seine Lichtarbeit getan hat an jedem einzelnen Gliede eines Volkes, wenn er jedem von uns in seinem persönlichen Leben als das Licht aufgegangen ist. Was soll aber das heißen?

Denken wir nochmals zurück an den Anfang, an das Bild vom Sonnenaufgang. Die Welt war schon vorhanden, als die Sonne aufging, aber es war eine dunkle, leblose Welt. Aus dieser Grundlage schaffte die Sonne dann die von Gott gewollte Welt. So ist auch in jedem Menschen eine Grundlage vorhanden, die sich uns offenbart im Gewissen, das auch jedem ohne besondere Vorschrift und Lehre in etwa den Weg zum Ziele zeigt. Und diese dunkle Anlage bringt Jesus zur Entfaltung und macht damit den Menschen erst zu dem, was Gott vom Menschen haben will, zu seinem Ebenbilde auf Erden. Das soll näher ausgeführt heißen: Wo Jesus als unseres Lebens Licht uns aufgegangen ist, da muß vor den Strahlen dieser Sonne alles Finstere und Dunkle alter Schuld weichen, da gibt es ein großes Vergessen, ein Vergeben all der Sünden, die wie drohende Nachtgebilde uns Ruhe und Schlaf nahmen. Da gibt es das felsenfeste Bewußtsein der Vergebung all dessen, was dahinter liegt. Da gibt es ein frohes Aufatmen, ein Gefühl der Freiheit und Unschuld, wie man es vielleicht gekannt hat in seiner Kindheit goldenen Tagen. — Wo Jesus als unseres Lebens Licht uns aufgegangen ist, da bringen seine Strahlen alle in uns schlummernden Gaben und Kräfte zur Entfaltung, zu einer Anwendung, zu einem Gebrauch im heiligsten Sinne, daß wir mit Freude und Siegeszubersticht in den Kampf ziehen gegen alles Schlechte und Schmutzige, gegen alles Gemeine und Verlogene, gegen alles Selbstsüchtige in uns und um uns. — Wo Jesus als unseres Lebens Licht uns aufgegangen ist, da gibt es Kraft, stahlharte Kraft nach gewonnener Schlacht weiter auszuhalten, den Sieg auszunutzen, die errungene Position zu verteidigen, zu widerstehen allen Versuchungen, die uns wieder zu Fall bringen wollen. Da gibt es Menschen, die es machen wie jene Hugenottenfrauen und -Töchter, die um ihres Glaubens willen eingekerkert in finstern, feuchten Turm am Meere und ausgehungert bis zur Erschöpfung, dennoch

allen Versuchungen zum Abfall widerstanden, da zarte Frauenhand zu aller Ermutigung in die harte Felsenwand des Verlieses das Wort einrichtete: *Résistez* = widerstehet!

Wo Jesus als das Licht ihres Lebens Menschen aufgegangen ist, da gibt es Männer, da gibt es Frauen, wie sie sich die edle Königin Luise beim Zusammenbruche Preußens wünschte, da sie sagte: „Helfen uns nicht Geere, so helfen Charaktere.“

Wer das aber für eine Übertreibung hält, daß nur das Licht der Welt, Jesus Christus, solche Kraftmenschen im edelsten Sinne des Wortes zu schaffen vermag, der gedenke an ein Wort Bismarcks, das er einmal im Parlament ausgesprochen: „Diejenigen von Ihnen, die an die Offenbarung des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen Sie Ihre Handlungen einrichten, nur die fossilen Überreste des Christentums Ihrer Väter sind.“ Ja, auch dort, wo anscheinend Jesus als Licht keinen Einfluß mehr hat, wo Menschen, ohne die Aufgabe des Lichtes an sich wirken zu lassen, zu edlen Charakteren geworden sind, auch da ist dennoch, wenn auch den betreffenden völlig unbewußt, Jesus die Quelle all ihrer guten Regungen und ihrer Kraft. Wir sind schon allein durch unser Aufwachsen und unser Leben in einem christlichen Staate so von diesem Lichte beeinflusst, daß tatsächlich keiner völlig ohne Jesus und seine Lichtwirkung zu sein vermag.

Wenn das der Fall ist, daß wir ohne seinen Einfluß nicht sein können und daß nur Segen die Folge ist, falls er als das Licht der Welt seine Aufgabe an uns erfüllt — dann kann doch nur das eine das Ergebnis dieser Überlegung sein, daß wir dieses Licht auf uns wirken lassen, uns seinen Strahlen aussetzen wollen. Doch könnte dabei mancher eine Enttäuschung erleben, wenn man ihn nicht vorher noch auf etwas aufmerksam macht.

Wer in der Schweiz auf hohem Berge an einem nebligen Morgen einmal einen Sonnenaufgang gesehen hat, der kann dabei eine merkwürdige Beobachtung machen. Die Sonne steigt vielleicht strahlend am Horizont empor, muß aber wieder im Nebel verschwinden. Sie kommt von neuem hervor und wird abermals vom Nebel überschattet, bis schließlich dieser Kampf mit der Übermacht der Sonne enden muß, bis sie die Nebel vertrieben hat und nun strahlend am wolkenlosen Himmel steht. Das ist die Erfahrung, die mancher machen wird, der das Licht seine Aufgabe an sich vollführen läßt. Wenn Jesus als unseres Lebens Licht uns aufgegangen ist, wenn wir uns der herrlichen Strahlen freuen, die

von ihm auf uns herniederstrahlen, dann kommt die Welt mit ihren Zweifeln, ihrem Spott und ihren tausend Hindernissen und sucht uns die Sonne zu verdunkeln. Dann schließe nicht die Augen in dem Gefühl, die Nacht sei wieder da, halte nur deine Augen recht offen, das Licht wird alle Hemmnisse und Erdennebel niederringen, bis Jesus Christus als deines Lebens Sonne dir voll und für immer aufgegangen ist und du mit dem nordischen Dichter sprechen kannst:

„Der Tag bricht an, die Freud' ist angekündet,
Des Mißmuts Wolkenburg erstürmt, verbrannt;
Auf glüh'ndem Felsen festgegründet,
Strahlet die Sonne funkelnd ins Land.“



Der Einfluß großer Männer

G. W. Beecher.

Die Großen der Erde sind die Schatten derer, die, nachdem sie gelebt haben und gestorben sind, nun durch ihre unsterblichen Gedanken wieder leben und für immer.

Lauter als der Donner und unaufhörlich wie die Flut des Meeres oder der Luft, ertönen die Stimmen der so Lebenden, obgleich ihre Fußtritte nicht mehr gehört werden.

Moses lebte nicht halb, als er lebendig war; sein wahres Leben hat angefangen, als er starb. Die Propheten schienen fast unnütz zu ihrer Zeit; sie thaten nur wenig für sich selbst und für die Kirche jener Tage. Aber, wenn man das Leben betrachtet, das sie seitdem geführt haben, so sieht man, daß sie Gottes Steuermänner sind, die die Kirche durch alle Gefahren führten. Aus ihrem düsteren Inneren entsandten sie seinen Blickstrahl und seine Donnerschläge, und wenn heute die Kirche Ermahnung und Drohung braucht, so müssen sie sie schleudern.

Ich hätte den alten Jeremias zu töten vermocht, wenn ich ihm hätte naßen können, aber ich möchte den Schützen sehen, der ihn jetzt treffen könnte.

Martin Luther war mächtig, als er lebte, aber der tote Luther ist mächtiger, als ein Regiment lebender Luther. Als er auf Erden war, hing er in gewissem Sinne vom Papst ab, er hing von Kurfürst und Kaiser ab. Er hat den Strom und das Weizenkorn, ihm für einen Tag Nahrung zu geben. Aber nun sein Körper tot ist — nun jener Unrat aus dem Wege ist — ist er weder von Papst, noch Kaiser, noch Kurfürst abhängig, sondern ist der Fürst der Gedanken und der edelste Verteidiger des Glaubens bis zum Ende der Zeiten.

A. d. Engl. v. G. Schott (Der „Reformation“ entnommen.)



Schwester Johanne

Briefe eines Studenten an seinen Freund.

Von Ludwig Weichert = Stuttgart.

(Schluß.)

Xxx, 1911 Mai 10.

Lieber Hans!

Sie will nicht, will einfach nicht, hat meinen Vorschlag rundweg abgeschlagen. Begreifst Du das?

Also, als sie so weit gekräftigt war, daß sie im Armstuhl sitzen durfte, konnte ich bei ihr sein und sie unterhalten. Denn wunderbarerweise heilte mein Wein vorzüglich, ich werde nicht als Krüppel da zu stehen brauchen, ich habe meine geraden Glieder behalten. Gottes Gnade, Hans, und — Erhörung ihrer Gebete! Ich habe damals ja nicht für mich gebetet. Das ist eine Freude!

Und nun hättest Du ihr Gesicht sehen müssen, an jenem Tage. Ich fragte sie, ob ich ihr etwas vorlesen dürfte. Als sie darum bat, zog ich meine Bibel aus der Tasche und las ihr den 23. Psalm vor. Nur dies, Hans. Sie lachte und weinte in einem Atem. Und beinahe wäre sie mir ohnmächtig geworden. Da habe ich erfahren, was Freude ist.

Und dann sagte ich ihr, daß sie zu völliger Erholung am besten den Süden aufsuche und bat sie, von mir dazu eine Unterstützung anzunehmen. Sie weigerte sich sanft aber bestimmt. Sie könne von jedem anderen das Geschenk annehmen, von mir nicht. Begreifst Du das? Und ich wollte ihr doch etwas Liebes erweisen, ihr, die mir zu meinem Frieden verholfen hat. Da ging mein Herz mit meinem Munde durch. Ich habe sie ja so sehr lieb, Hans, ich möchte sie ja für immer zu mir nehmen als mein angetrautes Weib. Das sagte ich ihr.

Hans! Stehe mir bei! Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen. Sie fing bitterlich an zu weinen. Als sie sich mühsam gefaßt hatte, erklärte sie mir mit wunderbarer Ruhe, ich täusche mich nach zwei Seiten: Es sei nur eine momentane Gefühlserregung, eine Art geistiger Rausch, was ich für eine gründliche, wahrhafte Bekehrung halte, und die Ursache

dieses Raufches sei wahrscheinlich sie, vielleicht unterstützt von der Krankenhausatmosphäre. Ebenso groß sei meine Selbsttäuschung in bezug auf das, was ich Liebe zu ihr nenne. In ihr sei mir ein weibliches Wesen begegnet, das ich nur von einer Seite, der idealsten Seite als hingebendes, barmherziges Weib kennen gelernt habe. Ich kenne eben nur dieses unvollständige Bild, vollende es in meiner Phantasie in der mir bekannten Richtung und erhalte so ein selten reines und gutes Weib, das um so tiefer auf mich wirken müsse, da ich täglich mit rauhen Kommilitonen oder mit leichtsinnigen Mädchen Umgang gepflegt habe. Jenes Weib, das ich zu lieben angebe, existiere aber nur in meiner Phantasie. Es sei ihr bitter leid, daß sie mir die Binde von den Augen nehmen müsse, aber ich solle mich trösten, ich würde bald — wie mancher andere — die Wahrheit ihrer Worte einsehen und ihr dankbar sein. Sie müsse so etwas leider ja öfter erleben. Sie ging. Ich war so starr und verblüfft, daß ich kein Wort zu sagen vermochte. Ich sah sie nicht mehr. Sie ist auf ihren Wunsch in das Schwesternerholungsheim gebracht worden. Meine Tage sind dunkel.

Schwester Johanne hat sich getäuscht. Diesesmal sicher. Meines Jesu bin ich völlig gewiß geworden. Meine Gebete haben ihr das Leben erhalten, nicht die Kunst der Ärzte, die sie aufgegeben hatten. Dieselben Gebete haben mir den Glauben gebracht, dieselben Gebete haben mir die Liebe zu ihr offenbart. Keine intellektuellen Bedenken können mir den Glauben an beides erschüttern. Du hast recht, mein alter Junge, mit dem Wort, was Du mir immer gegen verstandesmäßige Bedenken erwidert hast: Jesus kann nur durch persönliches Erlebnis persönliches Eigentum werden, dann aber ist er auch sicherer Besitz. Ganz, dasselbe gilt von der Liebe. Meine Liebe hat Besitz genommen von Johanne, sie wird mir gehören und mein bleiben, Gott hat sie mir geschenkt. Hoffnung läßt nicht zuschanden werden.

In Treuen

Dein Hugo.

Xxx, 1911 Juni 4.

Lieber Ganz!

Vor mir liegt der Brief der Vorsteherin des Schwesternerholungshauses. Johanne ist einem plötzlichen tödlichen Rückfall erlegen. Ihr letzter Auftrag sei an mich gewesen. Sie hatte noch bei Bewußtsein meinen Brief erhalten, der ihr die Wahrheit und Wirklichkeit meiner

Liebe dartun sollte. Ihre Freude darüber soll unendlich groß gewesen sein. Dann hat sie gesagt: „Besitzen wird er mich nie, Gott holt mich heim. Aber sagt ihm, ich habe ihn von Herzen lieb gehabt und wäre gern sein geworden. Gott will es anders, und es wird so gut sein. Grüßt ihn von mir, ich habe ihn so lieb gehabt.“ Und dann hat sie das Bewußtsein verloren.

Hans, in mir und um mich ist alles tot. Mein junges Christentum wird hart geprüft. Komme ich durch? Ihr ist gefallen das Los aufs liebliche. Ich ahne, daß ihr Geist mich halten wird. Ich kann jetzt nicht glauben und beten, ich bin ohne Kraft. Ich ahne, daß ich es wieder können werde. Komme sofort zu mir und hilf mir.

Ich kann nicht weinen. Hilf mir, daß ich weinen kann, dann wird alles erträglich werden.

Johanne ist nicht mehr. Ist Jesus auch nicht mehr? Hans, hilf mir! Daß ich — — — laß nur. Ich bin sehr müde.

Hugo.



Sonnenschein

Goldene Sonne, siehest mich an!
Weißt doch, daß kaum noch lachen ich kann, —
Tauchst mir mein Zimmer in goldenes Licht,
Streifst mir tröstend das trübe Gesicht!

Scherzest dann gar mit Möbel und Wand,
Zauberst mit deiner Strahlenhand
Wärme und Freude ins öde Reich.
Könnt' ich, wie du, es machen folgleich:

Leise ins dürftige Kämmerlein
Gleiten als Bote des Lichtes ein —
Schöpfend aus ewiger Liebe Quell —
Traurigen bringen die Freude hell!

L. v. W.



Berufsarbeiter

(Um Abdruck mit Quellenangabe wird gebeten!)

Wem große Zahlen imponieren, der könnte sich heutzutage sehr schnell eine begeisterte Stunde kaufen: er brauchte nur in einer Zusammenstellung die ungeheure Zahl aller männlichen und weiblichen Berufsarbeiter des Reiches Gottes, die gegenwärtig in Deutschland arbeiten, nachzulesen. Wer aber mit der Wirklichkeit zu tun hat, wird an einer kleinen Ecke dieser Heerschau einen fatalen Seufzer nicht los.

Gewiß hat die Entwicklung des menschlichen Elends auf der einen Seite und das Wachstum des sozialen Gedankens der Verantwortlichkeit auf der andern Seite Aufgaben von einer Größe, Ausdehnung und Mannigfaltigkeit geschaffen, daß es ganz ausgeschlossen wäre, auch nur drei Tage lang in Deutschland die Berufsarbeiter der inneren Mission auszuschalten, geschweige durch freiwillige Kräfte zu ersetzen. Unbestritten ist auch die andere Tatsache, daß wir unter diesen Tausenden von Berufsarbeitern eine große Anzahl vorzüglich vorgebildeter und wirklich dazu wie geschaffener Persönlichkeiten besitzen, für welche wir dem Herrn der Ernte nicht dankbar genug sein können. Da aber hienieden alles Stückwerk ist, kann es keinen gerecht urteilenden Menschen wundernehmen, daß auch in diesem „Stande“, wenn ich so sagen darf, es ähnlich geht, wie in jedem anderen Stande: es menscht hier und da. Nur in manchen frommen Traktaten sind alle Diakonissen Engel und nur in freisinnigen Romanen sind alle Pastoren Heuchler oder Unwissende. Man könnte höchstens vom Standpunkt des Reiches Gottes aus wünschen, daß bei der Aufnahme oder Anstellung der Berufsarbeiter das persönlich-lautere Christenleben des einzelnen überall höher gewertet würde. (Auch Anstalten, die nur sogenannte „Befehrte“ aufnehmen, machen die Erfahrung, daß das alte Herz und die natürliche Temperamentsanlage nicht durch einen Zauberschlag hinweggelegt worden sind!) Oder man dürfte hin und her mit Recht bemängeln, daß die Gefahr beamtenhafter Bevormundung in größeren Organisationen die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit bedrohe oder daß für zu wenig Seelsorge,

an den Berufsarbeitern selbst geübt, Zeit und Kraft der Leiter übrig bleibt. Wenigstens schließe ich das einerseits aus den verschiedenen Briefen, die mich auffordern, über „Diaconissenseelsorge“ zu schreiben, andererseits aus den Aussprachen mit einigen hundert männlichen und weiblichen Berufsarbeitern in ganz Deutschland.

Aber das ist es gar nicht, was mir heute die Feder in die Hand drückt. Ich mäkele und nörgele nicht an Ausbildung oder Leitung dieser segensreichen Hilfstruppen Jesu, sondern an den nicht im Berufe Stehenden, die lebendige Christen sein wollen und dabei so gut wie nichts für Jesu Reich tun! Man hat sich daran gewöhnt, daß die Berufsarbeiter angestellt sind und die Arbeit zwischen ihnen geteilt ist. Auch hat sich die an und für sich richtige Auffassung zu einem ehernen Bollwerk verdichtet, daß Privatleute sich nicht in die Aufgaben der gelernten Krankenpfleger oder Stadtmissionare mischen sollen: sie verderben oft mehr als sie nützen. Gewiß, aber dabei bleibt doch ein Seufzen übrig! Treibt denn die lebendig erfahrene Liebe Jesu nicht jeden Geretteten mit Hand anzulegen, damit andere getettet, behütet, gepflegt werden und das Licht um sie her sich weiter ausbreite? Alles ist doch nicht mit dem Beitrag abgetan, den man für allerlei Liebestwerke jährlich zu spenden pflegt? Lassen sich einige bezahlte Vertreter der Barmherzigkeit anstellen, damit zehntausend gläubige Christen weder persönlich um die Not der Zeit sich zu kümmern brauchen, noch auch die Hand regen dürfen, um ihre heißen Liebestriebe in die Tat umzusetzen? Alle können doch nicht selbst Stadtmissionare oder Diaconissen werden!

Hier klappt eine Lücke, die schon von vielen gläubigen Seelen empfunden wird: sie sehnen sich nach wirklicher Arbeit im Reich Gottes und ihr Christentum verkümmert, weil sie wohl von tausendfacher Not hören, aber nicht selbst zum „Tun des Worts“ kommen. Dieser peinliche Zustand wird noch gespannter dadurch, daß die größte Anzahl der gewissenhaften Berufsarbeiter sich vor der Zeit zu Tode arbeiten, — oder, wenn es nicht zum äußersten kommt, von der Höhe der Pflichten, die über alles Maß gehen, müde, nervös und verzagt werden. Bei körperlicher Anstrengung ist durch die Beschaffenheit unserer Muskeln und Nerven sehr bald ein Niegel vorgeschoben; bei seelischer und religiöser Belastung der Persönlichkeit kann man viel länger gegen seine Naturgrenzen sündigen und ist längst vor dem buchstäblichen Zusammenbruch nicht mehr ganz normal. An der einen Stelle überschüssige Wassermassen und an anderer Stelle austrocknende Kanäle und Teiche! Kann und soll da nicht im Interesse beider Teile geholfen werden?

Gewiß, und daher möchte ich einige Bitten und Bemerkungen nicht zurückhalten.

1. Mache dir zuerst klar, ob du zu dieser Kategorie von Christen gehörst, die in ihrem Wirkungskreise bisher so gut wie nichts von persönlichen Opfern und Anstrengungen der barmherzigen Liebe aufgewandt haben. Sagt dein Gewissen: Ja! — dann fange an darüber zu beten: „Herr, nimm mich auch an irgend einer Stelle auf in deine Arbeit, denn es steht geschrieben: derselbige wird selig sein in seinem Tun.“ Vielleicht wird die erste Erhörung solcher Bitte sein, daß dir gezeigt wird, was an deinem Heilungsleben noch ganz anders werden muß, bis der Herr dir Grabseife oder Winzermesser zur Arbeit an andern in die Hand drücken kann. Bisweilen fällt's einem dann wie Schuppen von den Augen, daß man eine ganz selbstverständliche kleine Pflicht, die schon lange auf einen gewartet hatte, plötzlich zum Greifen nah vor sich liegen sieht!

2. Kümmerge dich um die angestellten Berufsarbeiter in eurer Gemeinde! Such sie auf oder lade solch ein vielgeplagtes Menschenkind mal zu einer Tasse Tee am Sonntagnachmittag ein, damit ganz von selbst an den Tag komme, was für Arbeiten jetzt gerade am wichtigsten oder schwersten sind. Je nachdem wird es dir möglich sein, durch deine Mithilfe ein Stück Last ihm abzunehmen, die du kaum spürst und die beim andern gerade die Schale zum Überlaufen brachte. Außerdem kann das seelische Mittragen und das Eingehen auf persönliche Nöte solchem Berufsarbeiter unendlich wohl tun. Er ist sozusagen auch ein Mensch, der nicht nur mit Vorgesetzten und Objekten seiner Arbeit zu tun haben möchte. Mir sagte einst ein Herbergsvater, der sehr tüchtig in seinen Leistungen war: „Ich kann's nicht länger aushalten! In jedem weltlichen Beruf hätte ich berufsfreie Stunden oder Tage. Hier gibt's für mich seit Jahren keinen Tag, wo ich mal Mensch sein könnte. Freunde kann ich nicht besuchen oder Freundschaft mit jemand außer meinem Berufskreis pflegen: die Zeit fehlt!“

3. Das bringt mich auf den dritten Punkt. Viele Reichgottesarbeiter gehen nur daran zugrunde, daß sie zu wenig Erholungsstunden am Tage oder in der Woche haben. Wie wäre es, wenn sich private freiwillige Hilfskräfte meldeten, die durch einen Zusammenschluß von Gleichgesinnten es ermöglichen, daß z. B. jede Diaconisse im Krankenhause täglich eine Freistunde zum Spaziergang in frischer Luft und eine zweite Stunde zum stillen Lesen oder Brieffschreiben bekäme! Wieviel jüngere und ältere Jungfrauen gibt es nicht in gebildeten und wohl-

habenden Familien, die nichts, rein nichts für Gottes Reich oder gegen solche Notstände tun! Wie leicht könnten acht bis zehn einen Byßlus vereinbaren, in dem sie täglich eine Stunde oder jede Woche nur zwei Stunden lang einer Diakonisse solche Freizeit verschafften, wodurch dieselbe vor einem unnormalen Aufbrauchen ihrer Nervenkraft behütet würde! Etwas Ähnliches könnten pensionierte Pastoren, Lehrer, Offiziere und Beamte mit den männlichen Berufsarbeitern der inneren Mission versuchen. Diesen würde ein Stück ihrer Riesenlast abgenommen und sie selbst erhielten einen Reiz und ein spannendes Interesse in ihr Leben hinein, wodurch sie vor dem geistigen Abtadeln bewahrt würden. Es versteht sich von selbst, daß man dann auch unscheinbare kleine Hilfsleistungen gern übernimmt, von denen nachher weder im Jahresbericht, noch in der Zeitung etwas steht. Ich kenne eine deutsche Gräfin, die Jahr für Jahr Tausende von Adressen für ein größeres Werk der inneren Mission schrieb! Aber mancher der oben genannten Pensionäre ist zu hochmütig, sich mit solchem geringen Werk unter die Leitung und Anweisung des Stadtmissionärs zu stellen, der gesellschaftlich oder intellektuell unter ihm steht. Was könnte aus der Berliner Stadtmission werden, wenn jedem der angestellten Berufsarbeiter ein paar Duzend freiwilliger Helfer auch nur mit einem Bruchteil ihrer Kraft und Zeit zur Seite ständen! Man denke nur an die Predigtverteilung und an Krankenbesuche!

4. Noch eine kleine äußerliche Erinnerung! Die meisten Berufsarbeiter sind mit schmalem Gehalt angestellt und müssen sich sehr nach ihrer Decke strecken. Wie schön wäre es nun, wenn alle die christlichen Familien, die mit Leichtigkeit sich einige christliche Zeitschriften halten und neuere anregende Bücher kaufen können, daran dächten, den ihnen nahestehenden Berufsarbeitern sofort nach dem Lesen solche geistige Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen. Manches braucht er selbst zu seiner geistlichen Ernährung, — „auf daß die Heiligen zugerichtet werden zum Dienst“ — anderes könnte er bei seinen Besuchen gut austeilen.

Habt ein Herz für eure Berufsarbeiter, betet für sie, sorgt für ihr Leibliches und geistliches Wohl und helft ihnen arbeiten, damit Gottes Reich wachse und der Sieg Jesu Christi offenbar werde in aller Welt!





Aus der Briefmappe des Evangelisten

H. von L. Ihren langen Brief mit seinen feinen psychologischen Auseinandersetzungen habe ich mit Spannung und Teilnahme gelesen. Als ich mit ihm fertig war, mußte ich nicht, was ich mit all dieser klugen Selbstbespiegelung und Selbstzergliederung anfangen sollte. Daher las ich ihn zum zweiten Male aufmerksam durch. Plötzlich wich der Nebel und ich sah die Weihrauchwolken Ihrer Selbstberäucherung aufsteigen. Jetzt weiß ich, was Ihnen fehlt. Jesus ist Ihnen nicht klar und nah und wichtig und Sie erleben nichts von ihm, weil er bei Ihnen die traurige Rolle eines entthronten Königs spielt. Sie sitzen selbst auf dem Thron Ihres Herzens — und zu Lakenrollen gibt sich Jesus nicht her. Er muß auf diesem Thron Platz nehmen (auch wenn Ihre Absehung sehr schmerzlich sich vollzieht!) und Ihr teures Ich muß heruntergestoßen, mit Dornen gekrönt, gegeißelt und gekreuzigt werden. Nur dann wird Jesus auf dem Thron sitzen und zu Worte bei Ihnen kommen. Sehen Sie Ihre persönlichen schmerzlichen Erfahrungen mit Ihren Schwestern als Jesu gewaltsame Versuche an, Sie von dem zu Unrecht eingenommenen Throne herabzuzerren. Zerren aber tut weh! Steigen Sie freiwillig herunter!

H. L. Sie haben recht: alle Ihre Hoffnungslichter sind erloschen. Die Enttäuschungen waren zu groß, um nochmals an neue Arbeit zu gehen. Dabei sind Sie alt und kränklich und grämlich. Jetzt fragen Sie mich, wozu Gott Sie noch leben läßt? Nun vielleicht müssen Sie noch eine Weile leben, um sterben zu können! Diese Kunst scheinen Sie noch gar nicht gelernt zu haben, sonst würden Sie aus all dem zerronnenen Duft des Erdenlebens keinen solchen Sums machen. Und wenn Sie mit diesem Stück Ernst machen, dürfte am Ende doch noch für Ihre Umgebung etwas Besonderes abfallen. Es ist nämlich eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, ein wirklich selbstloses Menschenkind beobachten zu dürfen, wie es sich auf die letzte Arbeit resolut einrichtet: nur noch zu leben, um sterben zu können! Weil sie das nie bedacht haben, leben viele Leute schlecht und sterben so schwer!

L. N., D. in B., L. in L. und vielen andern, deren Briefe ich dankbar las und nicht beantwortet habe: Herzlichen Dank für Ihre Liebe! Aber nun lieben Sie lieber andere Menschen in Ihrer Umgebung mit all der reichen Freundslichkeit, die Sie mir zugebracht haben! Vielleicht warten jene schon lange darauf!

Württemberg. Über Ihre Anfrage bei meinem Verleger, ob es wahr sei, daß ich zum Katholizismus übergetreten sei, habe ich herzlich gelacht. Ob die große Hitze im letzten Sommer an dem Auskriechen solcher Gerüchte schuld ist?

H. S. Daß jene Arbeiterfrau, die einst durch meine Arbeit zum Glauben gekommen und meine religiösen Schriften gelesen, jetzt durch Verhöhnung eines Darbyisten die unsinnige Verleumdung geglaubt hat, ich sei vom Glauben abgefallen und stünde auf Satans Seite, (— sie hat darum meine Bücher und mein Bild ins Feuer geworfen!) schmerzt mich tief, aber es ist noch lange nicht so empörend, als daß der Leiter Ihrer Gemeinschaft, Pastor T., der mich seit achtzehn Jahren kannte und liebte, ohne bei mir angefragt zu haben, denselben Unsinn glaubt und in der Gemeinschaft offen davor warnt, meine Vorträge und Bibelstunden zu besuchen. Damit hat er ein schweres Unrecht begangen. Mein neuer Roman „Um die Kanzel“, der in diesen Tagen bei Otto Rippel erscheint, wird jedermann deutlich zeigen, wie sinnlos jene Verleumdungen waren, denn meine Stellung der liberalen Theologie gegenüber kommt darin unverblümt zum Ausdruck. Nachher werden sich viele der irrenden Brüder schämen, mir solch ein Unrecht getan zu haben.

A. B. Ihren Brief aus Wengen dankend erhalten. Vorwärts in Jesu Namen!

Berlin. Danke für die eingelegten Briefmarken! Sie werden weiter jenen Verwandten helfen müssen, auch wenn sie so unliebenswürdig bleiben. — Daß Gott in jenen äußeren Schwierigkeiten erziehlische Absichten verfolgt, ist mir sicher. — Wenn Sie nur liberale Pfarrer haben, dürfen Sie mit seelsorgerlichen Anliegen schon zu dem Geistlichen einer anderen Pfarodie gehen, dessen Predigten Sie erbauen. Wählt man für den kranken Leib sich den Arzt, der einem Vertrauen einflößt, wie vielmehr für die Seele!

G. T. Liebes Fräulein! Wenn Sie heute hätten dabei sein können, als ich die mit Ihrem Klagebrief zugleich eingelaufene Post durchsah, wären Sie wohl zuerst stiller geworden, dann verlegen und zuletzt hätten Sie Ihren Brief ganz schnell weggenommen und zerrissen. Was sind Ihre kleinen religiösen Nervenbeschwerden oder Blutstodungen gegen all die Not, die manchenmal an einem Tage mich aus aller Welt anschreißt! Von einer schrecklichen Sünde Gebundene, Schiffbrüchige des Lebens, Zweifler, Reichsgottesarbeiter, die plötzlich ihre Stellung verloren haben, betrogene Ehefrauen, Nervenkranken, Studenten, die um Glauben ringen, ungerecht Behandelte, und so könnte ich lang fortfahren. Was macht all dieser Schaar von wirklich Notleidenden es aus, daß Sie sich bei Ihres Pastors Gottesdiensten nicht so recht erbauen können oder Ihnen jetzt bisweilen das süße Gefühl der Nähe Jesu abhanden kommt! Sehen Sie, bitte, nicht so viel auf sich selbst, sondern auf Jesus, und leben Sie ein Stück Ihres Lebens auch für andere Menschen, dann wird das übrige Stück um so erträglicher und gesegneter sein, je kleiner es wird.



Paul Blau, *Am Wegsaum*. 3. Jahrgang. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Geb. 2.50 M.

Wie es bei einem solchen Sammelwerk von verschiedenen Verfassern nicht anders sein kann, findet der eine Leser einige Beiträge besonders schön und gleitet sein Interesse an anderen ab, ohne gereizt zu werden. Wenn man vielen etwas bieten will, muß es so sein. Da kann ich dem diesjährigen Bande nur Gutes nachsagen. Die Gedichte von unserer Freundin M. Feesche sind wieder herzerquickend, die Einleitung des Herausgebers ernst und richtig geformt, daß man drüber nachdenken muß, und prachtvoll ist Joh. Rumps Erzählung: „Die Pfarrfrau aus Versehen.“ Ich drücke ihm dafür im Geiste dankbar die Hand. Auch sonst ist viel Schönes drin.

Ernst Schreiner, *Menschen, die von Wahrheit träumten*. Chemnitz, Verlag Koezle. 4 M.

Der Verfasser ist meinen Lesern kein Fremder; er hat schon einige sehr ansprechende Skizzen in meinem Blatt gebracht. Nur schreibt er etwas viel und daher nahm ich sein neues Buch mit einem gewissen Vorurteil in die Hand. Da wurde ich aber angenehm überrascht. Die Gestalten haben Fleisch und Blut und der Sieg der Wirklichkeit über die Schwärmerei der Pfingstbewegung und der sog. „Christlichen Wissenschaft“ ist überzeugend dargestellt. Jeder, der noch einen verirrten Freund in den genannten Irrwegen hat, sollte das Buch sich anschaffen und dafür sorgen, daß es dort gelesen würde. Es könnte auch solchen als ein ernstes Signal dienen, die in Gefahr stehen, sich einer neumodischen Schwärmerei anzuschließen. Die Sprache ist flüssig; die Handlung schreitet gut fort und das christliche Gemüt wird sicherlich Anregung und Erquickung aus der Lektüre gewinnen.

Ist das Christentum als Religion überbietbar? Von Dr. Wilh. Ernst, Pfr. Verlag Krowitsch u. Sohn, Berlin, 1911.

Eine zeitgemäße, vorzügliche Broschüre! In schlichter, knapper Form führt Ernst sein Thema durch; der Beweis, daß wahres Christentum unüberbietbar ist, wird ebenso sicher wie nüchtern angetreten. Legt diese Schrift in die Hand aller derer, die von den Ideen einer „Zukunftsreligion“ oder des blöden Neobuddhismus angekränkt sind. Die Broschüre ist sehr geeignet, solchen Menschen wieder zum klaren Denken zu verhelfen. M. D.

Ein gesegnetes Leben. Betrachtungen über die Geschichte des Propheten Elia von Ernst Moderjohn. Verlag G. Hloff u. Comp., Neumünster i. H.

Gläubigen Gotteskindern sei auch dies Buch des bekannten Verfassers als eine Quelle innerer Stärkung und Ermutigung bestens empfohlen. Als Motto ließe sich über das ganze Werklein schreiben: „Jesus, — nur Jesus allein.“

M. D.

Privileg. Württ. Bibelanstalt in Stuttgart. Stuttgarter Studien-Testament mit Psalmen (16^o) auf gutem, dünnem Schreibpapier, einspaltig gedruckt. Eine Hälfte der Seite Text, die andere Hälfte Raum zu Notizen. Mit Parallelstellen, fettgedruckten Kernsprüchen und neuer Rechtschreibung. Kolonelschrift. Taschenformat 17 × 11 cm. Dicke 18 mm. Umfang 736 Seiten, Gewicht 400 Gramm. Nr. 271. Leinen, halbsteiß, Goldtitel, Rotschnitt 2 M. Nr. 272. Leder, biegsam, englische Art, Goldtitel, Rotschnitt 3 M.

Das ist eine prächtige Taschenbibel! Wir besonders lieb durch den bequemen Raum zu kleinen Notizen beim Bibellesen. Wem selbst solche Gedanken nicht einfallen, der liest sie vielleicht irgendwo oder bringt sie aus dem Hören einer Predigt heim und kann sie dann sofort dort eintragen.

E. D. Gordon. **Ein Wort für Reichgottesarbeiter.** Wandsbeck, Verlag „Bethel“. 60 S. — **Die Macht des gläubigen Gebets.** 60 S. — **In Jesu Nachfolge.** 1 M.

Es ist manches Urteil, manche Anwendung in diesen drei kleinen Broschüren nicht nach meinem Geschmack und doch möchte ich sie meinen Lesern empfehlen. Die Lust weht aus dem Heiligtum, wenn man sie liest und sie treiben zur Buße und zum Ernstmachen mit der persönlichen Hingabe an Jesus. Originell ist oft die Auslegung oder ein Beispiel.

Der deutsche Volksbote, Kalender für 1912. Berliner Stadtmission. 50 S.

Wie man für 50 Pfennig ein solches Buch herstellen kann, bleibt dem Laien rätselhaft. Und dabei ist der Inhalt gediegen, reichhaltig und die Ausstattung tadellos! Dasselbe läßt sich von dem nächsten Kalender sagen; nur kostet derselbe bloß 15 Pfg.:

Ulrich Meher, Kalender für deutsche Christenkinder für 1912. Berlin, Sonntagschul-Buchhandlung. Oder den:

Immergrün-Kalender 1912, von der Evang. Gesellschaft zu Stuttgart herausgegeben. 20 S.

Rudolf Hermann Gurland, In zwei Welten. Vierte Auflage. Dresden, Verlag von Ungelenk. Kart. 2 M., geb. 3.20 M.

Da ich fast 36 Jahre meines Lebens in Rußland zugebracht und viele Christen und Juden gesprochen habe, die Gurland persönlich kannten und schätzten, habe ich beim Lesen dieser Biographie vielleicht mehr Saiten meiner Seele klingen gehört, als mancher deutsche Leser. Aber auch solche werden sich dem Geist des Mannes, der da zu uns redet, obschon er gestorben ist, nicht entziehen können. Ich finde, solch eine Lebensbeschreibung wiegt eine Wagenladung von Traktaten auf, die für Judenmission Propaganda machen wollen. Möchten doch recht viel Amtsbrüder dieses ergreifende Buch lesen; das würde ihnen wohl tun, „wie der Schatten eines großen Felsen im heißen Lande...“

Dr. John R. Mott. *Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir.* Basel, Missionsbuchhandlung. Brosch. 2.40 M.

Die Leser meines Blattes, bei denen der Preis dieses Buches eine Kleinigkeit bedeutet, sollten sich dasselbe sofort kommen lassen und es selbst lesen. Was gilt's, manchem würden dabei erst die Augen für die Bedeutung der Mission und den Charakter unserer Gegenwart aufgehen. Dann lege man das Buch in die Hand seines Pastors und bete daheim, daß sich der Segen desselben an seinem Herzen offenbare. Dann dürfte man an dem Ton und der Art, wie er nachher die Mission empfiehlt und für sie arbeitet, die Quittung dieses Liebesdienstes erleben. Aber die Sache unseres Königs eilt!

Runa, *Bruderliebe.* Eine Erzählung aus dem Schwedischen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 4 M.

Wenn ich eine Ausstellung vorausschicken darf, so ist es meine Verwunderung darüber, daß die geistvolle Schriftstellerin gerade bei diesem Roman nicht auf die christlich-sozialen Gedanken eingegangen ist. Das Problem und der Held hätten es ihr meines Erachtens nahe gelegt. Sobald dieser Gedankenkreis ausgeschaltet wird, stehen sich orthodoxes Christentum und atheistiche Sozialdemokratie als die schärfsten Widersprüche gegenüber und lassen sich die in beiden vorhandenen Kraftströme nicht vereinigen. Sonst ist das Buch wieder, wie die früheren Werke von Runa, ausgezeichnet durch scharfe Beobachtungsgabe, feine psychologisch wahre Charakteristik und glänzenden Stil. Es ist kein gutes Zeichen für den Geschmack — oder das Christentum unserer Gebildeten, daß solche Bücher nicht mehr begehrt und gekauft werden. Einzelne Partien sind geradezu klassisch in ihrer herben wahren Schönheit.

Lic. Dr. jur. Eichberg. *Phylaktik.* Ihr wissenschaftliches Studium, ihre praktische Auswirkung. Halle a. S., Mühlmanns Verlag. Brosch. 2 M.

Die Seelsorge an den „Gebundenen!“ Hier wird mit sachmännischer Klarheit und persönlichem Herzensseifer diese schwere Seite des Seelsorgeramtes behandelt und die Theologen- wie Laienwelt zu Hilfe gerufen. Dagegen läßt sich nichts sagen, als daß die Forderungen, die heutzutage an unser Interesse, unsere Mitarbeit und unsere Fürbitte gestellt werden, so ins Ungemessene gewachsen sind, daß man sich um der Wahrung seiner Persönlichkeit willen gezwungen sieht, sich auf einige scharf umrissene Gebiete zu konzentrieren. Aber es gibt Amtsbrüder genug, die im Nebenamt im Gefängnis beschäftigt sind und diese Anweisung mit Freuden begrüßen werden.

W. Romberg. *Lebens- und Charakterbilder des Alten Testaments.* Bearbeitet für Kindergottesdienst und Schule. Berlin, Sonntagschulbuchhandlung. Brosch. 4 M.

Wenn man Rombergs Verdienste auf diesem Gebiete schon kennt, nimmt man ein neues Buch von ihm schon mit dem besten Vorurteil in die Hand. Und dasselbe wird durch die Lektüre nicht entkräftet. Ich sage nicht, daß ich alter Praktikus jede Bemerkung und jeden Ausspruch unterschreibe, aber die Art und Weise des Ganzen ist vorbildlich. Wer nach gründlichem Studium eines Abschnittes nicht imstande ist, darüber eine gediegene Vorbereitung zu geben, dem werden keine Hilfsmittel etwas helfen. Ich möchte das Buch gern aufs wärmste empfehlen.

D. Ernst Drxander, Oberhof- und Domprediger, *Evangelische Predigten*.

Achte Auflage. Halle a. S., Mühlmanns Verlag. Brosch. 2.50 M., geb. 3 M.

Von allem, was der berühmte Seelsorger des deutschen Kaisers geschrieben hat, ist mir dieses Predigtbändchen aus seiner Bonner Zeit das Liebste. Hier liegt eine Taufriese über dem Felde und ein Glanz von Originalität spiegelt sich in den Tauperlen, daß ich mich über die hohe Auflage nicht verwundere. Ich kann sie freudig empfehlen.

F. r. Lido. *Wildlinge und Edelreiser*. Skizzen und Bilder. Chemnitz, Verlag Koezle. 1.50 M.

Jeder Jünglingsverein in Deutschland, jede Mutter, die ihren Sohn nach der Konfirmation in die Fremde ziehen lassen muß, sollte sich dieses Büchlein anschaffen. Kräftig, originell, warm und frisch geben sich diese Skizzen fast alle, als ob sie so gesprochen worden seien. Es ist ein männliches Christentum neben gutem Humor und scharfer Beobachtungsgabe drin. Manche der Ansprachen sind im Ton unübertrefflich; so der Abschied der Witwe von ihrem Sohn.

Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau. *Das Dorf in der Himmelssonne*. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute von Heinrich Mohr. 2. u. 3. Auflage. 12° (VIII u. 238). Geb. in Leinw. 2 M.

Mir ist beim Lesen dieses „katholischen“ Büchleins ganz wunderbar zumute gewesen. Gewiß, manches Stücklein ist unsereinem fremdartig und ungenießbar, aber der Volkston dieser Betrachtungen ist prachtvoll getroffen, die Natur- und Menschenschilderungen oft köstlich und fein und was mir das Schönste dran dünkt, ist das treulich wiederkehrende, rein evangelische Anpreisen der Hilfe, die der arme Sünder an seinem Heilande Jesu Christo haben kann. Ich kenne den Verfasser nicht persönlich, — aber solche Katholiken stehen uns näher als manche moderne liberale Theologen!

E. L. Heitefuß. *Rosen und Lilien aus Gottes Garten*. Berlin N., Deutsche Evang. Buch- und Traktat-Gesellschaft.

Ein köstliches Büchlein von der Frau für die Frau geschrieben. Kein junges Mädchen, keine Frau, keine Mutter sollten versäumen es zu lesen. Die altvertrauten Gestalten der Sara, der Ruth und vieler anderer werden lebendig und geben Anlaß zu warmgefühlten und gutgesagten Betrachtungen. M.

Wir glauben, darum reden wir auch! Predigten von J. J. Schenkels. G. J. Spittlers Nachf., Basel, 1909.

Alte Wahrheiten in neuer, schöner Sprache! Gleichnisse und Beispiele sind passend, tragen jedoch spezifisch schweizerischen Charakter. Die vorliegende Sammlung eignet sich gut zum Vorlesen in kleineren Gemeinschaften. M. D.

G. Garders, *Taalahn*, die Geschichte einer Indianerliebe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Geb. 3.60 M.

Fremdartig ist die Szenerie und fremdartig Sitten und Gebräuche, aber das Menschenherz in seiner Liebe und das Gottesherz mit seiner Herrlichkeit — sie kommen einem so nah und vertraut vor, wie nur je. Das Buch ergreift den Leser mächtig und läßt ihn nicht los. Psychologisch feine Charakterzeichnung, gläubige Hingabe und ein Siegen der christlichen Liebe über den Rassenhaß machen den besonderen Reiz desselben aus. Meine Leser werden mir Dank wissen, daß ich ihnen dieses farbenprächtige Bild aufs wärmste empfehle.

Geschlechtsleben und Gesellschaft. Von Hans Wegener. Verlag, Otto Rippel, Hagen i. W. Eleg. brosch. 2 M., geb. 3 M.

Hans Wegener gilt für einen der besten Sexualpädagogen der Gegenwart. Diesen Ruf rechtfertigt in ganz besonderer Weise sein neues Buch. Wegener trifft überall den Nagel auf den Kopf, deckt mit großer Schonungslosigkeit alle Mängel auf und reißt der „Gesellschaft“ alle Heuchlerfahnen vom Leibe, — ohne jedoch jemals unfein zu werden. Die verschiedenen Programme zur Durchführung einer allgemeinen Sexualreform sind recht überzeugend, — jedoch vermisst man einen einheitlichen Grundgedanken. Da Jesus, wie immer bei Wegener, nur als „Fürst der Ethik“ auftritt, — so mangelt meines Erachtens diesem sonst trefflichen Buch der befreiende Ton! M. D.

Renata Greverus, Ob sie wohl kommen wird? Barmen, Biermanns Verlag. Brosch. 3 M., geb. 3.50 M.

Das ist eine etwas schwerfällige Geschichte, wie die Marschbauern, von denen sie erzählt. Es liegt auch bisweilen Nebel über dem Flachlande ... Man möchte der offenbar jungen Verfasserin, — ich las hier ihren Namen zum erstenmal, — helfen, einige ungefüge Pakete von ihrem Wagen abzuladen, damit er flotter fährt. Aber es ist hin und her eine Kleinigkeit, die verrät, daß man es mit einer echten Dichternatur zu tun hat, die feine psychologische Beobachtungen gemacht hat und mit wenig Mitteln ein lebendiges Miterleben zu erzwingen versteht. Und der etwas zu unvermittelt eintretende Schluß zeigt, daß der Nebel verflogen ist und die Sonne durchgebrochen ist; es liegen nur noch rings Wasserperlen glänzend im Grase, wie wenn dem scheidenden Nebel sein Perlenhalsband zerrissen wäre und die Perlen sind weit zerstreut ... **Karl Endemann, Johann Christian Wallmann.** Leipzig, Wallmanns Verlag. 1.50 M.

Dieses Lebensbild des Missionsinspektors Wallmann ist für jeden Theologen unserer Richtung ein Hochgenuß und eine heilsame Anregung. Man schämt sich ordentlich, daß man noch nicht im Dienste Jesu und der Brüder sich verzehrt hat. Aber auch gläubige Laien dürfen es lesen: es sind Sonnenstrahlen der Ewigkeit drin.

Reiseplan

5.—15. Nov. Hamm i. W.

18. Jan. Ohbin.

19. Nov. Basel.

1.—11. Febr. Posen.

26. Nov. Donnersleben.

3.—10. März München.

28. Nov. bis 8. Dez. Magdeburg.

12.—20. März Wiesbaden.

10.—17. Jan. 1912 Dresden.

Nach Ostern Schwelm, Danzig, Köslin.

„Betet, daß das Wort laufe!“

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3,60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor C. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 3

Dezember 1911

10. Jahrgang

Jes. 9, 6

O Freudenbotschaft, süßes Licht,
Das durch das Erdbündel bricht,
Uns ist ein Kind geboren!
Ein Sohn ist uns gegeben heut
Vom Vater aus der Ewigkeit
Für alle, die verloren.
Was mir gegeben, das ist mein,
Und auch dein eigen will es sein,
U n s ist ein Kind geboren.

Das Kind, es heißet „Wunderbar“,
Und lauter Wunder tut es gar,
Wo man es aufgenommen.
Es macht die Nacht zum hellen Tag;
Wo sonst nur Grämen, Angst und Plag,
Läßt es den Himmel kommen.
Tu auf dein Herzenskammerlein,
Es will ein großer Schatz hinein,
U n s ist ein Kind geboren.

Du sprichst: mein Herz ist sorgenvoll,
Ich weiß nicht, was noch werden soll,
Und niemand kann mir raten.
Ach, hast du schon daran gedacht,
Wie Gott hat alles wohlgemacht,
Wenn wir ihn gläubig baten?
O sieh, dies Kind, es heißet „Rat“,
Für dich auch und für deinen Pfad.
U n s ist ein Kind geboren.

Unglaube hält das Herz im Bann,
Daß es ihm nicht vertrauen kann
Und in ihm Ruhe finden.
Doch er heißt „Kraft“ und macht uns frei,
Wie mächtig auch die Fessel sei,
Denn auch auf unsre Sünden
Setzt seinen starken Siegesfuß
Der Held, dem es gelingen muß.
U n s ist ein Kind geboren.

Wie voll Erbarmen dieses Kind,
Wie liebend, hilfreich es geseht,
Wie sein Herz für uns brennet
Zeigt an, daß es nach Gottes Rat,
Der uns den Sohn gegeben hat,
Sich „Ewigvater“ nennet.
Unwandelbarer, ew'ger Hort,
Es jauchzt das Herz bei diesem Wort:
U n s ist ein Kind geboren.

Hier springt des Friedens tiefer Quell,
Hier klingt ein Lied so freudenhell,
Hier strömt ein sel'ges Leben.
Mit allem, was sein eigen ist,
Ist dieses Kind, der süße Christ,
Zu eigen mir gegeben.
Nimm hin dafür, was mir gehört,
Du „Friedefürst“, von Gott besichert;
U n s ist ein Kind geboren.

R. J.



Unter dem Weihnachtsbaum

Draußen lagert schwer die dunkle, kalte Winternacht, aber hier ist's so hell, so hell. Ein Goldglanz durchflutet die Stube, warmes, schimmerndes Licht. Das ist ein Leuchten wie Diamantenschein im gleißenden Festsaal so froh, und doch so feierlich, wie der stille Strahl von Altarkernen in der Kirche.

Der Weihnachtsbaum strahlt seinen Zauber in Auge und Herz.

Du lieber, alter Christbaum! Kein Silberkandelaber, keine Kristallkrone gleicht deinem Glanze. In deinem Leuchten ist ein Wallen und Weben, ein Schweben und Träumen, wie tiefstes Weh und jubelnde Freude, wie bange Erdensehnsucht und großes, himmlisches Singen. —

Warst meiner Kindheit Heiligtum! Und war das kleine Herz auch geteilt zwischen dir und all den Gaben, die du bestrahltest — was waren die Gaben ohne deinen Glanz? In deinem warmen Schimmer sah ich der Mutter Auge leuchten — und dies Leuchten glüht weiter in deinem holden Schein — so warm, so traut...

Und ich sah das Mutterauge weinen in deinem Lichte — weinen in großer, schmerzvoller Liebe. Dein Strahl brach sich in heißer Träne, und nun leuchtest du weiter die weinende Liebe in mein Herz hinein, noch heute, wo jenes Auge so lange schon gebrochen ist...

Neue Liebe, große, herrliche Liebe, flücht goldene Fäden in deinen Glorienschein — sie breiten sich um mich und hüllen mich wie in ein Strahlennetz von Liebe und Licht...

Und doch, dein Geheimnis ist tiefer und es ist seliger als Menschenliebe und Menschenherz.

Hörst du's dort aus der Ferne singen und klingen?

Welt ging verloren —

Christ ist geboren!

Freue, ja freue dich, o Christenheit...

Du heiliger Gott, wer bin ich, daß du mich solcher Freude wert hältst? Du, den ich so oft betrübt habe, du, vor dem ich schuldig, o, so schuldig

bin — du hast mich lieb, so lieb, daß du deinen eingeborenen Sohn gabst — für mich...

Du Himmelsglanz auf Bethlehems nächtlicher Flur, du Stern der Weisen im fernen Morgenland — — du leuchtest aus dem Kerzenbaum in der stillen, heiligen Nacht. Du gerechte, unbegreifliche Gottesliebe...

Da zieht der alte Engelsfang durchs zagende Herz hindurch, so froh, so selig: Ehre sei Gott in der Höhe...

Das ist kein Traum! Du armes Bäumchen, wie bald wirst du dürr und welk verworfen sein, ihr Kerzen, wie schnell seid ihr herabgebrannt! Und ach, ihr Menschaugen, ihr müßet euch schließen zum langen Schlaf. Auch du, mein Herz, sollst stille stehen... Aber der Glanz bleibt, der Jubel wird ewig heller und froher: Ehre sei Gott in der Höhe...

Doch ist es wirklich so? Wird's morgen leuchten und übermorgen, am Alltag? Wenn die Welt dich wieder umfängt, wenn die kalten Winde wehen und kein Christbaum die Nacht besiegt?

Du Gottesliebe, du Christkind, Jesus, mein Heiland, wo du bist, da ist Licht, ist „jede Nacht voll Kerzen“. Wer auf dich schaut, hat ein neues Auge empfangen — in Allem schaut er die Hand der ewigen, unergründlichen Liebe...

Aber daß so viele deinen Glanz nicht fassen, nicht kennen! Könnte ich ihn den Armen bringen, den Weihnachtsstrahl, dich, du Gottessohn. Wie kann ich Armer das tun?

Herr, mein Gott, stecke Weihnachtskerzen auf meines geringen Lebens schlichten Baum, brennende Kerzen — die nach oben weisen mit hellem Glanz. Laß aus meinem Wort und Werk, aus all meinem Sein deine Himmelslichter glänzen, deine Wahrhaftigkeit und deine Reinheit, deine Güte, dein großes, göttliches Lieben. Laß mich dem Christbaum gleich werden, arm und gering — und doch voll Weihnachtszauber und Himmelslicht...

Du meine Kirche, bist wie ein Tannenbaum, rau, unscheinbar in deiner Gestalt. Aber, Herr Gott, stecke Kerzen auf — hie und da und dort, daß es hell wird und warm im deutschen Land, daß Himmelsglanz die Erde durchglüht. Laß mein Leben leuchten, laß sich's verzehren für dich, für die Brüder und Schwestern, in heiligem Weihnachtsdienst...

Ja, lieber alter Christbaum, wir beide verstehen uns, nicht wahr? Du Armer mußt nun verlöschen..., ich darf leuchten, o mein Gott, leuchten in deinem Lichte jetzt, ewig...

Berlin.

Paul De Scur.



Christenleute sind wartende Leute!

Luc. 2, 25—30.

Abvent 1911.

Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem mit Namen Simeon; und derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israel, und der Heilige Geist war in ihm. Und ihm war eine Antwort worden von dem Heiligen Geist, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Und kam aus Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesus in den Tempel brachten, daß sie für ihn täten, wie man pfleget nach dem Gesetz, da nahm er ihn auf seine Arme und lobete Gott und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.

Im griechischen Altertum lebte ein Mann mit Namen Diogenes. Das war ein sonderbarer Mensch. Der hatte die seltsame Eigenheit an sich, daß er dachte — dachte über Mensch und Welt und Ewigkeit. Er sah die Menschen in aufregender Geschäftigkeit über diese Erde eilen und — dachte nach und schüttelte den Kopf. Diese Menschen beteiligen sich alle an einem fieberhaften Wettrennen um Geld und Gut, um Ehren und Würden. Und wenn's dabei auch ein wenig gegen das Gewissen geht — was macht's, werden sie nur den glutvoll ersehnten Reichtum erlangen! Und wenn man dabei seine Seele verschachert — was macht's, wenn nur die Ehren vor den Augen der Menschheit erreicht sind, was macht's — wenn nur die Orden auf der Brust blitzen. Das ist heute so, und das war damals genau so. Nun seht ihr, der Diogenes, der hatte die seltsame Eigenschaft zu denken. Er dachte nach, und die ganze Sache erschien ihm überaus lächerlich. Da rennen sie nun um die Wette, erhitzen sich, hassen sich, hassen einander bis aufs Blut. Und im besten Fall da hat so einer ein paar Menschen grausam niedergetreten — grausam und gewissenlos zugleich; er hat sein Ziel erreicht, und mit liebenden Augen läßt er die Goldstücke in seiner Hand ausblitzen. Da kommt der Tod und wirft ihm sein Leichentuch über den Kopf. Der Mann wird leichenblaß. Er krampft die Hände zusammen. Umsonst, der Tod bricht ihm die krampfhaft gefalteten Hände auf.

Langsam rollt ein Goldstück nach dem anderen in den Sand — flirrend fällt ein Geldstück auf das andere — schaurige Totenmusik — ein kalter, flirrender Hohn des Goldes: Du Narr! so klingt es im Klirren des Goldes.

Diogenes dachte und lachte. Also darum das ganze Wettrennen um Geld und Gold, um im Tode das alles fahren zu lassen. Dazu ist mir mein Leben zu schade — man lebt doch schließlich nur einmal auf der Welt, das muß man auch ausnützen. Man lebt doch schließlich nur ein Leben: Das darf man nicht vergeuden. Es ist doch unverantwortlich, wenn jemand auf dem Wege nach seiner Heimatsstadt ist und nun einem bunten Schmetterling über Feld und Wiese nachzulaufen beginnt. Es ist einfach unverantwortlich, wenn einer seine Seele, die nach der Heimat schreit, nun seinerseits totschreit und einem erträumten goldenen Schmetterling nachläuft. Das ist nicht nur unverantwortlich, das ist schrecklich dumm — du Narr — du Narr, spricht Gottes Stimme.

Das sind doch keine Menschen, mit klugen Gedanken von Gott begabt! Sind das noch Menschen? Diogenes greift sich an die Stirn! Sind das noch Menschen? Nein, das sind nicht im tiefsten Sinne des Wortes Menschen. Das sind Narren — die gehören ins Tollhaus — die sind nicht ernst zu nehmen. Und so kam es, daß Diogenes eines Tages am hellen lichten Tage mit einer brennenden Laterne auf den Markt ging und suchte und suchte — die Leute schüttelten den Kopf; was sucht der nur am hellen lichten Tag mit brennender Laterne? Diogenes, was suchst du nur? Und Diogenes antwortete: Ich suche Menschen! Da schüttelten sie noch bedenkllicher die Köpfe, sie wollten damit sagen: Der ist irre. Ich aber sage dir: ich weiß nicht, wer da irre war. Im allgemeinen kann man nicht sagen, daß jemand irre sei, der über Menschen und Menschenschicksal sich Gedanken macht. Und im übrigen schütteln die armen Irren im Irrenhaus oft ihr Haupt über die andern Menschen, ihre Pfleger und Wärter und meinen: die wären irre.

Ich aber frage: wieviel Menschen gibt es unter uns? wirkliche, wahrhaftige Menschen? Ich meine nicht Tiere, die essen und trinken und folgen ihrem Triebleben, und im übrigen machen sie sich keine Gedanken. über ihr Leben ist alles gesagt, wenn man darüber schreibt: er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Das ist ihre vollständige Biographie. Ich meine hier wirkliche, wahrhaftige Menschen, die da entdeckt haben, daß sie etwas Unsterbliches in sich tragen, denen jenes Wort in der Seele brennt: in dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist! Menschen, die ihre Ewigkeitsbestimmung im tiefsten Grund ihrer Seele

fühlen — Menschen, die es nicht über sich gewinnen können, ihre Ewigkeitssehnsucht im Schmutz zu erstickten, die es nicht über sich bringen, ihre unsterbliche Seele durch die leichte Gasse moderner öder Philisterhaftigkeit zu zerren. Wieviel solcher wirklicher, wahrhaftiger Menschen-Ewigkeitsmenschen mag es wohl hier bei uns geben?

Neulich fand bei uns eine Volkszählung statt. Und wenn ich nicht irre, so wurden über 30 000 Zahlen gezählt. Aber wenn Diogenes diese Zählung abgehalten hätte — wer weiß: vielleicht hätte er sich genötigt gesehen, mit brennender Laterne am hellen lichten Tage zu zählen. Es liegt so etwas blutig Ernstes in diesem Wort des Diogenes: Ich suche Menschen.

„Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem mit Namen Simeon.“ Meine Freunde, diese Art der Volkszählung ist hart — aber sie ist biblisch. Wo blieben denn die andern Hundertel Tausende!! die in Jerusalem wohnten? Verdorben, gestorben in Lust und in Leid. Gestorben, während sie noch lebten. Jawohl die Bibel kennt wandelnde Leichen — solche, die äußerlich noch vegetieren, die aber innerlich schon tot sind — — Wandelnde Leichen! Ich glaube, sie haben vergessen, sich ins Grab zu legen, weiter nichts. Über sie geht die biblische Volkszählung hinweg — wandelnde Leichen — die werden nicht mitgezählt — schauerlich! Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem mit Namen Simeon.

Welcher Art sind denn die Menschen, die die Bibel mitzählt? Was war das denn für ein Mensch? Es ist erstaunlich, was da die Bibel für eine einfache Antwort gibt. Es heißt da: Der wartete... Bist du auch einer von denen? Kannst du warten? Christenleute sind wartende Leute. Nicht solche, die mit verbissenen Mienen und mit knirschenden Zähnen auf den glutroten Tag warten, an dem die verhassten Feinde sich im Blut wälzen! So wartet der Haß. Nein, so warten Christen nicht. Wenn ich denn einmal ein Gleichnis brauchen soll: Die Christen warten — so warten sie wie die Kinder im dunkeln, spärlich erhellten Vorzimmer, bis dann endlich die Glocke erschallt, die Türe sich öffnet und nun der Baum im Weihnachtsglanz vor ihnen strahlt — — — und ein großes Staunen schreitet leise durch ihre kleine Seele: so schön, so wunderbar, so herrlich haben wir es uns doch nicht gedacht. Es ist wie ein großer goldener Traum — aber der Traum ist Wirklichkeit. Christenleute sind wartende Leute: Worauf warten sie denn? sie warten auf die große Weihnachtsbescherung der Seele. Solch eine wartende Seele war der greise Simeon. Es heißt da: er wartete auf den Trost Israels — — — er wartete und wartete — er wartete wohl achtzig

Jahre lang. Das war wahrhaftig keine Kleinigkeit. Du und ich, wir werden ungeduldig, wenn wir stundenlang warten müssen. Simeon wartete achtzig Jahre lang. Er wartete auf den Herrn. Der war's am Ende wert, daß man achtzig Jahre auf ihn wartet. Ach, Simeon — so flüsterte eine Stimme in seinem Innern, die Jugendzeit ist vorbeigerauscht. Die Mittagszeit und der helle Sonnenschein deines Lebens sind vorübergeschwebt. Die Abend Schatten werden länger und länger, und noch wartest du? Du wartest vergeblich! Die Väter haben sein geharrt — sie sind darüber ins Grab gesunken, und du wirst auch ins Grab sinken. Gewiß, es wird die Zeit kommen, da sie es weithin künden werden: Aus Zion bricht an der schöne Glanz — aber du — nein, du erlebst es nicht mehr. Warum auch du gerade? So flogen düstere Gedanken wie düstere Nachtvögel um sein Haupt — — Dann falteten sich die knöchernen Hände zu heiß ringendem Gebet: Herr, ich warte auf dein Heil! Siehe, düstere Zweifel umschwirren mein Haupt, und dunkle Todes Schatten säumen meinen Greisenweg! Siehe, um Trost ist mir sehr bange, Herr, tröste, tröste dein Volk, laß noch in die Abendzeit deines Anrechts den Sonnenschein der messianischen Heilszeit hineinleuchten, laß mich i h n sehen, i h n, den du seit Menschengedenken bereitet hast — ihn, den schönsten unter den Menschenkindern! Laß mich ihn sehen und dann sterben. Herr, ich warte auf dein Heil — stille wird seine Seele, stille, ganz stille. In der Stille gibt Gott seine Antworten, in der Stille da ist's geschehen, da gab Gottes Geist Zeugnis seinem Geist: er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Und seitdem wanderte seine Seele hoch auf den Binnen göttlicher Verheißung. Simeons Seele harrete von einer Morgenwache bis zur andern: ob nicht ein neues Morgenrot den Tag des Heils verkündigte. Und immer klang's in seiner Seele wie heiligen Geistes Wehen: Du wirst den Tod nicht sehen, du hättest denn zuvor den Christ des Herrn gesehen.

Wunderbar! Wunderbar! Du schüttelst den Kopf — — — so was ist nicht möglich! Das ist alles Einbildung, und der fromme, alte Mann hat diese Antwort g e m e i n t von Gott erhalten zu haben, in Wirklichkeit stammt sie von ihm selbst. Es ist ja alles so klar und einfach: Der Wunsch ist der Vater des Gedankens. Das ist die Geschichte: religiöse Suggestion! Autosuggestion! weiter nichts! Wie kann jemand von Gott eine innerlich gewisse Geistesantwort erhalten? Unmöglich — rein unmöglich! Wer das sagt, der hat noch nie in seinem Leben gebetet — noch nie! Geplappert vielleicht, aber gebetet nie! Denn dann wüßte er, daß es wunderbare, gottgewirkte Gewißheiten gibt. Gewißheiten, die so ge-

weiß sind wie $2 \times 2 = 4$. Gewißheiten, um deretwillen man sich den Kopf abschlagen läßt. Das ist unmöglich? Da sind zwei gleichgestimmte Geigen in einem Zimmer. Leise streicht der Künstler über die Saiten der einen Geige, es ist wunderbar! Die andere Geige erbebt, die Saiten schwingen, leise singt die andere Geige der ersteren Antwort. Und dort gibt es zwei innerlich bis auf den tiefsten Seelengrund gleichgestimmte Seelen. Es ist wunderbar: geheimnisvoll klingt unausgesprochen derselbe Gedanke auch in der andern verwandten Seele: in derselben Stunde, in derselben Minute. Zwei Seelen ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag! Solch eine innerliche Verbindung und geheimnisvolle Berührung ist möglich zwischen zwei gleichgestimmten Seelen, ja sogar zwischen zwei gleichgestimmten Geigen, aber zwischen zwei Geistern, Menscheng Geist und Gottesgeist, soll so was natürlich unmöglich sein — rein unmöglich! Ich aber sage euch: wo ein Mensch völlig von sich selbst los gekommen ist, wo ein Mensch innerlich auch die verborgensten Saiten seiner Seele auf den lebendigen Gott eingestimmt hat: da klingen manchmal in der Seele wunderbare Gottesantworten, herrliche Gottesgewißheiten. Und darum ist es so namenlos lächerlich, wenn jemand so etwas für unmöglich erklärt — bloß weil er so etwas nicht selbst erlebt hat. Das steht auf demselben Niveau, wie wenn ein unmusikalischer Mensch jegliche melodische Harmonie leugnet, bloß weil sein Gehör nicht darauf eingestimmt ist. Wem aber schon je unter uns auf dem Tiefgrund der Seele Gottesgewißheiten aufgeflammt sind, der weiß, warum Simeon mit unerschütterlichem Vertrauen auf den Trost Israels wartete. Und wahrhaftig, er hat sich nicht getäuscht. Gott hat ihn nicht vergeblich warten lassen. Die brennende Sehnsucht wurde gestillt. Er sah seinen Heiland.

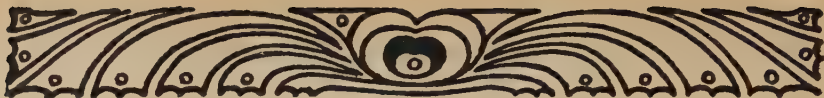
Und seitdem traten hunderte, tausende Millionen von Menschen in die Fußtapfen Simeons und warteten — warteten in öder Wüste. überall dürerer Sand, nirgends Quellwasser. Sünde und Schuld brannten, brannten wohl noch verzehrender als die glutheißen Sonnenstrahlen im Wüstenand. Und von Zeit zu Zeit entrang sich ihren Lippen ein Seufzer: Herr, ich warte auf dein Heil, ich warte auf den Heiland, ach Herr, wie lange —. Ach mein Gott, da vergingen wohl Monate, vielleicht gar Jahre. Ach, Herr, wie lange, ach, Herr, wie lange. Ich warte auf dein Heil! Aber dann geschah das Wunderbare. Gott sei Dank für jede Seele, die da spricht: meine Augen haben meinen Heiland gesehen.

Aber Christenleute sind trotzdem noch immer wartende Leute: Wir warten immer noch auf Größeres, Wunderbareres. Je weiter wir in unserem Christentum kommen, um so mehr gehen uns noch immer die

Augen für diesen Jesus auf, um so tiefer blicken wir in seine große, heilige Seele: Wir warten auf größere Offenbarungen. Christenleute sind wartende Leute — wartende Leute bis zum letzten Augenblick. Wartende Leute auch im Sterben — erst recht im Sterben! Das ist eine besondere Eigenart der Jesusleute. Diejenigen, die ihr volles Genüge in dieser Welt gefunden, erwarten nichts vom Tod. Sie haben vom Leben alles erwartet. Innerlich öde, vom Leben gelangweilt und angewidert sinken sie ins Grab: Von Erde bist du genommen, zur Erde sollst du wieder werden... Aber Christenleute sind wartende Leute, sterbende Christen sind wie Kinder, die erwartungsvoll vor der Thür zu dem großen, ewigen Weihnachten stehen. Wie Träumende stehen sie vor der Thür. Lächelnd folgen sie dem Tod — sie wissen, der Tod kann mir nur eine Thür öffnen: Die Weihnachtstür! Dort! da steht ein Paulus! der sagte ein großes, rundes Ja zum Sterben: ich habe Lust abzuschieden und bei Christo zu sein — denn er war ein wartender: Herr, ich warte auf dein Heil! Und hier reicht der greise Simeon vertraulich dem Tod die Hand. Der Tod hat den Stachel verloren, er legt sich trausam dem Tod in die Arme: Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Mein Gott! das ist eine wunderbare Art zu sterben: die Überwinderkrone leuchtet unsichtbar über ihrem Haupt und ein wunderbares Staunen webt mit leisen Schleiern über ihrem Angesicht! Erwartungsvoll treten sie über die Schwelle der Ewigkeit. Nun fallen die großen geheimnisvollen Schleier. Sie fallen. Gott sei Dank! Sie sind ja ihr ganzes Leben lang Wartende gewesen. Zwei Schleier fallen zu gleicher Zeit, wir werden ihn sehen, ihn, den wir nicht geschaut, und den wir doch mit großer brennender Liebe geliebt. Und wir werden uns sehen, denn wir sind uns hier auf Erden selbst wunderbare Gottesgeheimnisse, die entschleiert werden müssen. Wir sind auch in bezug auf uns selbst Wartende: wir wissen noch nicht, was wir sein werden, wir warten darauf — aber wir wissen, daß, wenn das große Weihnachten anbrechen wird — wir wissen, daß, wenn es erscheinen wird, wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist. Seele! Ihm gleich! Welche Perspektiven! Was soll ich da sagen? Ich sage: Sei stille dem Herrn in dieser Adventszeit und warte auf ihn! Christenleute sind wartende Leute!

Lic. theol. W. Olschewski, Königsberg i. Pr.





An einen Prediger

„Du bist ein Meister in dem Reich der Töne,
Die in den Saiten unsrer Seele schlummern;
Du lässest sie in Harmonie erklingen,
Zu Ehren ihm, der deine Stärke ist, —
Und unser Wandel soll der Nachhall werden. —
Gott hat mit starken Waffen dich gerüstet,
Die Herzen zu gewinnen für den einen,
Der seine Lust hat an den Menschenkindern. —
Darf ich dir sagen, was die Waffe ist,
Womit du mein Herz völlig ihm eroberst? —
Nicht ist's der Stimme Klingenbes Metall,
Der abgemessnen Worte Widerhaken,
Nicht ist's der Bilder wunderbare Klarheit,
Nicht ist's der geistvoll durchgedachte Plan,
Nicht der Begeistrung Feuer, das dich faßt
Und dessen Flammen nach den Seelen züngeln.
— Was wär dies alles, wenn das eine fehlte,
Der eine tiefe, wunderbare Ton,
Dem ich mit angehaltne'm Atem lausche,
Wenn er so süß und leise manchmal klingt!
Was wärest du, wenn dir das eine fehlte?
Ein totes Erz und einer Schelle Tönen. —
Doch dieses eine, das so heilig ist,
Daß es ein unbedachtes Wort entweihte,
O dieses sel'ge, tief verschwiegene Leuchten,
Das du so keusch und zart in dich verschließt.
Und dennoch bricht sich's unaufhaltsam Bahn,
Nur dieses Kleinod such ich immer wieder
In deinen Worten und in deinen Schriften,
Und wo ich's finde, weht mich an ein Grüßen
Von ihm, der unser Alles ist! —

Eine, die auch vom Hause des Herrn ist.



„Der Glaube ist kein bloßes Werk der Vernunft; er kann daher keinen Angriffen derselben unterliegen, weil Glaube so wenig durch Gründe hervor-
gebracht wird, wie Sehen oder Schmecken.“

(Hamann.)



Weihnachten in der Fremde

Reiseerinnerung von Hans Keller.

Es war am 23. Dezember vorigen Jahres, morgens 4 Uhr, als der Nachtschnellzug von Madras südwärts in Kumbakonam einlief. Mit einigen Eingeborenen stieg ich als einziger Europäer auf dem nur spärlich erleuchteten Bahnsteig aus. Außer dem schlaftrunkenen und vor nächtlicher Kälte (!) mit den Zähnen klappernden Stationsvorsteher war kaum ein menschliches Wesen zu erblicken; nur einige verhungerte Pariahunde suchten im Schutz der Dunkelheit sich zu bereichern. Wenige Minuten nur — und der Zug brauste weiter. Da stand ich nun allein auf dem einsamen, dunklen Bahnhofe. Mühsam tastete ich mich beim schwachen Lichte einiger elenden Lampen zum kleinen Stationsgebäude, um dort im Warteraum den Morgen zu erwarten, wo mich dann der Leipziger Missionar Ellwein abholen wollte. Aber dieser Raum sah trostlos genug aus. Schmutzig und so dunkel, daß man kaum die auf dem Boden schlummernden Eingeborenen erkennen konnte. Diese Wartestätte sah nicht nur so unwirtlich aus, sondern muß es auch von Grunde aus gewesen sein; denn die Luft war für eine europäische Nase schlechterdings ungenießbar. So verzichtete ich darauf, eine der Bänke mir zum Ruhelager herzurichten und holte mir lieber einen Stuhl auf den inzwischen ganz einsam gewordenen Bahnsteig. Bald war auch das letzte Licht hier erloschen, und im Stockdunklen bemühte ich mich nur, meine drei Gepäckstücke nicht aus dem Auge zu lassen, damit nicht jemand in Versuchung käme, das siebente Gebot zu übertreten.

Doch lange brauchte ich nicht so verlassen zu sitzen, da eilte schon der Missionar Ellwein herbei, der es sich nicht hatte nehmen lassen, mich in so früher Stunde abzuholen, damit ich noch im Missionshause etwas der Ruhe pflegen könnte. Missionar Ellwein war für mich eigentlich kein Fremder mehr. Er stammt aus der Krim, war von einer Missionsfestpredigt meines Vaters erfaßt worden und hatte sich entschlossen, Missionar zu werden. Während seiner ersten Ausbildungszeit war er in der kleinen Missionsvorschule zu Neusatz und erinnerte sich noch gut unserer

ganzen Familie. Ich konnte mich seiner natürlich nur wenig erinnern, war ich doch damals erst fünf oder sechs Jahre alt. Aber in Verbindung waren wir doch geblieben, da ich als Gymnasiast in der Zeit, da jeder Knabe ein eifriger Markensammler ist, angefangen hatte, mit ihm zu korrespondieren aus einem sehr selbstjüchtigen Grunde, nämlich um indische Marken zu erhalten, ohne zu ahnen, daß ich ihn jemals in Indien selbst würde auffuchen können. So waren mancherlei Beziehungen schon vorhanden und schnell hatten wir uns angefreundet, während wir durch die nächtlichen Straßen von Kumbakonam auf das Missionsanwesen lossteuerten, das hier, umgeben von einer Steinmauer, ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Allerdings ist diese Friedensstätte inmitten heidnischer Greuel nicht so friedlich und geborgen, wie man annehmen möchte, denn eine Unmenge giftiger Kobraschlangen hausen hier und sind besonders dem nächtlichen Passanten gefährlich. Deshalb hatte sich mein Führer auch mit einer hell brennenden Laterne und einem gründlichen Stock versehen.

Der 24. Dezember war da. Wohl fiel kein Schnee vom Himmel, wohl wirbelte kein kalter Nordwind einem die Schneeflocken durch die Luft entgegen, daß einem fast der Atem ausgeht, wohl war kein Bach oder Teich winterlich erstarrt — im Gegenteil: die Erde hatte nach dem Regen sich neu mit saftigem Grün und duftenden Blumen geschmückt; war das aber schließlich nicht doch auch weihnachtlich? Wenn wir uns das erste Weihnachten auf den Fluren Bethlehems vergegenwärtigen, war es dort nicht auch so frühlingsartig? Und mochte man an der Natur draußen nach unseren Begriffen noch nichts von Weihnachtsstimmung merken, so bekam man etwas davon im Hause zu spüren. Da erklangen schon vom frühen Morgen an unsere schönen Weihnachtsmelodien vom sanglustigen Missionstöchterlein und seinen braunen Gespielinnen, da wurde im Hause gepuht und auch gebacken, da wurden Veranden und Zimmer mit Grün geschmückt und da wurde auch der Weihnachtsbaum hergerichtet. Der Weihnachtsbaum in Indien! Das verlangt allerdings wohl eine nähere Erörterung.

Zeitungsnachrichten zufolge soll sich der Kronprinz für seine Indienreise eine Reihe deutscher Tannenbäume mitgenommen haben, um zu Weihnachten auch an einem wirklichen Weihnachtsbaum sich freuen zu können, wie er ihn daheim gewohnt war. Das kann sich natürlich der deutsche Missionar nicht leisten, so muß er sich anders zu helfen suchen. Einen höchst merkwürdigen Weihnachtsbaum sah ich in Trichinopoly. Die einzelnen Zweige des kleinen, geradezu auffallend regelmäßig gestal-

leten Weihnachtsbaumes entpuppten sich bei näherem Zuschauen als Drähte, die mit einem braunen Stoff versehen waren, welcher der Tannenrinde sehr glich. Und diese Äste waren besetzt mit kurzgeschorenen und tannengrün gefärbten Gänsefedern (!). Wie sonderbar uns das auch anmuten mag, es ist keine Frage, daß ein solcher Zweig von weitem tatsächlich einem Tannenzweige sehr ähnlich sieht. Alle diese Zweige sind dann an einem Rohr befestigt, das den Stamm des Baumes darstellt. Geschmückt und im Lichterglanz imponiert dieser Weihnachtsbaum auf den ersten Blick sehr, nur darf man ihn nicht näher in Augenschein nehmen, sonst verderben die Drähte und Gänsefedern einem doch die Illusion. Ist das Fest vorbei, so nimmt man den Schmuck und die Leuchter ab, klappt den Weihnachtsbaum wie einen Schirm zu, und wohl aufbewahrt in seinem Futteral wartet er bis zum nächsten Jahr.

Sinniger nach meiner Meinung ist ein anderer Weihnachtsbaum, den man in Indien benutzt. Man sucht sich ein recht schönes, wildes Kamelienbäumchen. In einen Topf gepflanzt, hält es sich gut über die ganze Festzeit und mit seinen glänzenden Blättern und schneeweißen und herrlich duftenden Blüten braucht es herzlich wenig weiteren Schmuck. Die brennenden Kerzen bestrahlen Blätter und Blüten so herrlich, daß der weihnachtliche Eindruck leicht vorhanden ist. Unter solchem Weihnachtsbaum läßt sich erst recht stimmungsvoll das Lied singen: „Es ist ein Ros entsprungen“ und wie passen nicht gerade hierher die Worte:

„Das Blümlein so kleine,
Das duftet uns so süß.“

Besonders in einer Missionsgemeinde kann dieser blühende Weihnachtsbaum zu einem rechten Gleichnis werden.

Am gebräuchlichsten aber ist in Indien ein anderer Weihnachtsbaum. Es gibt eine Baumart, die Casuarine, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit unserer Tanne hat, nur ist der Wuchs nicht so schön, die Äste sehr schwach und die Nadeln verhältnismäßig sehr lang. Man findet selten eine Casuarine, welche als Weihnachtsbaum zu glänzen verdient und deshalb sucht man sich besonders starke und schöne Zweige, schlägt diese ab und bindet sie zu einem Baum zusammen. Hat man das mit Liebe und Geschick gemacht und steht ein solcher Baum schön geschmückt als strahlender Lichterbaum im dunklen Zimmer, dann kann er uns immerhin unsere Tanne ersetzen, nur eines nicht: den wundervollen Harz- und Tannengeruch, der doch in die Weihnachtsstube hineingehört. Ein solcher Baum hatte auch im Missionshaus von Kumbakonam seinen Platz gefunden.

So kam der Heilige Abend heran. Während der Missionar in seiner Studierstube noch an seinen Festreden arbeitete, seine Frau im Besucherzimmer die letzte Hand anlegte und ihr Töchterlein auf der Verandatreppe seinen braunen Freundinnen vom Geburtstage des Jesu-Swami (Herrn Jesu) erzählte, war ich überflüssig und so ging ich denn in der Dämmerung, während das Abendrot im Westen immer mehr erblakte, im Garten spazieren. Ich werde diese stille Stunde am Weihnachtsabend im fernen Indien niemals vergessen — sie war doch zu eigenartig. Es war Weihnachtsabend und dabei zum erstenmal nicht im Elternhause *) und gleich so weit entfernt von der Heimat und ihren Lieben. Weihnachtsabend und dabei ging ich im weißen Anzuge zwischen blühenden Blumen und unter Palmen, auf deren Blättern, die im Abendwinde geheimnißvoll rauschten, der lichte Schein des Abendrotes und der Silberglanz des aufgehenden Mondes wie im Wettstreit um den Vorrang zu kämpfen schienen. Kein Wunder, daß man da mit einer gewissen Wehmut der Heimat gedachte und ins Träumen hineinkam.

Da weckte mich der Ton der Glocken aus den Träumen. Es war Zeit, sich zur Christvesper zu richten. Die Kirche war echt indisch geschmückt. Der Altar trug reizenden und sinnigen Blumenschmuck, und da der Raum hinter ihm und das Gitter, das ihn gegen die übrige Kirche abschloß, mit Palmblättern und Bananenstauden verziert waren, schien er förmlich in einem grünen Tropenhaine zu stehen. Ähnlich waren alle Wände mit riesigen Palmwedeln bedeckt, während das eigentliche Schiff der Kirche einen anderen Schmuck trug. Zur Weihnachtszeit blühen in Indien die schönsten Chrysanthenen. Diese Blumen werden in Masse gepflückt und auf Fäden aufgereiht. Und nun durchziehen sie als unzählige Girlanden den ganzen Raum, der von einer Unmenge Lampen und Lichtern erhellt ist. In dieses Milieu hinein paßte recht stimmungs- voll der liturgische Gottesdienst, der die Heilige Nacht und die Weihnachts- tage einleiten sollte.

Nach dem Gottesdienst fand die Bescherung im Missionshause statt. Der strahlende Lichterbaum, wir Europäer auf Stühlen sitzend, die übrige braune Gesellschaft (Lehrer und Angestellte mit Familien) auf dem Boden hockend und dazu in fremden Zungen unsere alten Weihnachts- lieder singend — wahrlich ein malerisches und für mich unvergeßliches Bild. Zum Schluß bekamen die Leute ihre kleinen Geschenke und Süßig-

*) Es hatte sich so eigenartig getroffen, daß ich als Soldat und als Vikar immer den Weihnachtsabend zu Hause verleben konnte.

reiten. Letztere sind für unseren Gaumen gerade keine Leckereien, bestehen sie doch nur aus Reiskörnern, die auf eine besondere Weise geröstet und mit Puderzucker vermischt werden. Wir Europäer saßen dann noch lange bis in die Nacht hinein, während ein Licht nach dem andern verlöschte und es immer dunkler wurde, und gedachten der fernen Heimat, wohin es wohl jeden deutschen Christen an diesem Abend besonders zieht. So verbrachten wir mitten in einer Stadt, wo krasses Heidentum und greulicher Gögendienst Trumpf ist, wie heute nur noch in wenigen Tempelstädten, ein stilles, aber gesegnetes Weihnachtsfest.

Als wir uns am ersten Feiertage zum Frühstück setzten, erschienen die Knechte und Mägde, um uns ein fröhliches Fest zu wünschen. Sie taten das auch wiederum nach ihrer Landessitte, indem sie uns Girlanden aus den erst beschriebenen Chrysanthenen geflochten um den Hals legten und jedem eine kleine Limone schenkten.

Um 1½10 Uhr ging es zum Festgottesdienst. Die Kirche war in der bekannten Art geschmückt, nur hatte noch der Taufstein einen besonderen Schmuck erhalten, sollte doch heute außer einem Kinde christlicher Eltern noch eine erwachsene heidnische Frau getauft werden. Die Kirchgänger hatten ihren besten Schmuck angetan und boten ein recht farbenprächtiges Bild, zumal Frauen und Kinder in ihr schönes schwarzes Haar rote Rosen und weiße Blumen recht kunstvoll eingeflochten hatten. Der Festgottesdienst wollte mir freilich etwas lange dünken, da ich eben kein Wort verstand; war es aber auch in Wirklichkeit, da nach der Eingangsliturgie erst die beiden Taufen stattfanden und der Taufe der Frau noch ein kurzes Taufexamen vorausging.

Der zweite Weihnachtstag führte uns hinaus auf eine Außenstation von Kumbakonam. Als der Eisenbahnzug, der uns einige Stationen wieder nordwärts bringen sollte, in den Bahnhof einlief, war ich nicht wenig erstaunt. Der offenbar christliche Lokomotivführer hatte vorne an seiner Lokomotive ein großes Schild angebracht mit der Inschrift: „Happy Christmas“ (Fröhliche Weihnachten). Einer kurzen Eisenbahnfahrt folgte eine solche im Ochsenwagen, wie sie den Lesern aus meinen Reisebriefen bekannt ist, und noch ein Gang zwischen Reisfelder hindurch zu einem kleinen Bariadorfe. Auch hier hatten die Leute ihr Rehmkapellchen mit großer Liebe zu Ehren des Festes geschmückt und sich selbst ebenso, wenn auch der weihnachtliche Schmuck dieser niederen Kastenleute nicht gerade immer Zeugnis von großem Geschmaek ablegte. Aber eine Freude war es, zu sehen, wie glücklich sie in die Weihnachtslieder einstimmten, die der Lehrer auf der Geige begleitete, und wie aufmerksam

sie der Weihnachtsbotschaft lauschten. Nach dem Gottesdienst fand dann die feierliche Weihnachtsgratulation statt, die der Missionar in Indien eben über sich ergehen lassen muß und es auch gerne tut, um den Deutschen ihre Freude nicht zu verderben.

Missionar Ellwein und ich mußten vor der Kapelle auf Stühlen Platz nehmen, während sich die Schuljugend im Halbkreise um uns scharte und dahinter die Erwachsenen sich drängten. Zunächst wurden uns in üblicher Weise Kränze um den Hals gelegt, und zwar Kränze unglaublicher Güte. Es waren wohl fast armdicke Kränze aus Chrysanthemenblüten und Rosen und vorn hing gar eine mit Sametta überspinnene Limone. Sandelholzwasser, um uns Wangen und Hände einzureiben, Blumensträuße und Limonen reichten uns dann die Schulkinder unter Gesang und Reigenaufführungen — aber die Hauptsache sollte noch kommen. In sehr netter Weise stimmten plötzlich die Kinder mehrstimmig ein Lied an, in dessen Refrain ich plötzlich meinen Namen zu hören meinte, und gleichzeitig brach ein unbeschreiblicher Jubel unter Kindern und Erwachsenen aus, der bei jeder Strophe sich wiederholte, sobald das „Keller“ wiederkehrte. Die Erklärung folgte dann. Der Lehrer des Dorfes, der von meinem Besuche zu Weihnachten gehört hatte, machte sich an die Arbeit und dichtete zu meiner Begrüßung dieses Lied, das mir die Kinder hier sangen. Natürlich mußte ich zum Schluß, während der Missionar dolmetschte, einige Dankesworte dem Lehrer und den Kindern sagen.

Als es anfang, zu dunkeln, trafen wir wieder im Missionshause ein und damit war auch der zweite Festtag vorüber, und das Weihnachtsfest 1910 neigte sich seinem Ende zu. Dieses Weihnachtsfest im fernen Indien wird für mich von bleibender Bedeutung sein, sah ich es doch mit eigenen Augen, wie viele Nachfolger jene ersten Anbeter des Jesuskindleins, die Weisen aus dem Morgenlande, gehabt haben und wie weite Kreise jenes Engelwort schon gezogen hat, selbst in der friedlosen und ruhelosen Heidenwelt: „Friede auf Erden.“



„Der Christenheit Wesen, Leben und Natur ist nicht leiblich Versammlung, sondern eine Versammlung der Herzen im Glauben — also, ob sie schon leiblich von einander geteilt sind tausend Meilen, heißen sie doch eine Versammlung im Geist.“

(Luther.)



Weihnachten wider Willen

„Tante, ohne eine Weihnachtsgeschichte von dir gibt's doch kein richtiges Weihnachten," sagte mein zwölfjähriger Nefse, Heinz Roden, am zweiten Feiertag, und die zehnjährige Silda setzte sich sofort mit ihrer neuen Puppe auf den neuen niedrigen Hocker neben mich mit einer Miene zu recht, als wollte das kleine redefaulle Persönchen damit sagen: „So, meinethalb kann es jetzt gleich losgehen!"

„Kinder, ihr seid unausstehlich! Laßt doch Tante Nettchen in Ruhe! Zu Weihnachten habt ihr mit euren neuen Spielsachen genug zu tun und braucht die arme Seele nicht mit Geschichten-Erzählen zu peinigen."

„Wo tut es dir denn weh, wenn du erzählst?" fragte mein Liebling, die kleine achtfährige Toni ängstlich mich anblickend.

Da konnte ich nicht widerstehen — ich nahm mein Strickzeug, das unvermeidliche, von dem die Spötter sagen: „sie kann sich den Himmel nicht ohne Strickzeug denken und ihr zuliebe werden die Engel bald alle Strümpfe tragen!" — und erzählte, was ich voriges Jahr zu Weihnachten erlebt habe.

„Also, ihr wißt, daß ich im vorigen Jahr erst nach Weihnachten zu euch kam! Ich war in K. von der Elektrischen gefallen und mußte mich dort in der mir fremden Stadt fast zehn Tage lang im Hotel von einem Doktor Geldenberg behandeln lassen. Das rechte Knie und der rechte Arm taten mir noch etwas weh, aber ich konnte doch am Heiligen Abend nicht ohne etwas Bescherung und Gottesdienst sein. Darum war ich am 24. Dezember morgens aufgestanden und begab mich langsam, bisweilen leise ächzend, in die Stadt, um einige Einkäufe zu machen. Das Paket an euch hatte ich glücklich besorgt, da fiel mir ein, daß mein Doktor, der so liebenswürdig und brav mich kuriert hatte, einst von seinen Kindern mit einem so glückstrahlenden Gesicht gesprochen hatte, daß man ihm anmerkte, wie lieb er sie haben müsse. Galt, hieß es in mir, da könntest du den Doktorkindern auch etwas zu Weihnachten schenken. Soviel ich mich entsann, hatte er von einem Knaben und einem Mädchen gesprochen, die so ungefähr in eurem Alter sein durften. Schnell kaufe ich noch Pralines und Honigtuchen und gehe mit diesem Paket zurück in den Spiel-

warenladen, wo ich vorher das Paket für euch besorgt hatte. Es dauert nicht lange, so habe ich für den Knaben eine große Holzschatel gefunden: da waren ein paar hundert Bleisoldaten drin, ein Lager und eine Festung."

"Das könntest du mir vielleicht zum Geburtstag schenken," unterbrach mich Heinz mit nachdenklichem, ernsthaften Gesicht.

"Sei nicht so frech!" schalt ihn Hilda.

"Und für das Mädchen kaufte ich eine kleine nette Puppe zum Aus- und Anziehen; ein ganzes Köfferchen voll Kleider gehörte dazu."

"Oh!" sagte Hilda rotwerdend vor Entzücken, ohne den Termin anzugeben, zu dem sie dergleichen wünschte.

"Dann hat ich, daß man die Süßigkeiten mit dazu packe und mir eine Droschke besorge. Auch möchte ich im Adreßbuch nachsehen, wo Doktor Geldenberg wohnt. Da meint das Ladenfräulein entgegenkommend: ‚Zufällig weiß ich das ganz genau. Wir wohnten ihm bis vor kurzem gegenüber. Es ist Flurbergstraße 9.‘ Also, eine große Holzkiste wird gebracht, alles schön hineingepackt und irgend ein Junge nach einer Droschke geschickt. Mein Ladenfräulein meint wieder: ‚Sie könnten auch elektrisch hinfahren. Die Elektrische endigt nicht weit von der Flurbergstraße.‘ Jetzt war die Droschke aber schon da und mit meinem kranken Arm und Knie und der viel zu großen ungeschickten Holzkiste kann ich mich nicht aufs Ungewisse da herumschleppen. Während der langen Fahrt merkte ich aber am Taxameterpreis, daß das eine teure Reise sei und beschloß zurück ohne Kiste die Elektrische zu benützen. Allmählich treten die Häuser zurück, Gärten, Fabriken, Wiesen, einzelne Villen, — der Preis war schon auf drei Mark heraufgeklommen! — offenbar kam ich aufs Land. Dort hielt die Elektrische gegenüber dem städtischen Friedhof; das war Endstation. Wir fuhren noch fast fünf Minuten weiter und dann stand die Droschke vor einer Villa, die sehr nett im Garten lag.

"Wohnt hier Doktor Geldenberg?" fragte ich den Kutscher, als ich ausgestiegen war.

"Es ist Flurbergstraße 9, Madamken. Mehr weiß ich nicht und kosten tut es drei Mark fußig!" murrte der Mann.

Ob ich bezahlte und meine Riesenkiste unter den gesunden Arm nahm, sah ich noch genauer zu. Es war wirklich am kleinen Pförtchen ein Messingschild, das lange nicht gepußt war, auf dem zu lesen war: Dr. med. Geldenberg. Nun war ich beruhigt und lohnte den Kutscher ab. Als ich aber schellte — die Droschke war noch nicht hinter der nächsten Ecke verschwunden —, klang es wohl im Hause deutlich wieder, aber kein

Mensch öffnete. Jetzt bemerke ich erst zu meinem Schrecken, daß die Jalousien an den Fenstern heruntergelassen sind. Am Ende wohnt hier niemand. Dazu fing ein ganz kleiner feiner Sprühregen an und ich kann meine schwere Holzkiste doch nicht lange im Arm halten! Ich schelle nochmals, aber niemand öffnet.

In meiner Verzweiflung schaue ich mich hilfesuchend um. Da bleibt mein Auge an einem niedrigen Häuschen neben der Villa des Doktors haften. Dort scheint hinter dem Fenster jemand mir zu winken. Also packe ich mit der letzten Kraft die Kiste und gehe dorthin. Nach der Umgebung zu schließen muß hier ein Gärtner wohnen.

Auf mein Klopfen ruft eine heifere Stimme: herein! Im Stübchen war es warm und ordentlich, aber sehr ärmlich. Auf dem Bette liegt eine blasse Frau in Kissen und Decken. Zwei Kinder — ein Knabe von zehn Jahren und ein etwas kleineres Mädchen in dürftigen Kleidchen — sitzen etwas trübselig am Tisch.

Die Kiste stelle ich, um den Druck los zu werden, auf den nächsten Stuhl, sinke vor Aufregung müde auf einen andern Stuhl und sage ziemlich kleinlaut: Ich wollte zu Doktor Geldenberg."

"Doktors sind schon seit Anfang Oktober in ihrer Stadtwohnung," flucht die Kranke. "Sie wohnen nur im Sommer hier."

"Das ist schrecklich. Wo ist denn die Stadtwohnung?"

"In der Liebigstraße — die Nummer weiß ich nicht genau. Mein Mann wird wohl gleich kommen, der kann es Ihnen sagen."

So blieb ich fürs erste sitzen und wir kamen ins Gespräch. Wenn man ein wenig Herz hat für seine Nebenmenschen, dann kriegt man bald heraus, wie es steht. Der Gärtner hatte jetzt im Winter schlechte Einnahmen gehabt — er hatte dieses Grundstück nur gemietet — die Frau war längere Zeit krank und die Aussichten jetzt zum Fest recht dunkel. Wenn der Mann seine Karre voll Christrosen heute drin in der Stadt bei den Blumengeschäften absetzen kann, dann bringt er Geld heim und vielleicht reicht es dann für den Mietzins zum 1. Januar. Für die Weihnachtsbescherung der Kinder bleibt aber in diesem schweren Jahr, wo die Krankheit der Mutter so viel gekostet hat, kein Pfennig übrig.

Meine kleinen Zuhörer waren sehr ernst geworden; Gilda kämpfte offenbar schon mit den Tränen, die ihr so lose saßen.

"Und da sitze ich nun mit meinem schmerzenden Knie und der schweren Holzkiste voll Weihnachtsgeschenke für die Kinder vom Doktor Geldenberg, die sie vielleicht gar nicht nötig haben. Plötzlich geht mir ein Gedanke durch den Kopf: so wirfst du die Kiste los! Also sage ich der

Frau: Der liebe Gott habe mich wohl extra die vergebliche Fahrt hier heraus machen lassen, damit ich ihren Kindern eine Weihnachtsfreude machen könne, an die ich vorher nicht gedacht hätte. Was machte die Frau plötzlich für große Augen! Als ich aber die Kiste auf den Tisch stelle und öffne und frame alle meine Sachen heraus, steckt das kleine Mädchen vor Verlegenheit den Finger in den Mund, und der Junge fragt in großer Aufregung: „Bleibt das alles jetzt hier?“

„Sawohl, mein Junge! Das schenkt euch der Herr Jesus zu Weihnachten.“ — Da schluchzt die Mutter im Bett vor Rührung, und ich komme mir vor wie ein ältlicher Weihnachtsengel, dem nur die Flügel fehlten. Jetzt fangen die Kinder an zu jauchzen und gleich darauf kommt der Vater, ein ernster, blasser Mann, und bleibt staunend stehen. Ich muß ihm alles erklären und bitte ihn — da ich keinen Schirm hatte und mein Knie mich schmerzt — mir den Arm zu geben und mich mit seinem Regenschirm bis zur Elektrischen zu geleiten. Vor dem Weggehen legte ich noch zehn Mark auf das Tischchen neben dem Bett der Frau und drückte ihr die Hand. Sie wollte diese an ihre Lippen ziehen — aber für so etwas bin ich nicht — und so schaffe ich mich heraus aus der Stube, wo ich Weihnachtsengel wider Willen gewesen bin.

Dem Doktor habe ich die Geschichte geschrieben und seinen Kindern vor meiner Abreise noch etwas Nettes geschenkt. Aber die werden sich nicht so gefreut haben wie die armen Gärtnerskinder.“

„Das war mal fein, Tante!“ lobte jetzt Heinz. „Und weißt du, wenn du wieder solch einen armen Jungen findest, dann schenk ihm die Schachtel mit Bleisoldaten; ich brauche eigentlich zum Geburtstag wirklich noch keine neuen.“

Da habe ich ihm einen Kuß gegeben und da wollte Toni und Silda auch einen haben und machten wirklich so, als hätten sie mich noch einmal so lieb als vorher!



Jeder echte Diamant, der in die Nähe des Radium gebracht wird, leuchtet auf und strahlt heller; der unechte bleibt tot. Wenn Jesus das Radium und das Menschenherz der Diamant, dann trifft es zu, — beim echten und beim unechten!

„Ohne Arbeit an sich selbst und an anderen hat der bloße Heimwehschmerz wenig Wert. Er ist wie ein Wandervogel, der wohl den Trieb in sich fühlt, aufzubrechen in das ferne schöne Land, aber die Flügel nicht regen mag.“

.E. Thenes.)



Aus englischer Evangelisation

(The Christian)

Dr. Torrey in Irland.

Aus den Lunch-Zeitgesprächen.

... Er spricht von seinen Gründen, weshalb er glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn und die Bibel Gottes Wort ist. Sein erster Grund ist Jesu Selbstzeugnis. Wir leben in einer Zeit, da viele sagen, sie nehmen Christi Lehren an, aber von der übrigen Bibel wollen sie nichts wissen. Wenn wir diese Stellung untersuchen, finden wir sie unhaltbar. Wenn wir die Autorität Christi annehmen, so müssen wir auch das Gesetz Mose als Gottes Wort anerkennen. Aber wie ist es mit dem Neuen Testamente? Christus setzte im Voraus seinen Stempel darauf, obgleich es nach seinem Tode geschrieben wurde. Wenn wir Christus annehmen, dann sind wir auch gezwungen, die Lehren der Apostel als volle Wahrheit zu nehmen. Entweder Christus und die ganze Bibel oder keine Bibel und keinen Christus...

Ein anderer Grund für seinen Glauben an die Bibel ist ihre Einheit. Sie besteht aus 66 einzelnen Teilen, 39 im Alten und 27 im Neuen Testament. Die 66 Teile sind von 40 verschiedenen Menschen geschrieben und die Bibel umfaßt einen Zeitraum von 1500 Jahren. In einem Buche dieser Art könnte man Abweichungen und Widersprüche erwarten, aber eine wunderbare Tatsache sei die, daß alle Teile zusammenpaßten.

Aus „geistige Länge und Breite.“

Einer von Dr. Torreys eindrucksvollsten Vorträgen war der: „Wo bist du? — Adam hatte zum ersten Male gesündigt und am Abend des Tages wurde die Stimme Gottes so in all ihrer Majestät gehört. Adam versuchte, sich zu verbergen. Das ist es, was die Menschen immer tun, wenn sie gesündigt haben: sie suchen sich vor Gott zu verstecken. So erklärt sich all der Unglaube, der Widerstand und die Gottesleugnung in der Welt. „Ich glaube nicht, daß es einen Gott gibt.“ Darum wollen sie sich auch glauben machen, daß Jesus Christus nicht göttlich sei, denn dann scheint Gott ferner gerückt, und so ruft der Mensch in seinem Wunsche, sich vor Gott zu verbergen, weiter: „Ich glaube nicht, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist!“



Aus der Briefmappe des Evangelisten

Fr. v. J. Sie wünschen meine Ansicht über die Einäscherung zu erfahren. An und für sich hätte diese Form der Bestattung mit der Religion nichts zu tun. Ich könnte mir schon den Fall denken, daß bei Epidemien, wie jüngst in der Mandschurei, die Polizei auf dem Verbrennen der Leichen besteht. Daraus dürfte dann einem Christen kein Glaubensbedenken entstehen. Wenn uns aber die Wahl gelassen wird, werden wir aus juristischen, historischen, ästhetischen Gründen stets die Form vorziehen, die Christus sich hat gefallen lassen. Für die einstige Auferstehung hat ein Fuß, der verbrannt wurde und dessen Asche in den Rhein gestreut wurde, es darum nicht schlechter als Herzog Viron von Aurland, dessen Leib nach allen Regeln der Kunst einbalsamiert aufbewahrt wird. Heutzutage wird es aber in gewissen Kreisen so gemacht, als ob die Einäscherung ein Symptom für moderne Religionsauffassung sei. Das ist falsch. Bei manchem alten Volk war das Verbrennen die ältere, rohere Form und mit der steigenden Kultur tauchte die Erdbestattung auf. Wenn aber jemand über den Tod hinaus mit der Einäscherung gegen den Christenglauben meint protestieren zu müssen, kann er einem nur leid tun. Pietät, Poesie, Anpassung an natürliche Vorgänge und manche biblische Beispiele sprechen für die Erdbestattung, die ich mir hiedurch, soweit es in meiner Macht steht, für meinen Leib ausbrüchlich vorherbestellt haben möchte!

„Emilie“. Das wundert mich gar nicht, daß Sie in Ihren Arbeiten für Gottes Reich und in den Gemeinschaftsstunden gerade Ihre schwersten Versuchungen erleben. Das ist eine alte Erfahrung von Gotteskindern: der Teufel benutzt Gottes Wege. Aber Jesus ist auch da, der helfen kann denen, die versucht werden. Teilen Sie Ihr Interesse nicht zwischen Jesus und dem Teufel, sondern sehen und hören Sie auf Jesus allein! Wer sich aber ans Feuer setzt und spielt mit trockenen Strohhalmen von Vorstellungen, soll sich nicht wundern, wenn die Begierde anfängt zu brennen!

A. v. M. Weihnachtspaketen legt man gern ein Stückchen Tannengrün bei, damit sie an den Lichterbaum erinnern, und etwas glänzende Lametta, damit

sie einen festlichen Anstrich erhalten. Gern tät ich das auch bei all meinen Briefantworten dieser Nummer, aber das ist mir gerade bei dieser ersten Antwort nicht gut möglich. Mir scheint nämlich, als hätten Sie schon Puz und Glanz genug. Streicht man nämlich alles ab, was Sie davon drum und dran in Ihrem langen Brief verausgabt haben, bleibt nur eine gefährliche Krankheit nach, die wir freilich in gewissem Grade alle gehabt haben oder in der wir noch drinstecken. Es ist die geheimnisvolle Täuschung über uns selbst. Die meisten Urtheile über Ihre Nächsten stammen aus diesem Nebel. Vielleicht sollen jene Ereignisse, die Sie in der Absicht schilderten, mich zum Mitleid gegen Sie zu stimmen, in Gottes Hand dazu dienen, Sie von dieser Selbsttäuschung zu heilen. Soll ich Ihnen dann Rat geben, wie Sie aus dieser Gotteschule herausflüchten können? Nicht eher, als bis Sie gelernt haben, was sich da lernen läßt und Sie das Examen der barmherzigen Geduld gemacht haben!

Frl. B. Daß Sie als ernste Christin noch fragen können, ob Sie in der Geldlotterie spielen dürfen! Mir wurde die Unmöglichkeit an der einen Frage klar, die ich mir stellte: Ist das ein Weg, den mein Gott benützen würde, um mir mein täglich Brot zu geben? Das verneinte ich und habe seither — wohl über dreißig Jahre lang — mich an keiner solchen Lotterie beteiligt. Denken Sie doch, was ich allein dadurch gespart habe! Einst schenkte mir jemand ein Los; ich wartete eine kurze Zeit, bis der noble Geber heimgegangen war und verkaufte das Papier. Geldverluste von vielen Tausenden schaffen einem einzigen einen Gewinn, für den er keine Arbeit der Mitwelt gegenüber geleistet hat; das klingt mir anständig, abgesehen von allem Christentum.

S. F. Sehen Sie, das ist bei Ihnen gerade solch ein Fall, für den meine Sonntäglichen Predigten und die neu erschienenen Flugblätter (bei Max Koch, Leipzig) passen. Sie sind alt und schwerhörig, wohnen dazu weit von Ihren meist gleichgültigen Verwandten. Senden Sie ihnen (nicht als Drucksache!) eine besonders einschlägige Predigt, die betreffende Stelle blau angestrichen, oder eins der Flugblätter im nächsten Brief. Dann brauchen Sie selbst keine langen Ermahnungen zu schreiben. Haben die andern schon Ohren zu hören, was der Geist ihnen sagt, dann können sie sich aus solcher Einlage etwas nehmen. Ist der Brief im Kasten, dann beten Sie um Segen für Ihre „Tauben Noahs“, daß sie etwas finde, wo ihr Fuß ruhen kann!

Dr. R. Nein, da haben Sie sicher unrecht. Eine Kirche wird es, solange unsere Weltzeit dauert, stets geben müssen. Es kann nur eine gewaltige Umformung der jetzigen Landeskirchen bevorstehen, und wie sie sich auch gestalten möge, das Reich Gottes wird keinen Schaden dabei haben, denn denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Mir graut bei einer Trennung von Kirche und Staat nur vor dem amerikanischen Freikirchentum. Wir Deutschen brauchen eine Volkskirche, die ohne staatliche Bevormundung ihre Angelegenheiten selbst regelt, aber als Hüterin von christlicherucht und Sitte doch noch das ganze Volk, soweit es evangelisch ist, umfaßt. Kommt es anders, daß die modern gerichteten Kreise sich mit dem Staat und dem öffentlichen Antichristentum verbinden, dann wird die wahre Kirche Jesu ihre Zeit erkennen: das ist dann eins der stärksten Anzeichen dafür, daß, wenn Verfolgung und Kampf schärfster Art ihr droht, das Ende nicht mehr fern ist, da der Herr

wiederkommen und seine Sache selbst zum Siege führen wird. Aber wir dürfen keine Hand dazu bieten, daß jetzt schon abgebrochen werde, „was da aufhält“.
(2. Theff. 2, 6.)

F. F. Machen Sie sich keine Sorgen drüber, daß es bei Ihnen trotz jahrelanger Zugehörigkeit zur Gemeinschaft „noch immer nicht,“ wie Sie schreiben, „zu einem lauten Gebet vor andern langt.“ Das ist kein Kennzeichen einer besonders innigen oder reifen Stellung zum Herrn, daß man sehr schnell bei der Hand ist, in den Gebetsversammlungen vor vielen andern zu beten, sondern das kann auf die Temperamentsanlage oder Gemütsart zurückzuführen sein. Psalm 33, 7 sagt: „Gott legt die Tiefen in das Verborgene.“ Sorgen Sie nur dafür, daß Ihre wertvollste Tiefe im Verborgenen sei, und der Vater im Himmel, der ins Verborgene sieht, wird's Ihnen vergelten öffentlich. Sie können selig werden, ohne öffentliches Beten, denn Beten ist kein Bekenntnis.

Amtsbruder. Sie fragen, wie sich das mit der Wahrhaftigkeit verträgt, über manche Fragen der Bibelfritik und der Christologie seiner Gemeinde gegenüber zu schweigen. Darauf möchte ich Ihnen als Antwort erzählen, was ich neulich hörte. Ein junger Doktor der Medizin hat sich einen Röntgenapparat angeschafft und ruhte in der ersten Begeisterung nicht, bis seine Frau ihm den Gefallen tat und sich von ihm mit Röntgenstrahlen durchleuchten ließ. Zu ihrem Geburtstage wollte er ihr eine besondere „wissenschaftliche“ Freude machen und schenkte ihr eine große Photographie ihres eigenen Skelettes. Das war doch wahrhaftig und ganz naturgetreu. Die Frau aber brach in Tränen aus und sagte: „Das finde ich abscheulich und geschmacklos,“ und warf das Bild ins Feuer. Die Nutzenanwendung überlasse ich Ihnen selbst daraus zu ziehen!

S. M. Außer Ihnen fragten noch einige Leser: wer ist Ludwig Weichert, der Verfasser von „Schwester Johanne“? Ein junger Mann, der seine Volksschullehrerstellung aufgab, um im Reich Gottes an der jungen Männerwelt zu arbeiten. Daß er begabt ist, werden Sie gemerkt haben. Wenn nicht, dann lassen Sie sich vom Verlage Ulshöfer-Stuttgart seine Erstlingsnovelle kommen: „Nest und — seid enttäuscht!“ Briefe eines Schauspielers an einen liberalen Pfarrer. (1.20 M., geb. 1.50 M.) Glänzende Darstellung, scharfe Beobachtungsgabe und seelischer Schwung zeigen den Dichter. Das Schauspieler-Elend findet einen berebten Anwalt und der Übergang vom liberalen zum bibelgläubigen Standpunkt ist sehr fein psychologisch gemalt.

Frau von S. Wenn Sie denn Ihren Kindern gegenüber partout bei der Märchenform bleiben wollen, würde ich das Christkind dem Weihnachtsmann vorziehen! Denn schließlich ist dahinter doch der richtige Gedanke, daß wir Großen dem Christkinde alles verdanken, was wir den Kleinen schenken!

M. v. G. An vielen Stellen unterscheidet die Schrift deutlich zwischen Seele und Geist. Seele ist das leibliche Leben, wie es Tiere ähnlich auch haben; der Geist ist göttlicher Art und unterscheidet uns vom Tier. 2. In jenen angeführten Sprüchen meinten die Gottesmänner buchstäblich, was sie sagten: sie wollten ihr Bestes, die Gemeinschaft mit Gott, wenn es möglich wäre, aufopfern, um dadurch ihr Volk zu bekehren. Gott nahm beidemale ihr Angebot nicht an. Wahrscheinlich weil solches Opfer doch nicht das erreicht hätte, was sie dabei erhofften.



Er ik Philipp i, Vom Weibe bist du. Roman. Verlag von D. Rippel. Preis 4 *M* geb.

Der Titel gefiel mir nicht: ich fürchtete eine moderne exotisch-krankhafte Auffassung des uralten Problems: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Bei der Lektüre ward ich angenehm enttäuscht. Der Verfasser ist ein feiner Menschenkenner und weiß seine Psychologie in den Dienst der Dichtung zu stellen, als ein echter Künstler. Es sind ergreifende Klänge von Menschenleid und -Liebe in dem originellen Buch; dazu bringt das Zuchthausproblem ernsthafte Aufgaben für die Kulturmenschheit herein; auch ein urwüchsiger Humor kommt zu seinem Recht. Wenn ein Junggeselle nach dieser Lektüre sich nicht schleunigst nach einer Ehegefährtin umschaut, ist ihm nicht zu helfen.

Gen n i g, M., D., Alle Lande sind Seiner Ehre voll! Wanderstizzen von Gottes Werk in weiter Welt. Herausgegeben unter Mitwirkung von D. L. Schneller, Dr. Joh. Jeremias, D. G. Behrmann, Julius Werner, Lic. Trittelviß, Adolf Hoffmann-Genf, Ernst Schreiner u. a. 350 S. 8° mit Illustrationen von Alb. Wiedermann. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Einf. geb. 3.50 *M*, eleg. geb. 4.50 *M*.

Dieses schöne Buch hat mir viel Freude gemacht! Sind auch die Beiträge nicht alle gleich wertvoll, so heben einen doch die meisten Verfasser aus des Alltags Gebrause auf eine lichte Höhe, von der aus man landschaftliche Schönheiten mitgenießt und dann durch den historischen Rückblick das innere Auge befriedigt. Das soll eins von den wenigen Büchern sein, das ich aus der diesjährigen Regensionsflut heraushebe und meiner Familie auf den Weihnachtstisch lege. Ausstattung und Preis stehen in gar keinem Verhältnis zu einander; wie man solch ein Buch so billig bieten kann, bleibt mir staunenswert.

Lic. theol. W. Olschewski, Jesus und du. Eine Jugendgarbe von Predigten. Königsberg i. Pr. Kochs Verlag.

Es sind zwanzig Predigten eines ganz jungen Geistlichen, aber ich alter Praktikus war doch verblüfft über den Schwung und die Kraft dieses originellen Geistes. Von Schablone und homiletischer Kunst sind diese Predigten ganz frei; sie gehen wirklich nur auf das Wechselverhältnis zwischen „Jesus und du“ ein. Dabei ist die Sprache schön und die praktische Anwendung oft überraschend. Lest sie ordentlich im Familienkreise oder in Vereinen vor und sie müssen Eindruck machen. Dabei ist der Preis von 1.70 *M* wirklich gering genug.

Gotthold Schmid, Alltagsbilder in Sonntagsbeleuchtung. Elberfeld, Verlag der Evangelischen Gesellschaft.

Ein originelles Büchlein! Mit Humor äußerlich und tief ernstem Christentum innerlich sind diese kleinen Beobachtungen, Skizzen und Gleichnisse ausgestattet. Manchmal findet man unter der ungleichen Gesellschaft einen Brocken, der das Wort in der Vorrede wahr macht: Frommel und Funke hätten Paten gestanden bei dem Büchlein. Wie das Malerauge Bilder und Farben sieht, wo der blöde Blick des Laien teilnahmslos vorüberstrich, findet der lebenswürdige Verfasser an manchen Alltagskleinigkeiten einen hellbeleuchteten Punkt, auf den das Oberlicht aus der guldernen Aue der Ewigkeit draufgefallen ist. Manche der Skizzen könnte man, wie sie da sind, gleich am Familientisch oder im Verein vorlesen; manche andern sind wie eine feine Stimmgabel, die einen bestimmten Ton nur angeschlagen hat, den man dann ohne Mühe weiter klingen lassen könnte in Rede und Gegenrede.

N. v. Zedlitz-Neukirch, Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg. Eleg. gebunden 2.50 M.

Naturstudien und Geistesblitze hätte man dieses Buch auch nennen können! Ein feinsinniges Suchen und Grübeln weiß hier die Gotteswunder in Feld und Wald aufzufangen und zu einem Zeugnis für ewige Wahrheiten zu zwingen. Mein Bleistift hatte Arbeit: ich mußte mir viele Vergleiche für meine Nebetätigkeit notieren. Daher kann ich das Buch mit der glänzenden Sprache und dem feinen weiblichen Takt meinen Lesern bestens empfehlen.

D. Otto Rieman n, Die Vergrebe, in 27 Predigten für die Gemeinde ausgelegt. Berlin, Christenvertriebsanstalt.

Wer im guten Sinn moderne Predigten lesen will, durch die ein heimlicher Ton von Herzenswärme neben starker Gedankenführung zittert, wird gern sich dieses Buch empfehlen lassen. Edle Sprache und tiefe Auslegung für die Nöte der Gegenwart zeichnen sie auch aus.

Ernst Schreiner, Sieben Segensquellen. Stuttgart. Philadelphaverein. 1 M.

Wenn ich auch nicht jeden Ausspruch in diesem handlichen Büchlein unterschreiben möchte, kann ich es gläubigen Leuten gern empfehlen. Es sind doch Anregungen genug darin, ein lau gewordenes Christentum wieder auf die Beine zu bringen, und wer hätte nicht von Zeit zu Zeit solch einen Anstoß nötig!

Heinrich Bedeh, Deutsche Weihnachten, II. Heft. 64 Seiten. Verlag von Bischof u. Klein, Lengerich in Westfalen. 20 S.

Das erste Heft dieser Kindergabe ist über hunderttausend Exemplaren abgesetzt! Etwas muß also doch schon dran sein. Auch dieses Heft läßt sich bei dem billigen Preise leicht jedem armen Kinde, das sonst nur poesielose Weihnachten hätte, in die Hände legen. Hübsche Illustrationen, nette Erzählungen. **J. M. Sieß, Glocken läuten...** 4.—6. Auflage. Leipzig, Ungleichs Verlag.

Die begabte Erzählerin hat in diesem Sammelbände ihre heimischen Kulturfarben beiseite gelassen und bringt Tiroler Geschichten. Manchem dürften sie gefallen, denn die Sprache und Darstellung ist, wie immer bei J. M. Sieß, glänzend; aber die geheime zwingende Gewalt ihrer früheren nordischen Romane fehlt. Hin und her ist das Echo dieser verschiedenen Glocken originell, und es gibt Leute, die so etwas lieben.

Vorrmann, A., Pastor, Bethanien. Bibelstunden über den Philipperbrief. Preis 3 *M.*, geb. 3.75 *M.* [10 geb. Expl. für 30 *M.*]. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Die Gefahr, in der Bibelstunde einen Text auseinander zu falten, daß keine Tiefe mehr nachbleibt, hat der liebe, innerliche Leiter des Königsberger Diakonissenhauses hier glücklich vermieden. Er hat lieber nur einen Gedanken, aber den in die Tiefe verfolgend, behandelt, so daß der noch nachklingt, wenn man das Buch längst geschlossen hat. Ich empfehle es gern! —

Diedrich Speckmann, Geschwister Rosenbrod. Berlin, Warneds Verlag.

Die Fabel dieses Romans ist überraschend einfach. Eine Volkserzählung schlichtester Art. Die Heimatkunst, der Erdgeruch, die Kleinmalerei sind hier alles. Psychologische Probleme und spannende Charakterschilderungen kommen nicht vor, sondern eine behagliche Breite und liebevolle Behandlung alltäglicher Menschen und Verhältnisse erquickt den Leser, der sich von neumodischem Kampfgeschrei ausruhen will.

Pastor Pilz, Pilger-Jahrbuch 1912. Musfr. protest. Kalender fürs deutsche Volk. Leipzig, Max Koch, 25 *S.*

Der Inhalt ist um eine Schattierung höher und wertvoller, als die meisten Kalender. Der Aufsatz von P. Gelbig: „Wo soll es hinaus?“ ist allein das ganze Geld wert! Zum Kampf um die christliche Weltanschauung ist im Volkston selten etwas Besseres geschrieben worden.

Ludwig Schneller, Adolf Clarenbach. Ein Sang vom Rhein. 420 Seiten. Leipzig, Wallmanns Verlag. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Im ersten Teile war ich überrascht von der poetischen Schönheit. Der Rhein, an dem ich auch zwölf Jahre meines Lebens gelebt habe, und das Rheinland, dessen Bewohner und der Wein werden mit einer Kraft und Formvollendung besungen, daß man staunen muß. Das Siebengebirge und seine Sagen, ein Sängerkrieg und eine Lenzzeit junger Liebe — das klingt durch die Verse, als hätte der Verfasser sein Lebtag nichts getan, als sich im Dichten geübt. Und doch ist mir der ernstere, oft dramatisch wirkende zweite Teil lieber, dem es an ergreifenden Partien hoher Schönheit nicht fehlt. Je weiter ich kam, desto mehr drängte sich bei dem erschütternden Märtyrertod von Adolf Clarenbach ein Gedanke mir auf, den ich nicht unterdrücken kann. In demselben Jahr, wo sich evangelische Männer soweit verirrt haben, dem Irrlehrer Zatho jenen Empfang in Köln zu bereiten, erscheint von einem früheren Kölner Pfarrer dieses ernste historische Gegenstück: Clarenbachs Märtyrertod! Man sollte dieses Buch den Presbytern und Repräsentanten der Kölner evangelischen Gemeinde, die an der Irrlehre festhalten und sie noch unterstützen, auf den Weihnachtstisch legen: vielleicht würde mancher bei der Lektüre doch anfangen sich zu schämen. Clarenbach und Zatho!

Fedor Sommer, Die Schwendfelber, Roman aus der Zeit der Gegenreformation, Halle (Saale). Mühlmanns Verlag. Brosch. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Eine ergreifende Volkserzählung, die für die Zwecke des evangelischen Bundes sich als Propagandamittel eignet. Man meint manchen dieser Bauerngestalten, die Kraft in ihr sektiererisches Trozen legen, heutzutage begegnet zu sein. Ein und her hätte der Gang der Handlung vielleicht etwas straffer gehalten sein können.

Quittung

Daß die Bitte um Gaben für die Aussätzigen wirklich viele Herzen getroffen hat und die Hände geöffnet zum Geben, zeigt die Tatsache, daß immer wieder Beiträge einlaufen. Im Monat September habe ich für die Aussätzigenasyle in Burulia und Salur folgende Gaben erhalten:

N. N., Dessau 5 M.; H. St., Berlin 5 M.; E. G., Meerane 10 M.; M. N., Dresden 10 M.; M. D., Bielefeld 20.05 M.; D. Pf., Gersdorf 2 M.; E. L., Berlin 4 M.; Familie H. A., Neuwied 10 M.; Fr. M., Hornberg 10 M.; C. Sp., Cottbus 10.05 M.; G. E., Oehringen 20 M.; N. N., Leipzig 3 M. (in Marken); M. L., Laubau 10.10 M.; St. G. 25 M. Zusammen 144.20 M. Auch für diese Gaben allen freundlichen Gebern herzlichsten Dank! Das Weihnachtsgeschenk für die beiden Asyle — ich schrieb schon in der vorigen Nummer, daß ich die Gaben, seit dem ersten Abschluß der Sammlung, zu Weihnachten nach Indien senden will — wächst und wird draußen viele Freude machen. Hoffentlich kann ich im Frühjahr den Lesern von „Auf Dein Wort“, die solches Interesse und solche Liebe für dieses Werk gezeigt haben, dann auch berichten, in welcher Weise das Geld für die Aussätzigen verwandt worden ist.

R a s t a t t, den 1. Oktober 1911.*) H a n s K e l l e r, Divisionspfarrer.

Übermals kann ich mit herzlichem Dank eine Anzahl Gaben für die Aussätzigen quittieren:

N. N., Berlin 5 M., E. Sp. 12 M., L., Zürich 10 M., A. R., Frankfurt 10 M., M. W., Berlin 21.80 M., C. J., Aßlar 5 M., B. J., Hannover 5 M., Fr. v. A., Flensburg 10 M., H. v. B. u. M. v. E., Schwirsen 6 M., E. U., Dresden 2.50 M., A. D., Gohlis 2.10 M., E. u. L. Gerdes, Hannover 2 M. Zusammen 91.40 M. Damit hat die Sammlung eine Höhe erreicht, wie ich es niemals erwartet hätte, von 613.80 M. Das Geld ist bereits nach Indien abgeschickt, und ich habe beide Missionare darum gebeten, mir zu berichten, in welcher Weise das Geld verwendet wird. So hoffe ich in einer der nächsten Nummern darüber berichten zu können; denn bekanntlich ist es nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen so, daß sie gerne sehen, was die Gaben tatsächlich gewirkt, die sie gegeben.

R a s t a t t, den 1. November 1911. H a n s K e l l e r, Divisionspfarrer.

*) Durch ein Versehen erscheint diese Quittung erst in der Dezembernummer.

Reiseplan

Vom 10.—17. Jan. Dresden.

Am 18. Jan. Oßlin.

Vom 1.—11. Febr. Posen.

Vom 13.—15. Febr. Görlitz.

Am 25. Febr. Freiburg (Missionsabb.).

Vom 3.—10. März München.

Am 12. März Gießen.

Vom 13.—20. März Wiesbaden.

Nach Ostern: Danzig, Rößlin, Schwelm.

Jes. 51, 16.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3,60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von F. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 4

Januar 1912

10. Jahrgang

Neujahr

„Sekundenlang“ aus Ewigkeiten,
Du Silberglanz vom Strom der Zeiten,
So sankst du nun zur Erde dar,
Im Glockenton, du neues Jahr!
So tief verhüllt dein Angesicht,
Entwirren wir die Büge nicht, —
Dein Aug', ob's traurig auf uns schaut,
Ob uns-aus ihm ein Himmel blaut —
Ob Freud' und Liebe, Lust und Glück
Verborg'n liegt in seinem Blick...
Noch liegt's in deines Meisters Hand,
Der dich zu uns hinabgesandt!
Wohl mag's uns ob dem Dunkel graun,
Doch zum Verfloß'nen laß uns schaun
Und denken, wie in Kummertagen
Er stets uns half das Schwere tragen,

Und niemals uns die Last erdrückt,
Wenn noch so tief sie uns gebückt...
Und wie so mancher frohe Strahl
Durch Wolken brach mit einmal!
Noch weiß ich nicht, was ernst geschrieben
Auf dieses Jahres Blättern steht;
Weiß nur, daß meines Herzens Lieben
Mir nach wie vor zur Seite geht —
Und daß, ob wir auch zaghaft schreiten
Ins unbekannte Zukunftsland,
Wir nimmer in den Abgrund gleiten,
Wenn fest wir fassen Seine Hand!
Drum mutig, sieghaft weiter hoffen!
Wie Morgenluft weht's zu uns her:
Uns allen ist der Himmel offen
Und drückt die Erde noch so sehr!

Ruthe von Werdt.





„Gefegnetes neues Jahr“

Millionen brauchen solchen Gruß, wenn sie nicht noch geschmackloser „Glückliches Neujahr!“ rufen. Fürchte nicht, daß die Münze deshalb zu abgegriffen sei. Die Sonne und die Luft, die Schönheit der Alpen, die Worte „Liebe“ und „Frieden“ und manches andere bleiben, was sie sind, obschon die platten, leichtfertigen Schalenmenschen alles tausendfach gedankenlos gebraucht haben. Kehre deine Seelenaugen nach innen und suche dir in solchem christlichen Wunsche doch etwas ganz Besonderes für dich.

Ohne deines Gottes Segen würde es doch ein jammervolles Leben geben, so daß das Neutwerden des Jahres dir nur neues Grauen vor dir selbst und neue Pein von andern heraufführen müßte. Also erinnere dich selbst daran, daß du als ein Gotteskind berufen bist, den Segen deines himmlischen Vaters zu erhalten. Kein Bann unvergebener alter Schuld, keine Kette von sinnlosen Schicksalschlägen schleppt sich mit herüber ins neue Jahr: „es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe!“ Aber mit deines Gottes Segen soll es ein Geschehen werden, daß du hernach wirst bekennen müssen: Er hat alles wohlgemacht!

Wir wollen uns aber nicht in unfruchtbare, wenn auch noch so fromme Stimmung einwickeln, sondern möchten gern einen kräftigen Antrieb, eine Losung zur Arbeit haben. 1. Mos. 1, 5 steht in Luthers Übersetzung: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Buchstäblich übersetzt: „Und es ward Abend, und es ward Morgen: der erste Tag.“ Das soll uns heute einige Gedanken geben.

Gewiß liegt dieser Fassung die uralte Meinung der Hebräer zugrunde, daß der Tag mit dem Spätabend anfängt. Auch bei Arabern, Athenern („Nüchthemeron“), Germanen und Galliern hat man solche Zählung gefunden. Aber bei der Schöpfung, wo es sich nicht um unsere astronomischen Tage handeln kann, weil die Sonne erst am vierten Tag geschaffen worden ist, muß der Ausdruck noch eine andere Deutung sich gefallen lassen. Der große Kulissenwechsel zwischen dem an einem Tage erreichten Zustand der Schöpfung, die Katastrophen ähnliche Umgestal-

tung und Weiterführung von einer Periode zur andern hob mit Dunkelheit an und endete im Licht, wo man von dem bisher Erreichten sehen konnte, daß es gut war. Mit dem Abend ist jedesmal eine neue Geburtswehe der Dinge angedeutet, welche den bisherigen vorläufigen Abschluß aufhebt und in scheinbarem Untergang zu neuem Werden führt. Jeder Morgen zeigt dann eine neue schönere, höhere Weltgestaltung. Wenn wir nach Psalm 90 und 2. Petri 3, 8 einen Tag Gottes wie tausend Jahre denken, dürften sich vielleicht sogar wissenschaftliche Geologen für solche Perioden finden lassen. Für unsern Zweck soll hier nur der Gedanke festgelegt werden: j e d e r A b e n d bringt, wie eine Art Rückkehr des Chaos, eine düstere Spannung, eine Kritik des bisherigen Zustandes, ein Auflösen und scheinbares Infragestellen alles Erreichten, bis die vollkommene Dunkelheit ihren Mantel keusch über einen neuen Ansatz göttlicher Schöpfungsenergie breitet, während j e d e r M o r g e n das Neugewordene in festlichfrohem Lichte zeigt. „Den Abend lang währet das Weinen; aber des Morgens ist Freude.“ Psalm 30, 6.

Geht es nicht ähnlich in unserem Nervenleben? Abgespannt und verbraucht ist die lebendige Kraft am Abend, — (alle Erregung und eingebilddete Schärfe des Denkens am Abend ist krankhaft) und während wir schliefen, ist das Wunderwerk vollbracht, daß man mit frischem Mut des Morgens an die Arbeit geht. Und im geistlichen Leben läßt es sich auch beobachten: ein Abwirtschasten der alten Kraft, so daß bange Sorge sich erhebt, wie das weiter gehen soll. Dunkelheit ringsum, Verzagttheit: Wie soll ich das alles ertragen? und dann kommt die Periode des Gottes-tuns ohne unsere Hilfe und der Morgen präsentiert sich in neuer, ungeahnter Klarheit und Schönheit.

Man kann aber auch sagen: Der Tag w i r d ohne unser Zutun, — es weben sich unberechenbare Einflüsse von Abend und Morgen zusammen und nichtsdestoweniger ist ein großer Teil des Ertrages in unsere Hand gegeben. Wie das von oben Gegebene und von außen an uns Herankommende für uns ausfällt, hängt doch zum großen Teil davon ab, was wir selbst durch unsere sittlichen Entscheidungen daraus machen. Das stimmt schon ernst. Wenn wir weiter uns vorstellen, wie die Zeit ver rinnt, wie bestimmte Gelegenheiten und ein gewisses Zusammentreffen nie mehr genau ebenso wiederkehren, dann läßt es sich verstehen, daß unsere Abendzeiten oft zur Buße geneigter sind. Auch die Beobachtung, daß es einen Einfluß des Gestern auf das Heute gibt, den wir nicht imstande sind, selbst auszulöschen oder einfach wegzudenken, treibt uns in der gleichen Richtung, nämlich an Gottes Eingreifen zu appellieren.

Vielleicht ist daher seit Jahren mein Herz am Abend, wenn alle Tagesarbeit aus der Hand gelegt ist und die Stille im Hause stetig wächst, am bereitwilligsten, sich mit den mancherlei Aufgaben der Fürbitte zu beschäftigen. Die eigene Kraft steht ihr dann am wenigsten im Wege und es sind nicht so leicht von außen Störungen zu erwarten als am Morgen.

Auch das läßt sich unterstreichen: Vor den Tag hat Gott die erquickende Ruhe der Nacht gesetzt, wodurch sein Zushuß an Hilfe wieder in Aktion tritt. Das ist so Gottes große Art: erst die Gabe, erst die Kraft, erst sein Tun, — dann beleuchtet der Morgen unsere Aufgabe und nimmt voll frischer Hoffnung das Neue in Besitz oder in Arbeit. Das wunderbare Sineinander und Füreinander von Gottes Tun und unserem Tun! Er schafft die neuen Anfänge, gibt die neuen geistlichen Einnahmen, legt uns alles zurecht, besorgt die himmlischen Möglichkeiten, verbindet die fernsten Linien des Geschehens, glättet hier Falten unserer fehlerhaften Arbeit von gestern, vergibt und beseitigt dadurch störende Entgleisungen oder läßt sie zum Segen für den inneren Menschen ausschlagen. So steht zwischen den Endpunkten von Abend und Morgen, die wir sehen, Gottes schöpferisches Walten und väterliches Regieren, das wir meist nicht sehen, sondern erst hinterher erkennen.

Dieser große Gott neigt sich in Christo uns liebevoll entgegen und tröstet uns im voraus und treibt uns durch sein erlebtes Erbarmen mächtig vorwärts, wenn er uns im neuen Jahr derselbe bleiben will, der er stets gewesen ist: in ihm ist kein Wechsel von Licht und Finsternis. Er ist das hellste Licht, so hell, daß alle andern kleineren Lichter, die zwischen ihm und uns stehen mögen, überstrahlt werden und nur einen Schattenkegel ausgehen lassen. Wer wollte sich an Menschen klammern, die keinen Abend zur Nacht umschaffen und keine Nacht zum Morgen machen können! Der einst die Welt ins Dasein rief, der uns geschaffen und erlöst hat, der sprach auch das Wort, daß dieses neue Jahr mit uns zusammen, Arm in Arm, beginnen sollte. Ob wir noch hier sein werden, wenn die andern das Jahr 1912 zu Grabe tragen? Ich weiß es nicht, — aber, soweit es mich angeht, kümmert mich das auch nicht. Ob wir leben oder sterben, wir sind in seiner Hand, und auf den Lebensabend folgt die wunderbare Nacht, da Gottes neue Schöpfungstat uns den neuen Leib und die neue Erde zubereitet, von der einst am Auferstehungsmorgen wir werden jauchzend bekennen müssen: „Siehe, es ist alles sehr gut!“ Darum wenden wir uns am Silvesterabend in stillem Gebete vom alten Jahre ab und hoffen auf den Herrn von einer Nachtwache zur andern,

bis der Neujahrsmorgen uns grüßt mit neuem Klang: So werde aus
Abend und Morgen der Tag!

Der Herr, unser Gott, segne euch und grüße euch alle, die ihr dieses
leset, zum neuen Jahr mit seinem Tun und seiner Liebe!

Neujahr 1912.

E. Keller.



Abendwelt

O, wie ich dich doch liebe,
Du stille, stille Welt!
Da ist's, als ob ganz leise
Der Herrgott Einzug hält.

Und alles hält den Atem
In heil'gem Schweigen an,
So still — daß Seine Liebe
Allein nun sprechen kann.

O, wundergroße Liebe! —
Die Welt wie ein Gebet,
Durch das des Herrgotts großes
Und tiefstes „Amen“ geht!

H. Eitner.



„Zwei Dinge machen die Leichenrede schwer: Das Leben und der Tod.“
(René Lou.)

Eine Legende erzählt, Joseph habe zur Zeit der Dürerung viel Spreu in
den Nil werfen lassen, damit die Leute bis zur Nilmündung daran erkennen
könnten, daß in Oberägypten noch Getreide genug vorhanden sei und sie dann
auch zu ihm kämen, um Getreide zu kaufen. Spreu eine Reflame für Weizen!
Wieviel in dem oberflächlichen Christentumsgetriebe unserer Zeit gleicht solcher
Spreu. Für die Ewigkeit hat sie keine Bedeutung, aber jetzt macht sie manchen
Hungernden darauf aufmerksam: wo viel Spreu ist, muß es auch Weizen geben!
Wenn sie dann kommen und suchen, können sie Weizen finden, denn Jesus hält
die Tore seiner Kornhäuser nicht geschlossen: Wer zu mir kommt, den will ich
nicht hinausstoßen!



Der Hebräerbrief in Bibeltunden

II.

Genügt dir das Wort?

Kap. 2, 1—4. Vers 1 enthält eine starke Ermahnung, die wir aber nicht früher richtig deuten und in ihrer ganzen Wucht empfinden können, als bis wir ihre Begründung in Vers 2—4 auf uns haben wirken lassen. Wir kommen also später auf sie zurück. Vers 2 will sagen: Wenn auch die alttestamentliche Offenbarung durch die Engel vermittelt worden ist, so läßt sich feststellen, daß Gott dieses Wort festgemacht, d. h. es bestätigt hat, und sich durch eine besondere Wirkung dazu bekannt hat. Eine jede Übertretung und Ungehorsam hat entsprechenden Lohn empfangen. Wer Zeit hat, kann sich ja einmal aus dem Alten Testament eine ganze Reihe von Bildern vergegenwärtigen, die es anschaulich machen, wie Gott die Verächter seines Wortes straft, oder die treuen Menschen belohnt. Wenn das schon mit einer Offenbarung so gegangen ist, die durch Knechte vermittelt worden ist, wie viel wichtiger wird eine Offenbarung von Gott behandelt werden (Vers 3), die durch den Sohn selbst und seine Apostel auf uns gekommen ist. Aus diesem Ausdruck läßt sich schließen, daß der Verfasser nicht selbst den Heiland reden gehört hat.

Was war denn die Wucht der Predigt Jesu und der Apostel? Ich möchte das mit einer kleinen Geschichte illustrieren: Die amerikanische Stadt Johnstown liegt in einem Tale, dessen obere Hälfte durch einen gewaltigen Staudamm in einen See verwandelt worden ist. Dreißig Meter höher als das Niveau der Stadt steht die ungeheure Wasserfläche. Da mußte man sorgfältig auf diesen Damm achten, daß nicht bei gewaltigen Plazregen, oder der Schneeschmelze im Frühling die ganze Stadt in Gefahr käme. Man hatte also auf dem Damm einen Wärter stationiert, der mit einer telegraphischen Leitung an das Telegraphenamt der Stadt angeschlossen war. Als einst im Frühling wirklich eine Katastrophe eintrat, telegraphierte der Mann an seinen Kollegen in der Stadt: „Der Damm reißt, in zehn Minuten ist die Stadt verloren, warne die Men-

sehen, ich kann nicht weiter, mein Haus stürzt ein!" Der Telegraphist in der Stadt spannt ein Pferd aus, setzt sich darauf und jagt schreiend durch die Straßen der Stadt: „Der Damm reißt, rettet euch links und rechts auf die Höhe!" Wer ihm glaubte und sofort, alles im Stiche lassend, die Gänge hinaufeilte, war gerettet. Viele hielten ihn für betrunken, oder glaubten nicht an die Größe der Katastrophe oder wollten noch etwas retten, und eine Viertelstunde später wälzte sich eine fünfzehn Meter hohe Welle über die Stadt, und 12 000 Menschen ertranken. Das war die Wucht der Predigt Jesu und der Apostel: Es kommt ein furchtbares Gericht Gottes und wir haben das Mittel zur Rettung, nur wer darauf achtet und sich von uns will retten lassen, der kann errettet werden, alle anderen gehen zugrunde. In Beziehung auf Israel, als Volk, war das ja buchstäblich zutreffend, wenn man an die Errettung der Christengemeinde aus dem belagerten Jerusalem nach Pella denkt. Wenn das Mittel zur Rettung da ist — und es ist das einzige Mittel zur Rettung, wie sollen die entfliehen, die eine so ernsthaft gepredigte Errettung nicht beachten? Ich las neulich eine Geschichte von einem polnischen Grafen, der im Winter ein großes Bankett für den ganzen Adel der Nachbarschaft in seinem Schlosse abhalten wollte. Im letzten Augenblick, vor Beginn des Festes, als schon das Schlittengeläute der ersten Gäste ertönte, erscheint ein ernster fremder Mann vor dem Grafen und überreicht ihm einen Brief mit den Worten: „Lesen Sie das sofort, bevor das Fest anfängt!" Damit wendet er sich um und eilt fort. Achtlos schiebt der Graf den Brief in seine Brusttasche, ohne ihn geöffnet zu haben: Er muß doch jetzt seine Gäste empfangen und später hatte er den Brief vergessen. In der Nacht um zwei Uhr, als viele angetrunken waren und die Ausgelassenheit ihren Gipfel erreicht hatte, stürmen Räuber das Schloß. Der Graf und viele seiner Gäste werden niedergehauen und ihrer Schmucksachen beraubt. Das Schloß selbst wird geplündert und angesteckt. — Am Morgen, als die weinenden Diener die Leiche ihres Herrn aus dem brennenden Schloß tragen, finden sie in seiner Brusttasche den ungeöffneten Brief. Derselbe lautete: „Räuber wollen heute nacht um zwei Uhr Dein Schloß überfallen. Du hast Diener und Pächter genug, bewaffne sie und laß alle Zugänge bewachen, sonst seid Ihr verloren!" Er hatte den Warnungsbrief gar nicht gelesen und die ihm angebotene Errettung nicht beachtet.

In ähnlicher Lage befinden wir uns auch. Auch heute noch stecken im Worte Gottes die Warnungen vor den schwersten sittlichen Gefahren. Wer sie wirklich hört und darauf achtet, der kann noch gerettet werden.

Wie aber, wenn du die Warnung deswegen gar nicht vernommen hast, weil du weder in der Bibel gelesen hast, noch auch in der Predigt oder Bibelftunde zugegen warst, in der gerade für dein Herz diese Warnung angeboten ward? Denken wir uns, daß der Herr aus Barmherzigkeit dich vor einem besonderen Fall ganz besonders hat warnen wollen und du hast die Warnung gar nicht gehört, oder wenn du gegenwärtig warst, hast du nicht auf sie geachtet und das persönliche Moment für deine eigene Seele aus Leichtfinn überhört, dann wiederholt sich die Geschichte des Grafen in kleineren oder größeren Dingen heute noch alle Tage unter uns. Du hast die Gefahr, gereizt zu werden und zornig aufzufahren, und eine solche Gelegenheit kann dir heute abend noch drohen. Oder es ist eine besondere Gelegenheit deines Lebens vor der Tür, wo Sinnlichkeit, oder Hochmut, oder Geiz dir eine schwere Seelenverwundung antun können. Aus Barmherzigkeit fügt es der Herr, daß der Mann, der gerade zu dir redet, dich vor einem solchen speziellen Fall warnen soll und du hast nicht darauf geachtet. Nachher ist es manchem unter uns schon schmerzlich klar geworden, daß die heilsame Warnung wirklich erfolgt war und man hat, wie Petrus, als der Herr ihn vor seiner Verleugnung warnte, nicht darauf geachtet.

Vers 4 fügt noch eine besondere Bestätigung und Befräftigung dieser Errettungspredigt hinzu: Und Gott hat ihr Zeugnis gegeben mit Zeichen, Wundern und mancherlei Kräften und mit Austeilung des heiligen Geistes nach seinem Willen. Damit ist wieder ein Problem angeschnitten, das uns heutzutage besonders beschäftigt. Zuerst liegt in diesem Ausdruck ein Wahrheitsbeweis dafür, daß in der ersten Christenheit solche Zeichen und Wunder wirklich vorgekommen sind; denn die meisten Leser dieser Zeilen waren selbst noch Zeugen dieser Wunderzeit gewesen. Wäre das nicht der Fall, hätte der Schreiber sich wohl in acht nehmen müssen, etwas zu behaupten, das der Erfahrung seiner Leser schnurstracks ins Gesicht geschlagen hätte. Zweitens liegt doch darin auch die Aussage verborgen, daß diese Zeichen und Wunder schon aufgehört hatten, denn sonst hätte er ja sagen müssen: Ihr erlebt ja doch alle Tage noch solche Wunder. Dann wäre ja auch der ganze Anstoß weggefallen, den die Leser an der Knechtsgestalt des Christentums genommen hatten. Leuten, die jeden Tag von solchen Zeichen und Wundern umgeben sind, braucht man nicht einen solchen Verteidigungsbrief des Evangeliums zu schreiben. Erst weil die Zeichen aufgehört hatten, waren sie in die Gefahr gekommen, irre zu werden.

Warum aber waren die Zeichen und Wunder zuerst dagewesen und warum hatten sie nach der ersten Periode der Heilspredigt schon wieder aufgehört? Man versetze sich für einen Augenblick in die erste Zeit hinein. Ein festgefügtcs Judentum, das auf eine große Vergangenheit pochen kann, ein mächtiges, gelehrtes, herrschendes Heidentum und dem gegenüber eine Verkündigung, die alles andere eher war, als dem gesunden Menschenverstande angemessen. Das Christentum stellte ungeheure Ansprüche an Selbstverleugnung und an die Glaubenskraft, indem es Lehren aufbrachte, gegen die sich das ganze Denken und Empfinden der Zeit empörte. Zu gleicher Zeit mußte man Gut und Blut bei der Annahme dieser Lehre riskieren. Wie anders erklärt sich nun die Aufnahme einer solchen Botschaft, wenn nicht auffallende Zeichen, Wunder und Kräfte als der stärkste Tatbeweis für sie sofort sich einstellten? Das waren die lauten Glocken, wodurch die Aufmerksamkeit der widerstrebenden Menschheit geweckt werden sollte, das war der starke Nachdruck, der die Herzen unter das Kreuz niederziehen sollte. Ähnlich geschieht es auch heute noch bei der Missionspredigt unter den Heiden. Im ersten Stadium müssen manche wunderbaren Ereignisse, Gebetserhörungen und Heilungen vorkommen, damit die Heidenwelt handgreiflich davon überzeugt wird, daß sie es hier mit dem lebendigen Gott zu tun habe.

Es ist also falsch, zu meinen, die ersten Christen hätten gesündigt, oder irgendwas für Fehler gemacht, daß sich solch eine Bezeugung später zurückzog. Es ist falsch, zu meinen, die Kirche müsse bis auf den heutigen Tag stets fort von solchen Zeichen und Wundern ihre Kraft beziehen. Nein wir haben ein Buch, das Neue Testament, wir haben eine Geschichte, eine Kirche und sittliche Kräfte im Volksleben und dürfen von Gott solche Wunder und Zeichen nicht erpressen wollen. Wo man das seither dennoch mit Gewalt hat durchsetzen wollen, wie es in manchen Sekten und in der Pfingstbewegung heutigen Tages geschieht, da kommt man zu Schwärmerei und Selbstbetrug, oder der Teufel narrt die törichten, ungeduldigen Menschen. Nur der letzte Punkt: die Austeilung des heiligen Geistes gehört zu dem eisernen Bestand der Heilspredigt. Wenn das Wort Gottes heute nicht mehr trostige Sünder zermalmt, wenn es heute nicht mehr zerknirschte Herzen tröstet, wenn es nicht mehr seine Kraft in dem Kampfe gegen die Sünde offenbart und das Trostlicht an Sarg und Grab hoffnungslos erlischt, dann freilich möchte ich nicht mehr Prediger des Evangeliums sein! Aber wer hat die Stirn, angesichts der Wirklichkeit zu behaupten, daß Gott in diesem Punkt überall von der Kirche und ihrer Wirksamkeit zurückgetreten sei!

Jetzt kommen wir erst zu der Besprechung von Vers 1, den wir wörtlich etwa so übersetzen müssen: Darum laßt uns desto mehr achten auf das Wort, das wir hören, damit wir nicht vorbeigeströmt werden. Luther macht zu dieser Stelle die Glosse: „Als wie ein Schiff, das von der Anfurt wegschießt ins Verderben.“ Oberhalb des Wasserfalls, wo schon die zusammengepreßte Wassermasse eine ungeheure Kraft offenbart, ist die letzte Landestelle. Dort steht ein Mann mit einem Seil in der Hand, um es einem Boot, das sich bis dahin vorgewagt hat, zuzuwerfen. Achtet man nicht auf seinen Zuruf, oder auf das Werfen des Seiles, daß es klatschend ins Wasser fällt, dann reißt die Strömung einen mit fort. Und nun sei ehrlich, lieber Mitschrift: Gibt es nicht eine solche Strömung, die einen lautlos und doch gewaltig vom Herrn wegreißen will? Du brauchst nur einen Abend ohne Gebet schlafen zu gehen, du brauchst nur acht Tage das Bibellesen aufzugeben, du brauchst nur ein wenig nachgiebig in leichtfertiger Gesellschaft zu sein, und die mächtige Strömung reißt dich weg vom Heiland. Ehe man's nur recht begriffen hat, ist eine solche Luft entstanden, eine solche Lauheit, eine solche fittliche Schwäche und Gleichgültigkeit eingetreten, daß einem eine Änderung und Besserung unendlich schwer wird. Darum gilt hier die Frage, die ich über diesen Abschnitt gesetzt habe: Genügt dir das Wort? Im Wort liegt unsere Errettung! Keiner geht verloren, der dieses Wort aufmerksam hört und liest und sich an dieses Wort anflammt und von diesem Wort seine Seelennahrung bezieht. Aber es gibt kein anderes Mittel, womit unsere Errettung ermöglicht werden könnte. Versagt dieses Mittel, dann reißt die Strömung dich fort. Wie soll man nun solche beurteilen, die jedem Hören oder Lesen des Wortes geflissentlich aus dem Wege gehen, oder wie soll man eine Kirche beurteilen, die den Ernst solcher Errettung vollständig vergißt und an bedrohter Stelle nicht mehr Retter aufstellt, die warnen und helfen wollen, sondern leichtsinnige Schwächer, die statt des starken Seiles nur Spinnweben menschlicher Fündlein den verzweifelnden Seelen hinhalten können! Also laßt uns wahrnehmen des Wortes, das uns gepredigt wird, damit nicht wir und unsere Kinder durch die Zeitströmung weggerissen, zeitlich und ewiglich zugrunde gehn. Denn das rechte Achtgeben auf dieses Wort schaltet seine Kraft erst wirklich zum Seil der Seelen ein und wird dadurch das beste Mittel gegen müde Ungeduld oder die Gefahr, an der Knechtsgestalt des Christentums irre zu werden.



Plauderei

„Bitte, nehmen Sie Platz und dann lassen Sie den jedesmaligen Sprecher ruhig bis zu Ende reden. Ich werde schon auf die Uhr sehen und das Referat abbrechen, sobald es zu lang wird. Wer kam zuerst?“

„Ich.“

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Bethesda, das Heim der blinden armenischen Kinder in Malatia am Euphrat.“

„Schön, was haben Sie uns zu sagen?“

„Es war am 5. Januar 1909, als Herr Ernst Christoffel — kurz vorher als ehemaliger Schüler der dortigen Predigerschule in Basel ordiniert — mit seiner Schwester Hedwig nach gefährvoller Winterreise die Stadt Malatia am Euphrat erreichte. Der Anfang war schwer. Hunger und Typhus herrschten in der Stadt. Das bescheidene Miethaus, das mit den ersten Pfleglingen bezogen ward, — monatelang hatten wir nichts als kahle Zimmer; wir hockten am Boden wie echte Orientalen, und kochten unser Essen am rauchenden, primitiven Herd — wurde von Hungernden fast gestürmt. Das mitgebrachte Geld half der ärgsten Not zu wehren. „Es kam ein Morgen, wo ich nichts mehr zu geben hatte. Gerade da drängte sich eine abgehärmte Frau zu uns herein, — ein halbverhungertes Kind: ‚Geirik, gib uns Brot.‘ Ich wies sie zurück, mein Herz blutete. Ich ging auf mein Zimmer, — verschloß die Tür. ‚Nun versteh ich dich nicht,‘ sagte ich traurig, ‚du weißt, daß ich nichts habe, und da schickst du mir diese ins Haus.‘ ... Eine Stunde später brachte die Post einen Schweizer Geldbrief: 500 Francs für die Hungernden!“ — —

Anfangs dieses ersten Sommers lagen beide Christoffels nach einander todkrank an Typhus. „Hedwig 73 Tage — im überfüllten Hause — ohne europäischen Arzt —, da haben wir beten gelernt...“ Der Aufenthalt in den jämmerlichen Räumen, überhaupt aber während der heißen Monate in der Stidluft der Straßen — M. ist eine echt orienta-

lische Stadt mit Anhäufung von Schmutz und Mangel jeder Kanalisation! — erwies sich eben als unerträglich. Im Januar 1910 siedelte die Anstaltsfamilie, nun schon 60 Glieder zählend, in ein etwas größeres Haus über. „Es war dies einst das schönste des Ortes gewesen, aber bei einem Massaker niedergebrannt, der Besitzer getötet und sein Fleisch im Markt zu 20 Para die Deka verkauft, — den Hunden vorgeworfen worden!“ Während der nächsten Sommer gelang es, in einem von Türken freundlich zur Verfügung gestellten Gebäude mehrere Monate außerhalb der Stadt zuzubringen, und immer stärker erwuchs der Wunsch nach dauerndem Wohnen in der freieren und höheren Luft da draußen. Nach Rücksprache mit den Freunden in der Heimat, die Herr Chr. im Winter 1910—11 persönlich aufsuchte, und manchen Verhandlungen an Ort und Stelle, kam es jetzt, September 1911, zum Ankauf eines 30 Minuten vor der Stadt gelegenen größeren Grundstücks mit Haus und Hof, Brunnen, Verbereigebäude und Gemüseland. Der Kaufpreis — zirka 22 000 Mark — ist erst reichlich zur Hälfte gedeckt. Dies eigene Dach und die kürzlich von der hohen Pforte erlangte staatliche Anerkennung der Arbeit bedeutet viel für deren normale Entwicklung. Sie begann und wird geführt als eine allerpersönlichste Sache, ohne Komitee und Kapital, aber in Vertrauen und Liebe zu Jesus. „Unsere Zahl ist ja zum Glück so klein, daß wir mit allen Gliedern der Familie persönlich verkehren, und ich sage es mit besonderem Dank gegen den Herrn, daß wir alle untereinander in herzlicher Liebe verbunden sind; jeder Kasernenbetrieb wird ängstlich vermieden. Unser Haus ist wirklich ein fröhliches; das singt und klingt bei uns den ganzen Tag. Unsere Kinder haben ja auch in dieser Beziehung viel nachzuholen. Ach, die dunklen Erinnerungen an vergangenes Leid sind noch nicht aus den jungen Herzen verschwunden; desto dankbarer singen sie jetzt mit uns — der schöne deutsche Choral ist, ins Armenische überseht, unser eigentliches Hauslied geworden:

„In wieviel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet!“

Gleich vorn im Flur haben wir ein großes Brett befestigt mit der Inschrift in türkischer und armenischer Sprache: Gott ist die Liebe. Das lesen alle, die bei uns eintreten; möchten sie es auch sehen an unserem Tun, — bei uns lebendig erfahren!“ — Außer einer dänischen Schwester, welche in gesegneter Frauenarbeit steht und Christoffels herzlich verbunden ist, sind letztere die einzigen christlichen Missionare in Malatia. Der Aufgaben wären viele. Schule und Gemeinde bedürften der Hilfe;

zur Eröffnung eines Krankenhauses bot die Regierung schon ein Gebäude an. In erschütternden Bildern spricht das bei den Armenbesuchen überall aufgefundene Elend von der Notwendigkeit einer geordneten Armenpflege. Aber solche Wünsche müssen jetzt noch zurücktreten vor den Pflichten der Liebe gegen die eigenen Hausgenossen. In ihrer Versorgung und Erziehung — es handelt sich fast nur um blinde, verkrüppelte, zurückgebliebene Menschenkinder — werden Christoffels treulich unterstützt von ihren armenischen Helfern, welche zum großen Teil selber einst in der Sivaser Zeit ihre Pfleglinge gewesen. Der Unterricht der Blinden umfaßt vorläufig: Religion, Turnen und Singen, Lesen und Schreiben, Tröbel-, Modellier-, Hand- und Hausarbeiten. Die Schwierigkeiten desselben in einem Lande, wo es sowohl an vorgebildeten Lehrkräften als auch an Lehrmitteln fehlt, sind begreiflich. Bibel und Lesestoff mußten erst von uns selbst zusammengestellt werden; zeitraubend ist dann wieder die Vervielfältigung der Bücher mit der Blindenschreibmaschine. Gesang- und Spruchbuch, sowie biblische Geschichten sind in Arbeit. Bibelteile beziehen wir aus London. Wie viel Anforderungen stellt der Anschauungsunterricht! In der Heimatkunde haben wir zum Beispiel im Garten ein ganzes Gebirgssystem en miniature hergestellt: Berg, Ebene, Quelle usw. Nachher machten wir Ausflüge, um den Blinden die Vorstellung dieser selben Dinge draußen zu übermitteln. Jedes einzelne Kind braucht individuelle Behandlung, viele natürlich auch der Augen, — in Körperpflege überhaupt. Die Elendesten haben besondere Lektionen in Gehen, An- und Ausziehen, Fingergymnastik uß. Wir führen bisher zwei Klassen, jede mit Knaben- und Mädchenabteilung, und die Kindergartenklasse für die Kleinsten und Zurückgebliebenen."

Gestatten Sie noch kurz, Ihnen über einige unserer Pfleglinge zu berichten: „Mariam Batfchi zählt 40 Jahre, ist aber ein Krüppelchen, nur 65 Zentimeter groß! Ihre Mutter starb früh; die Verwandten jagten sie schließlich aus dem Haus. Als sie um Hilfe zu uns kam — zu dem nicht halbstündigen Weg hatte sie zwei Tage gebraucht, denn sie kann sich nur ganz langsam vorwärts schieben, abwechselnd mit der einen und anderen Seite, wobei sie die Hände auf die Füße legt! — nein, wir hatten nicht das Herz, sie zurückzuweisen. Wir haben uns alle entschlossen, zu Mariams Gunsten ein wenig an unsern Mahlzeiten zu sparen, bis der Herr auch gerade für sie die nötigen Mittel gibt. Wäre nur nicht alles so entsetzlich teuer! Trotzdem wir die Brotportionen recht beschnitten, brauchen wir täglich für 9 Mark Brot. Aber unser Vater ist reich; er wird uns speisen. — Unser Jüngster ist ein kleiner Türke, der

3½-jährige Ahmed. Er ist mutterlos. Sein Vater, ein Mann von vertieftem Aussehen, bot das arme Bübchen an den Türen aus, aber niemand wollte es nehmen; nachts schlief's auf einem Düngerhaufen! Wir fürchteten, daß uns durch die Aufnahme einer mohammedanischen Waise Schwierigkeiten erwachsen würden, aber der Bescheid der Regierung lautete: wir sollten nach unserem Gewissen handeln. So wurde der kleine Ahmed unser Kind. Er ist vielleicht der erste Türkenjunge, der im Innern des Landes in einem christlichen Hause Aufnahme gefunden.“ Drei Monate später: „Unser kleiner Ahmed hat sich prachtvoll erholt; wenn man ihn heute ansieht, muß man wirklich lachen. Er ist ein dicker, drolliger Bub; läutet's zum Essen, so klatscht er in die Hände und ruft: ‚Räp, Räp,‘ das heißt Freude! Freude! Sieht er irgendwo Brot liegen, so steht er davor mit pfeffrigem Gesicht, ‚baß! baß!‘ das heißt schau, schau!, bis er für sich und sein Kamerädchen, den Zeghia, etwas abgebettelt hat. Letzteren fanden wir buchstäblich halb verhungert — leider auch halb blind. Er sprach kein Wort sechs Wochen lang, konnte vor Schwäche nicht stehen, hockte nur immer da und sah einen mit dem einen gesunden Auge vorwurfsvoll an, daß es uns ins Herz schnitt. Jetzt läuft, spricht und ißt er tapfer mit den andern. — Von den zwei blinden Mädchen, die wir neulich aufnahmen — im Hof saßen sie, aneinander gefauert, wie zwei verängstete Vögelchen — kann man heute schlecht glauben, daß es dieselben Kinder sind. Die eine ist besonders tüchtig im Unterricht, liest und schreibt schon sehr gut...“

Als allerletztes eine Momentphotographie in Worten vom 31. Dezember 1909: „Ich schreibe in meinem Zimmer, das Blatt auf den Knien; meine Füße stehen auf dem erwärmenden Kohlenbecken. Auf dessen anderer Seite sitzt Nazareth und quält sich ab an der Zusammenstellung des zweiten Blindenlesebuchs; manchen hilfesuchenden Seufzer richtet er an meine Adresse. In einer Ecke auf dem Teppich hockt der einbeinige Bahan und zeichnet ein Bilderbuch für den kleinen Ahmed. Draußen höre ich Hedwig mit Frauen verhandeln. Einer armen Witwe ist eben das Geld zur Anschaffung eines Wehstuhls vorgestreckt, eine andere holt sich Arbeit (Stickerie), ein Mädchen die Suppe für seine kranke Mutter. Aus dem Nebenzimmer tönt frischer Gesang; dort übt Toros gerade mit den Blinden den Refrain: ‚Dich nennen wir König, Dir weihen wir unsre Herzen.‘ In einem dritten Raume verlesen die Kleinen weiße Bohnen, in der Ecke schreibt Choren an seinem Blindenbuch. Wenn ich zum Fenster hinausschaue —: weit ausgedehnte Obstgärten, waldartig, um die Stadt her. Das Geklingel einer Kamelkaramane tönt von der Straße herauf...“

„Dankel Ihre Zeit ist abgelaufen. Aber wenn nun jemand aus dem Leserkreis etwas für Ihr Werk tun will?“

„O, Gebete dafür richten Sie an Jesus und Geldgaben schicken Sie an Frau Dr. Schroeter, Danzig, Gündegasse 54.“

„Schön. Wer kommt jetzt an die Reihe?“

„Ich.“

„Wer sind Sie?“

„Ich bin eine Pastorin vom Lande. Mein Mann ist unheilbar krank in einer Irrenanstalt; daher habe ich keine Pension. Kinder haben wir keine. Aber ich muß mir mein Brot verdienen. Können Sie mir nicht eine Stelle als Hausdame oder Leiterin einer christlichen Anstalt verschaffen? Ich bin in allen häuslichen Arbeiten erfahren und habe gute Empfehlungen. Wie Sie sehen, bin ich in den besten Jahren, gesund und arbeitsfreudig.“

„Schön. Ich will mir Ihre Adresse notieren und schreibe Ihnen, sobald sich jemand meldet. Bitte, die nächste! Wer sind Sie?“

„Ich bin die deutsche christliche Studentinnenvereinigung.“

„Was wollen Sie uns hier sagen?“

„Zehn Leben möchte man zur Verfügung haben, wenn man erlebt, wie die Welt hungert und im Schlamm ertrinkt, während viel zu viele Christen ihre intellektuellen und praktischen Möglichkeiten kaltlächelnd an sich vorüberziehen lassen und nur dem harmonischen Ausbau ihrer Innenarchitektur leben, auch die jungen, die gebildeten. Die christlichen Studentinnen haben in Deutschland bis jetzt noch nirgends einen bequemen Weg gehabt, und das ist ihr Glück gewesen. Deshalb ist ihre Konferenz (Wernigerode, Anfang August jedes Jahr) mir noch immer erfrischend gewesen wie ein Nordseewind jetzt in der Sommerglut. Keine großen Sentimentalitäten! Früh und abends eine kurze Andacht, fast regelmäßig von den Jüngeren gehalten, von Herz zu Herzen, auf Jesus, unsern herrlichen Königweisend. Dann kommt die Arbeit: Referat und Diskussion. Ganz selten spricht einmal jemand anders, im allgemeinen nur Mitglieder, Studentinnen.“

Diesmal war es auch so. Über das Wesen der D. C. V. S. F. (Deutsche christliche Vereinigung studierender Frauen) sprach eine Philologin, über unsere Aufgaben in unserer Zeit eine Mathematikerin, beide sich ergänzend, vom Fels, auf dem wir stehen, Umschau haltend in der weiten Welt, die jedes einzelnen Christen in seiner Individualität bedarf. Es war fast zu groß, das Arbeitsfeld, das wir vor uns sahen! Studentinnen sehnächtig machen nach dem, der aus Liebe für sie gestorben ist,

Schulmädchen-, Gymnasiastinnenarbeit, Frauenfrage, äußere Mission, Beziehung zu anderen christlichen Bestrebungen — Sie meinen, eine Studentin müsse vor allem studieren? Ganz sicher, aber merkwürdigerweise sind die tätigsten Mitglieder der Vereinigung durchaus nicht die schlechtesten in ihrem Fach, und wenn Sie bedenken, wie viel andere Dinge Studentinnen oder Studenten sonst betreiben, ohne daß ihr Fachstudium zu leiden braucht, so werden Sie es verstehen, wenn eine Studentin, deren Herz wirklich brennt für den Schönsten unter den Menschenkindern, wenn diese gern sich zeigen läßt, wie sie in Gemeinschaft mit andern — 75 Mitglieder hat die Vereinigung! — auch ihre Studienzeit möglichst für ihn nutzbar macht.“

„Gut, und was erwarten Sie von meinen Lesern?“

„Daß sie jede ihrer bekannten Studentinnen auf uns aufmerksam machen (Adresse der Zentrale: Oberlehrerin Hermine Baart de la Taille, Berlin-Charlottenburg, Erolmanstr. 14 II, Portal II) und daß sie auch dieses wichtige Werk mit ihren Gebeten und Gaben unterstützen.“

„Mitteilen will ich unsere Unterhaltung. — Bitte, die nächste. Wer sind Sie?“

„Ich bin der Hildesheimer Verein für Blindenmission in China.“

„Schön, was haben Sie zu sagen?“

„Unser Blindenheim Tsaukobong in China möchte ich den Lesern von „Auf dein Wort“ in freundliche Erinnerung bringen. Was aus den gegenwärtigen Unruhen und blutigen Kämpfen für die Arbeit des Reiches Gottes in China herauskommen wird, kann kein Mensch mit Sicherheit voraussagen. Jedenfalls gibt es eine gewaltige Wendung, wenn das Riesenreich eine Verfassung erhält. Inzwischen geht unsere Liebesarbeit an über hundert blinden Mädchen ihren Gang weiter und bedarf der Geldunterstützung und der Fürbittearbeit der christlichen Freunde. Ein neues Haus muß gebaut werden. Wollen wir die Gesundheit unserer Schwestern und Pflegebefohlenen nicht aufs äußerste gefährden, so muß unter allen Umständen gebaut werden. Wie groß war darum hüben und drüben die Freude, als der Platz angekauft war. Aber o Schrecken, nun der Anschlag für den ohne jeglichen Brunn geplanten Bau den Voranschlag fast um das Doppelte übersteigt und statt 80 000 jetzt 150 00 Mark kosten soll! Wie geht das zu? An Stelle des Architekten, der den Vorschlag gemacht, ist ein anderer getreten, der uns darauf aufmerksam machte, daß trotz der anfänglichen, hohen Mehrausgaben unsere Mission nur Vorteil daraus zieht, wenn von vornherein allen klimatischen Verhältnissen und Einflüssen Rechnung getragen wird. Dazu gehören: 1. ein extra fester Unter-

grund, der wegen des zerklüfteten Bodens teilweiser Auffüllung bedarf, um einen Erdrutsch, wie er bei schwerem Regen auf Hongkong so häufig vorkommt, unmöglich zu machen; 2. eiserne Balken statt der hölzernen, damit sie nicht von den weißen Ameisen zerfressen werden; 3. ein Zementdach statt der Ziegel wegen der dort herrschenden Taifune. Ein hiesiger Sachmann, dem diese Ausführung im Plan vorgelegen, hat die Begründung in allen Teilen anerkannt. Das wesentlich teurere Material, sowie die erhöhten Forderungen der chinesischen Bauunternehmer erklären uns die Verteuerung. Da aber unser bis jetzt angesammeltes Baukapital erst 32 000 Mark beträgt, so hat der Gildesheimer Missionsvorstand vorläufig nur das Ebnen des Platzes bewilligen können, jedoch im festen Vertrauen auf Gottes fernere Hilfe. Zu diesem Vertrauen ist ein Christ aber nur berechtigt, wenn er nach allen Gaben, die Gott ihm verliehen, zur Förderung seines Werkes beiträgt."

"Schön, und wohin soll man etwaige Gaben für Ihr Werk senden?"

"An die Vorsteherin Luise Cooper in Gildesheim."

"Nun, ich will alle diese Bitten weitergeben und sie vor meinen Lesern hinlegen, es ihnen überlassend, wofür sie am liebsten etwas geben. Wer seine Einnahmen und Ausgaben vor die himmlische Steuerkommission bringt, wird bald lernen, immer mehr zu geben, und das ist ein Stück Seligkeit auf Erden. Warum soll ich nicht mithelfen, daß manche wohlhabende Leser und Leserinnen dieses Stück Seligkeit erhalten! Es soll mich freuen, wenn es ein Echo dieser Plauderei gibt, die zum Dank gegen Gott treibt!"



Man sollte nicht immer nur von der „gelben“ Gefahr im Sinn kriegerischer Übermacht der 400 Millionen Chinesen und 300 Millionen Indier reden. Wenn die jetzigen Bewegungen Asiens, sich in den Besitz von Bildung und Kultur zu setzen, mit Erfolg gekrönt sein werden, was für ein ungeheurer Einfluß muß von ihnen dann auf das Leben und Denken der ganzen Welt ausgeübt werden! Wird das ein christlicher oder ein antichristlicher Geist sein? Das kommt darauf an, was wir jetzt, während die Bewegung im Fluß ist, noch für christliche Strömungen hineinbringen! Wenn alle evangelischen Christen Deutschlands diesen Charakter unserer Zeit erkannten, müßten wir jährlich 10 000 Missionare hinausenden statt ein paar Hundert!



Wie Peter aus Liebe zu Jesu Feind des „Christentums“ wurde.

Von Ludwig Weichert, Stuttgart.

Die Bibelftunde war beendet. Man wollte sich gerade von den Stühlen erheben, da schritt gebeugten Hauptes ein junger Mann durch den Mittelgang auf den leitenden Bruder zu. Er schien beschämt zu sein. Alle sahen ihn an, und er kroch in sich zusammen, als ob er sich unter den Menschen verbergen wollte. Der leitende Bruder redete ein Weilchen mit ihm. Dann wandte er sich an die Versammlung: „Bruder Peter möchte noch einige Worte zu den lieben Schwestern und Brüdern reden, damit ihm das Herz leicht werde.“

Geräuschvolles Wiederplagnehmen, erwartungsvolles Herzklopfen, atemlose Stille. Hochaufgerichtet stand jetzt Peter da, seine Augen glänzten. Man wußte nicht: war's ein verzücktes Glänzen, war's Feuer innerster Erregung. Man wartete auf eine Beichte. Man hatte den armen Peter plötzlich lieb. Man empfand Freude über den Sünder, der Buße tun wollte. Man hatte ihn zwar bisher nicht beachtet, er war ja so still und bescheiden aus- und eingegangen. Man hatte geahnt — das fühlte man jetzt — man hatte geahnt, daß er etwas auf dem Herzen haben mußte — — aber, ah — — — jetzt kommt's, er beginnt zu reden: „Ich will eine Not schildern. An dieser Not geht ihr vorüber, weil ihr zu fromm seid. Ihr seid so fromm, daß ihr vor lauter Frömmigkeit nicht mehr lieben könnt. Eure Erbauung ist Nummer eins. Eure Heiligung durch Erbauung ist Nummer zwei. Euer frommer Wandel vor Gott ist Nummer drei. Damit und mit der Arbeit ums tägliche Brot verbraucht ihr eure Zeit und Kraft. Zuweilen fällt euch ein: Ich muß doch auch andern Menschen Gutes tun. Dann zieht ihr euer Portemonnaie und bezahlt Beiträge an christliche Vereine als unterstützende oder ordentliche Mitglieder, dann zahlt ihr Summen an die Missionen, dann tut ihr euch zusammen und stellt Leute an, die Befehrungsreden halten, Gefangene besuchen, Kranke pflegen müssen. Und dann habt ihr das Gefühl, geliebt zu haben. Aber es gibt eine Liebe, durch deren Ausübung man eins nach

oben kommt. Die wahre Liebe weiß nichts von sich selbst, und wird sie sich bewußt, dann führt sie auf die Knie. Aber immer führt sie zur Tat. Euer Christentum ist ohne Taten, die man Taten nennen kann, denn euer Christentum besteht aus Erbauung und Geldbezahlen und gutem Wandel, der noch nicht einmal fromm, sondern gesetzlich ist. Ich phantasiiere nicht. Ihr werdet vor Entrüstung über meine „Unverschämtheit“ wohl kaum zu einer ruhig abwägenden Stellungnahme zu meinen Worten kommen. Ich fühle das. Ich hätte schweigen können, und es wäre mir wohler gegangen. Aber es muß einmal heraus! Bitte, ach, bitte, prüft doch einmal mein Reden an eurem eigenen Leben in schonungsloser Aufrichtigkeit.

Ich fahre fort. Ich will eine Not schildern. Diese Not ist: Das Versiegen des Gesundbrunnens deutsch-christlicher Kraft, die langsam, aber sicher sich vollziehende Auflösung deutschen Familienlebens. Ihr seid so fromm, daß ihr durch eure Frömmigkeit euer Familienleben ruiniert. Heute ist Sonntag. Es sind viele unter euch, die ich heute früh in der Kirche, heute nachmittag in der Bibelstunde gesehen habe, und die auch hier nicht fehlen wollten. Dann kommen Mittwoch und Freitag abend Bibelstunden, ein paarmal in der Woche Vereins-, Missions-, Tee- und andere Abende. Ihr freut euch, wenn ihr einmal einen Abend habt, an dem ihr früh ins Bett steigen könnt, um einmal gründlich auszuschlafen. Und eure Kinder? Was wird aus den Kindern, die tags von ihren Eltern nichts oder wenig haben, da Schule und Beruf die Familie auseinander führen, und die abends nichts von ihren Eltern haben, weil diese fromm sind, sich erbauen. Ist es Zufall, daß in den frömmsten Familien oft die ungeratensten Kinder sind? In den Familien wird das Fundament gelegt für den Bau des Reiches Gottes, die Familien sind die tragenden Säulen der christlichen Gesellschaft, der Kirche, des christlichen Staates, wie man's nennen will. Selbstverständlich nur die Familien, deren Zentrum Jesus ist und selbstverständlich die Familien, die geschlossen sind. Wie aber, wenn sich die Familie auflöst? Wenn die Familie sich nur beim Essen und Schlafen zusammenfindet? Die Evangelisten und Pfarrer und Stundenhalter, die Missionen und Vereine schleppen das Baumaterial herbei und behauen es, in den Familien soll es verwendet werden. Das geschieht nicht, denn die christliche Familie ist in Gefahr, an der Frömmigkeit zugrunde zu gehen. Wenn die christliche Familie sich ihrer Aufgabe bewußt würde, dann gäbe es wieder ein Christentum der Taten, die Taten zu nennen sind, dann würde die Liebe erblühen,

dann würde man Gott die Erfüllung des Gebetes: Dein Reich komme, nicht so schwer machen, dann brauchte er sein Reich nicht zu bauen trotz des Christentums, dann würde das Evangelium, dessen Schall jetzt eben trotz des Christentums so weit und breit durch die Welt geht, die Völker überfluten. Dann müßten nicht so viele einsamen Jungmänner und Jungfrauen fern von Heimat und Elternhaus nach freundlicher, sonniger Gemeinschaft darben. Das ist auch Not, daß sich solchen alleinstehenden Menschenkindern in der Fremde gar nicht oder schwer eine Familie erschließt. Die Vereine, mögen sie noch so trefflich sein, können nur einen Ersatz bieten. In sonnigen, Jesu geweihten Familien, da keimt und wächst und festigt sich eine zarte, heimliche, gesunde Jesuliebe in diesen Jungmenschenherzen, die einst stark wird zu Taten. Außerhalb solcher Familien, unbeeinflusst von ihnen, wird der Keim gedrückt, verkümmert, und wenn er sich doch durchringt, gibt es ein jenseitiges, karifiziertes Christentum, das leicht stirbt oder tatenlos vegetiert. Ich habe euch beobachtet, aber ich habe nicht gesehen, daß ihr euch der Jungwelt persönlich annimmt. Ihr könnt es nicht, weil ihr kein wahres Familienleben habt, Ihr mögt es nicht, weil solche Gäste euch eine Last sein würden. Ihr mögt eure Erbauung nicht missen und sorgt für die Jungwelt durch Geldbeiträge und Anstellung von Pflegern der Jugend. Bei euch würden sich aber auch junge, liebebeisende Herzen nicht wohl fühlen, denn sie würden empfinden, wie ihr euch bemüht, liebevoll zu sein, wie aber eure Liebe nicht ganz selbstverständlich, naturnotwendig ist. Das kommt davon, weil euch Satan gebannt hat in raffiniertestem Egoismus.“ Und jetzt rang sich aus Peters Brust ein wilder Schrei los, der getränkt war vom Herzblut eines zerquälten Gemütes: „Ich könnte verzweifeln am Christentum, wenn ich Jesus nicht erlebt hätte!“

Der leitende Bruder trat vor: „Wir sind wohl alle angefaßt von den Worten unseres lieben Bruders Peter. Und ich bin gewiß, daß sie ein jeder bewegen wird in seinem Herzen. Ich glaube aber, daß wir jetzt schließen, da es schon spät geworden ist. Vielleicht überlegen wir im stillen Kämmerlein auch das Herrenwort: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Wir gehen jetzt still auseinander.“

Peter starrte den Leiter fassungslos an. Dann schlug er die Hände vors Gesicht. Ein Schluchzen schüttelte seinen Körper. Aber schnell raffte er sich auf und verließ schleppenden Schrittes, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, wie gebrochen den Raum. Aufgeregt mit einander redend, blieben hie und da noch einzelne Gruppen zusammen. Die verschiedensten Urteile wurden laut:

„Er ist ein Phantast!“

„Ihm ist der Wirklichkeitsinn getrübt.“

„Ihm fehlt jede Pietät vor dem Herkömmlichen, Bewährten.“

„Er ist ein unreifer, eingebildeter, frecher Gesell, der erfahrene Grauköpfe belehren will.“

„Er ist gemütskrank.“

„Er ist auf gefährlichem Wege, man sollte ihm die Augen öffnen über seinem Hochmut.“

„Er hat die Not seines Herzens geschildert, er ist selbst einsam und sucht Familienanschluß.“

Dieses Urtheil leuchtete am meisten ein, viele beschloßen, ihn in der nächsten Zeit in ihre Familien zu bitten. Mitleid mit dem „armen Kerl“ wurde plötzlich wach: „es ist ja manches Wahre dran“ — „Wir wollen uns doch prüfen“ — „So unrecht hat er nicht, man ist eigentlich wenig zu Hause. Ich will doch meinen Austritt aus dem Singverein anmelden.“ — „Meine Frau würde ihm durchaus recht gegeben haben, sie klagt oft, daß sie so wenig von mir hat. Aber man ist doch einmal nicht zu entbehren.“ — — — Die Sprecher verloren sich im Dunkel der nächtlichen Straßen.

In den folgenden Wochen brachte der Postbote Peter viele Einladungen von verschiedenen Familien. Aber Peter sagte allenthalben ab mit der Begründung, daß es ihm aus nicht zu erörternden Gründen unmöglich sei, anzunehmen. Jede Absage machte Peter einer neuen Familie unsympathisch. Nichts kränkt so, als ausgeschlagene Güte und Freundlichkeit — die eben keine Liebe war.

(Fortsetzung folgt.)



„Ohne Bruch mit der eigenen Vergangenheit wird selten jemand ganz.“

(A. J. Theneß.)

„Wer viel einst zu verkünden hat,
Schweigt viel in sich hinein;
Wer einst den Blick zu zünden hat,
Muß lange Wolke sein.“

(Meißner.)



Der Hundezwinger

Es kann vorkommen, daß in einem großen Hundezwinger dreißig, vierzig Spür- und Hekhunde, noch müde von der letzten Jagd, still daliegen und schlafen. Wenn jemand aber an das Gitter tritt und heult verzweiflungsvoll, wie ein Hund, der großes Mitleid mit sich selbst hat, — was gilt's, dann springen alle diese Schläfer sofort auf: alles heult, bellt, kläfft, jammert durcheinander, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Dann ist's schwer wieder Ruhe zu verschaffen. Ganz ähnlich geht es mit unserem Herzen. Da schlummern auch böse Hunde der Begehrlichkeit, des Neides, der Ehrsucht, der Fleischeslust und wer weiß, was noch alles. Mit nichts kann man sie alle so blickschnell auf die Beine und zum Heulen und Lärmen bringen, als wenn man M i t l e i d mit sich selbst hat! Sofort geht da ein Spektakel los! „Natürlich, mir geschieht immer Unrecht! Soll ich nicht auch einmal aufmucken können!“ „Warum habe ich nicht diesen Genuß, der den andern so reichlich gewährt wird?“ „Was ist jener besser, daß alles ihm nur so in den Schoß fällt!“ Und so geht es fort, daß man darüber totunglücklich wird. Mancher tut sogar, was diese bösen Hunde sagen und wird schlecht aus lauter Mitleid mit sich selbst.

Da gibt's nur eine Hilfe; wir müssen schnell von uns weg auf Jesum sehen, von dem geschrieben steht: Der Herr ist unser Friede. Beschäftige dich mit ihm, er ist, ob dein Herz dich verdammt, dein Frieden mit Gott, daß er dich deckt in seinem Gezelt. Erst, wenn auf dieser religiösen Vinie Stille eingetreten ist, weil man sich sagt, Gott hat mich lieb in seinem Sohne, kann sich das Seeleninteresse den eigenen kleinen persönlichen Dingen zukehren, die vorher uns so erstickend wichtig schienen. Da brauchen wir wieder Jesum, der da kann Mitleid haben mit denen, die versucht werden. Jesus ist unser Frieden mit uns selbst. Wir wissen jetzt alle unsere Interessen in guten Händen: was uns wirklich zum Fortwachsen unserer Persönlichkeit not tut, wird er auf seine Weise versehen, er wird uns trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Bleibt dann noch in den Beziehungen zu andern Menschen mancher Grund zum Unbehagen übrig, so will er auch da unser Frieden sein! Weil er täglich das Herz still und von andern unabhängig macht, hilft er uns zu der Stimmung, die Frieden halten kann!

Ein wüster Anblick

Aus dem hochgelegenen Stötelzimmer hatte ich einen merkwürdigen Ausblick. Gerade gegenüber lag ein Stückchen der alten Stadt zwischen ragenden Palästen der Neuzeit: sechs kleine uralte Häuschen mit engen, winzigen Höfen und lächerlich kleinen Gärtchen. Sie sollten abgerissen werden, um einem prachtvollen Riesenhause Platz zu machen. Mit Tränen zogen die kleinen Leute aus. Hier waren viele von ihnen geboren, hier hatten sie geliebt und gelitten, geweint und gelacht, so lang sie denken konnten. Ein blasses Mädchen pflückte noch schnell die letzten kümmerlichen Astern und Dahlien von ihrem Beet. Dann folgte sie verweint den andern. Der letzte Blick, den sie zurückwarf, schien die kleine Heimstätte noch einmal streicheln zu wollen.

Im nächsten Augenblick war ein Heer von Arbeitern geschäftig. Leitern wurden angelegt, die Dachziegel heruntergereicht, — hier und da brach ein Mann unter dem rohen Gelächter seiner Kameraden durch den vermorschten Dachstuhl — die Axte krachten, daß die Balkenstücke und Bretter flogen, und ein dichter Staub wirbelte in der klaren Herbstluft empor. Hier stieß man einen alten Holzgiebel um, dort fuhr der Wagen mit den Fenstern fort, jetzt brach man die Rohre der Wasserleitung aus dem Gemäuer und Brechstange und Spitzhacke wüteten gegen die niedrigen alten Mauern. Staub, entsetzlicher Staub stieg wie Rauch von einer Brandstätte auf. Wagen auf Wagen ward mit Schutt und Steinen beladen und rollte fort. Ein wüster Anblick!

Wir war weh zumut. Plötzlich fiel mir ein: ist das nicht ein Bild unserer Zeit? So wird abgebrochen und eingerissen auf geistigem Gebiete, nichts Altes geschont; was früher heilig war, wird zertrümmert. Die rohesten Handlanger sind an der Arbeit und der Staub steigt klagend zum Himmel, als wollte er ihn verdüstern. Aber der neue Plan ist fertig und das neue Material bereitet, und der Herr vom Himmel wird, was die Menschen verwüsten, neu und herrlich aufbauen. Die jetzt mit Tränen aus den alten kleinen, traulichen Stübchen ausziehen mußten, werden wiederkehren mit Freuden und seine Treue preisen, die Altes stürzen ließ, um neues Leben aus den Ruinen blühen zu lassen! Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde ohne politische und kirchliche Staubtreiberei, ohne Wahlrecht und Massenhypnose, ohne Leid und Geschrei! Menschengedanken, sagt man, können nicht sterben; Gottes Gedanken voller Gnade und Friede gegen seine Gläubigen erst recht nicht! —



Aus der Briefmappe des Evangelisten

„Theologe im fünften Semester.“ Sie begehrten nicht unter diesem Stichwort die Antwort, aber weil auf acht Seiten zweimal dieser Ausdruck mit einer gewissen jugendlichen Wichtigkeit wiederkehrte, erlaubte ich mir den Scherz, statt Ihrer Anfangsbuchstaben diese Bezeichnung zu setzen. Denn hinter der hohlen Hand gesagt, imponiert haben Sie mir mit Ihren Kenntnissen von Bibelkritik gar nicht. Wer noch so, wie Sie, an dem LehmmanTEL der Form herummäfelt, versteht von dem Glockenton der Bibel nichts. Lassen Sie einmal die Rollen wechseln! Setzen Sie sich an einem stillen Sonntagnachmittag hin und gestatten Sie gütigst, daß die Bibel Sie kritisiert! Z. B. ist da so ein kritisches Benehmen der Bibel gegen uns Hebr. 4, 12 oder lesen Sie im Zusammenhang Röm. 7 und 8 und 1. Kor. 13. Erst wenn die Erfahrung solcher Kritik der Bibel, die sie an uns übt, zu der sogenannten wissenschaftlichen Bibelfritik hinzutritt, schadet diese letztere nicht. — übrigens bleiben wir ja, wie Schleiermacher gesagt hat, lebenslang stud. theol. und mir scheint, das Studium wird in höheren Semestern noch ganz anders intensiv, wenn man nicht mehr einige Professoren vor sich hat, sondern in dem riesigen Hörsaal der Wirklichkeit Tausende von zweifelnden, betenden, leidenden und sterbenden Menschen!

S. D. Das ist jetzt der dritte längliche Brief, den Sie in der bewußten Angelegenheit an mich schreiben. (Damit er mein Interesse besonders wecken sollte, mußte ich seiner ungenügenden Frankierung wegen noch Strafporto zahlen!) Aber ich kann nicht sagen, daß mir Ihre Stellung zu jenen jämmerlichen Außerlichkeiten sympathischer geworden wäre, als nach der Lektüre des ersten Briefes. Sie verbeißen sich mit bedenklicher Zähigkeit darauf, daß man Ihnen nicht die entsprechende Ehre erwiesen hätte und können nicht darüber weg. Haben Sie den Ausdruck „Schalenleben“ noch nie gehört? Wer sich nur mit der Konservierung der Schale beschäftigt, schädigt den Kern der Persönlichkeit. Es gibt nichts so Unverschämtes, als die Schale, wenn man sie erst hochkommen läßt. Sie verdicke nach innen, bis der Kern zusammenschrumpft oder ganz zugrunde geht. Zu dünnschalige Menschen haben es auch schwer, aber wenn dabei

der Kern wächst und dadurch die Schale immer mehr Nebensache wird, haben sie schließlich für die Ewigkeit doch gewonnen. Jene Angriffe, über die Sie klagen, trafen nur die Schale; darum lassen Sie sich nicht weiter davon anfechten. Sorgen Sie lieber, daß Jesus im Kern Ihrer Persönlichkeit zu seinem Rechte und seiner Wirksamkeit kommt.

H. R. G. Herzlichen Dank für die Zusendung, aber für gewöhnlich gestattet es uns unser Selbstgefühl nicht, bereits schon gedruckte Sachen nochmals zu bringen. Schlecht wäre die Skizze sonst nicht. Wenn Sie mal so etwas ähnliches als Original einsenden wollten, wäre es sehr annehmbar.

H. R. Auf eine solche Frage „Warum war Golgatha notwendig?“ kann ich nicht in wenig Zeilen antworten. Lassen Sie sich aus dem Orient-Verlag, Potsdam, Große Weinmeisterstr., für eine Mark den Vortrag von Dr. Lepsius kommen: Das Kreuz Christi. — Das Rätsel der Gottessohnschaft Jesu geht über unser Begreifen; darum müssen wir es glauben. — Jesus konnte doch, als er in Menschengestalt bei seinen Jüngern weilte, unmöglich verlangen, daß sie zu ihm beten sollten! Sie redeten ja mit ihm, als dem Menschensohn, dem Vertreter der Menschheit. Das wurde erst anders nach seiner Erhöhung.

H. R. Aus den Unglücksfällen der Luftschiffer kann ich noch nicht den Schluß ziehen, daß Gott diese Art Verkehrsmittel verboten habe; die Schrift weiß nichts von solchem Verbot.

Gräfin B. Seit Ende Juli habe ich nichts Derartiges in Erfahrung bringen können.

H. R. Denken Sie sich einen Kreis, dessen Mittelpunkt Jesus ist. Jeder Radius (vom Mittelpunkt nach der Kreislinie gezogen) hat eine etwas andere Richtung als der andere; keiner schneidet und stört den anderen. Nur eine von außen durch den Kreis gezogene Linie, die den Mittelpunkt nicht berührt, schneidet und stört die Radiuslinien. Darnach entscheiden Sie über das Verhältnis der Gläubigen, die wirklich Jesum zum Mittelpunkt haben und das Benehmen jenes „Bruders“, über den Sie Auskunft wollten.

Sophie. Der Herr hat den Rückfall an der schwächsten Stelle bei Ihnen eintreten lassen, weil Sie nicht in allen Punkten der Lebensführung ihm gehorchten und vertrauten. Er wußte wohl, daß dergleichen Sie am tiefsten demütigen würde. Nun aber kennen Sie Ihre ganze Schwäche! Lernen Sie jetzt auch seine ganze Stärke kennen durch tägliche, rückhaltlose Übergabe Ihres Lebens an Jesus. Der Herztrieb der Pflanze, die Stelle, mit der und an der man eigentlich sein Personleben führt, muß Jesus in seine Hände bekommen. Wollen Sie? Er will schon lange!

„Jesu juva.“ In diesem Fall ist Umarmen und Küssen von seiten des verheirateten Geistlichen eine Schurkerei! Weiß er, daß Sie im ernstesten Kampfe stehen, die sträfliche Neigung aus der Seele zu reißen, dann begeht er ein schweres Unrecht mit dergleichen. Gehen Sie unter keinen Umständen mehr in sein Haus. — An Ihren Wohnort komme ich sobald nicht. Sie müssen sich an Jesus emporkranken, damit Sie von seinen Knechten in jedem Sinne loskommen.

H. R. Jedesmal, wenn mir die betreffende Skizze wieder in die Hand kam, spürte ich die innere Mahnung: Laß sie weg! Außerdem ist stets Überschuß an Stoff.



Christlicher Notizkalender. Verlag von Hloß-Neumünster. Preis geb. 1 M.

Praktisch und billig. Ähnlich dem Amtskalender für Pfarrer wäre dieser etwa für Pfarrfrauen oder Töchter, die in der Reichsgottesarbeit stehen, gedacht.

Christlicher Hauskalender. Verlag von Ernst Kaufmann, Lahr in Baden. Preis 0,75 M.

Dieser geht schon zum 12. Male uns durchs Jahr begleitende Abreißkalender ist vielen Lesern dieses Blattes ein treuer Freund geworden. Auch dieser Jahrgang bewährt seinen alten Ruf und sei bestens empfohlen. R.

Wilhelm Schlatter, Rudolf Lehler. Basel, Missionsbuchhandlg. 2,40 M.

Ein ergreifendes Lebensbild! Wieviel Not haben doch die Pioniere der Mission durchmachen müssen, um die ersten Fundamente zu legen! Für jemand, der sich die Mühe machen will, ein paar originelle Missionsstunden selbst auszuarbeiten, eine wertvolle Fundgrube.

Adolf Mufschg, Perlensucher. Zürich, Verlag von Orell Füssli.

Diese Erzählung ist etwas Apartes. Schweizerische Anklänge in der Sprache, schöne charaktervolle Partien, Ansätze zu künstlerischer Vollenbung und das Ganze eigentlich eine Befehrungsgeschichte in bester Form; aber hin und her hat man den Eindruck, als müßte etwas unnützes Beiwerk von Gefühl weggeschnitten werden. Wenn der Verfasser, von dem ich noch nie etwas gehört oder gelesen, sehr jung ist, läßt sich von ihm noch viel Schönes erwarten; oder ist es vielleicht eine Dichterin, daß das Gefühl eine solche Rolle spielt.

D. Fr. Sashagen, Aus dem amtlichen Leben eines alten Pastors. Ungleich, Leipzig. 5 M.

Es ist sehr zu bedauern, daß dieses wertvolle Buch nicht von einem literarischen Beirat gekürzt worden ist. Die Breite der Reflexionen stört neben dem hohen Preise (bei 272 Seiten!) den Erfolg, den es sonst haben müßte. Was sind da für köstliche Schilderungen aus dem Amtsleben in Dorf und Stadt! Wie manches tiefgründige Urteil über Probleme, die uns alle angehen! — Der scharfe lutherische Standpunkt des Verfassers ist in manchen Fragen nicht der meine, aber die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in allen Stücken muß dennoch imponieren. Wenn die eigentlichen Schilderungen mit kurzen prinzipiellen Auseinandersetzungen zu einem billigen Büchlein verarbeitet wären, könnte man einem solchen einen großen Erfolg weisagen.

Hermann Schmökel, Die Leute von Mudenborn. Potsdam, Stiftungsverlag. 3 M.

Eine kleine Perlenkette von kleinen Skizzen; es ist gut, daß keine davon auf die Erde gefallen ist. Originale, wie sie in unserer hastenden, nivellierenden Zeit selten werden, sind hier mit einem feinen Pinsel gemalt, wie ihn nur ein richtiger Menschenkinder zu handhaben weiß. Es ist auch meistens Oberlicht auf diese Bilder gefallen, daß man sich des Sterbens solcher schlichter Goldherzen freuen kann; für sie gibt's noch einen Ruf: „Kommet wieder Menschenkinder..“

E. von Maltzahn, Das heilige Rein. Roman aus der Gegenwart. Bahns Verlag in Schwerin. Geh. 4.20 M., geb. 5 M.

Mit welcher Spannung ich dieses Buch gelesen habe, kann sich jeder denken, der mein „Um die Kanzel“ kennt. Ist es doch in der Hauptsache ein ganz ähnliches Problem, dort, wie hier. Nur daß im „heiligen Rein“ das Persönlichkeitsideal des Christentums mit Nießches Ideen kämpft. Weggelassen hätte ich die Anknüpfung an den Kongreß für freies Christentum und die Szene des Bekenntnisses des Holländers etwas weniger theatralisch gestaltet. Sonst ist das Buch nobler und feiner als meins und wird den Damen mehr gefallen als meins. Die glänzende Sprache und seine Beobachtungsgabe werden neben der Überzeugungstreue jedenfalls ihren Eindruck nicht verfehlen.

Wilhelm Speck, Ein Quartett-Finale. Novelle. Berlin, Barnack. 1.60 M.

So etwas schreibt nur ein wirklicher Dichter. Mit wenigen losen Strichen ein ergreifendes Bild. Nur wenn man das Menschenherz wirklich kennt, wie es weint und lacht, und liebt und leidet, versteht man die Lösung: „Aushalten!“ in ihrer ganzen Wucht.

Rudolf Bömel, Petrus und Johannes, ein Freundespaar. Barmen, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes. 1.25 M.

Für Jünglingsvereine und christliche Laien, die sich an der Hand der Schriftstellen, die mitgenannt sind, überzeugen können, daß die Aussagen über diese zwei Freunde richtig sind, eine empfehlenswerte Lektüre für Sonntagsnachmittage.

Dr. Th. Gaering, Persönlich-Praktisches aus der christlichen Glaubenslehre. Calw und Stuttgart, Vereinsverlag. 1.40 M.

Zunächst berührt die vorsichtig abwägende, fast möchte ich sagen lebenswürdige Form des Tübinger Professors sehr sympathisch, in die er seine Auseinandersetzungen kleidet. Dann aber ist für jeden Theologen (andere werden das Büchlein schwerlich mit Verständnis lesen können) interessant, wie er trotz Bibelkritik und Religionsgeschichte soviel als möglich vom Werte der christlichen Wahrheit herausrettet oder in ein solches Licht zu stellen sucht, daß der positive, wie der radikale Gegner in einer Art von Beschämung zugeben muß: ich bin mit meiner Rechthaberei zu weit gegangen!

Ertaugott Schöllh, Samuel Sebich. Basel, Missionsbuchhandlung. 2.40 M.

Eine solche gründliche, offenerzige Lebensbeschreibung, die auch die Ecken und Härten dieses gewaltigen Einspänner nicht verschweigt, wird sicherlich dem Christentum und der Mission nur Freunde gewinnen. Wir sollen nichts zu beschönigen suchen; es bleibt dann erst recht viel zum Preise Gottes übrig!

M. Köppen = Bode, Leute vom Moorrand. Warnck Verlag, Berlin. 4 M.

Diese Charakterbilder aus Ostfriesland hatte ich sofort nach ihrem Erscheinen rezensiert. Die Besprechung ist aber bei mir oder beim Verlage verloren gegangen und muß jetzt wenigstens kurz wiederholt werden. Mit liebenswürdigem Humor und ernstem Einschlag werden hier Originale von der Wasserkannte gezeichnet, wie sie dort wohl jeder noch kennen gelernt hat, der Augen hat, um Menschen zu sehen. Aber sie sterben aus; unsere Zeit nivelliert nicht nur Wiesen, sondern auch Menschen. An Erdgeruch und Heimatkunst kann man in diesem Buche seine Freude haben.

D. Dr. R. Grundemann, Die Grenze des überfinnlichen. Leipzig, Hinrichs Verlag. 60 S.

Das ist ein höchst origineller Versuch, den heutigen Streit der religiösen und wissenschaftlichen Welt, wenn nicht zu schlichten, so doch zu mäßigen! Eine Grenzwahe tritt zwischen die beiden kriegführenden Parteien! Jeder Gebildete sollte das Heft lesen.

Von demselben: Der Monismus und die Bekämpfung desselben. Im gleichen Verlag. 60 S.

Originell ist auch dieses Heft; nur glaube ich kaum, daß der Monismus im praktischen Leben auf diese Weise überwunden wird. Solange jemand den gefälschten naturwissenschaftlichen und philosophischen Fundamenten des Monismus noch traut, pflegt er für alles andere immun zu sein; es sei denn, eine innere Erfahrung, die er selbst macht, wirft alle Vorurteile über den Haufen.

Quittung

Für die Ausfähigen Indiens sind wiederum Gaben zu quittieren mit bestem Dank:

E. v. St., Düsseldorf 5 M.; M. W., Würzen 10.05 M.; M. G., Königsberg 50 M. Die Sammlung hat damit die schöne Höhe erreicht von 678.85 M.

K a s t a t t, den 1. Dezember 1911. G a n s K e l l e r, Divisionspfarrer.

Reiseplan

10.—17. Jan. Dresden.

18. Jan. Öybin.

1.—11. Febr. Posen.

13. 14. 15. Febr. Görlik.

25. Febr. Freiburg i. B. (Missionsabb.).

3.—10. März München.

12. März Gießen.

13.—22. März Wiesbaden.

Nach Ostern Schwelm, Danzig, Köslin,
ev. noch Missionsfeste in Wolmirz-
leben und Oschersleben.

Psalm 53, 7.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 5

Februar 1912

10. Jahrgang

„Aller Schöne Meister“

Ihr redet viel von Kunsterziehung,
 Von Ethik und ästhetischen Genüssen,
 Und werdet „E i n e s“ still noch lernen müssen:
 Die Kunst allein führt niemals zur Vollendung.

Der Pfad ist steil, der euch zu Höhen führet.
 Ihr werdet oft sehr einsam sein.
 Doch kann die Kunst euch nie befrei'n,
 Wie leuchtend sie auch unsere Pfade zieret.

Nur einer schafft aus uns gottbolle Geister.
 Und alle Kunst ist nur ein Widerschein
 Der grenzenlosen Ethik und Ästhetik fein,
 Denn „Er“ allein ist aller Schöne Meister.

Meta Holland, stud. med.





Vom Tun der Rede Jesu

(Ansprache auf einem Jünglingsvereinsfest.)

Matth. 7, 24: „Wer diese meine Rede höret und tut sie...“

Viele setzen sich bei einem solchen Fest im Kirchengestühl zurecht und erwarten vom Festprediger einen besonderen Genuß: er soll eine süße Melodie anstimmen, die mühelos die Hörer in die Stimmung feiernder Andacht bringt. Man möchte bei der Gelegenheit, wie man sagt, sich den Glauben stärken lassen und freudiger heimgehen, als man kam. Statt dessen richtet sich mein Text nur an die, welche Jesu Worte gehört und auch wirklich getan haben, — von den anderen wird heute abgesehen. Ja, kann man denn mit gutem Gewissen feiern und andächtige Gefühle pflegen, die einem die Seele streicheln, wenn man nichts getan hat? Ist die Arbeit für die Gesundheit eines jeden lebendigen Organismus eine der wichtigsten Bedingungen, dann muß das Nichtstun ein Zeichen von Erkrankung des religiösen Lebens sein und wer dabei kein Unbehagen spürt, hat an dem Mangel solcher Erkenntnis ein ernstes Anzeichen dafür, wie krank er ist!

„Wer diese meine Rede höret und tut sie“ — warum nicht weiterlesen? Weil uns doch zuerst nur die Tatsache angeht, ob wir etwas davon getan haben; was mit solchen Tatern weiter geschieht, folgt erst in zweiter Stelle. Gehört haben wir alle oft genug Jesu Rede, aber das bloße Hören ist kein Zaubermittel, als ob dabei ein unsichtbares Fluidum über uns sich ergösse und uns innerlich umgestaltete. Bloßes Hören, — dabei kann man die Augen schließen und sieht nichts von der Gefahr, die einem selbst droht und erlebt nichts von einer wirklichen Hilfe. Bloßes Hören, — dabei geht einen die Not der Brüder ringsum nichts an und man behält die Hände träge im Schoß. Beim Tun wäre es sofort anders: man muß da die Augen offen halten und die Hände regen! Was nützt aber die Wahrheit einer Lehre, wenn man sie nicht tut? Ein Naturgesetz wirkt sich nicht im Lehrbuch der Naturgeschichte aus, sondern draußen, wo man die Kräfte und Vorgänge nach seiner Anweisung wirklich werden läßt.

Am Eingang eines schmalen Tales, das langsam ansteigend dem Hochgebirge entgegen führte, ohne daß man in dem Dörfchen eine Aussicht auf die Alpen haben konnte, stand ein kleines armes Haus an der Straße. Ein lahmer Krüppel wohnte drin, der als Flickschuster sich sein spärliches Brot verdiente. Er hatte nie einen wirklichen Berg besteigen können, nie eine Hochalpe mit Gletschereis gesehen, aber er las allerlei darüber und schwärmte dafür. Fremden Touristen verstand er die Bergschuhe zu nageln und konnte kluge Unterhaltungen über Bergbesteigungen führen, vielleicht sogar manchem Neuling weise Ratschläge geben, wie man's machen solle, — aber er selbst war seit seiner frühesten Jugend nicht zehn Schritte aus seinem Dörfchen herausgekommen. Dem Manne gleichen viele Christen unserer Tage. Sie haben Begriffe, vielleicht richtige Begriffe über Wesen und Kraft des Lebendigen, wirklichen Christentums, aber sie selbst haben nie einen einzigen Schritt in dieser Richtung getan und nie die Kraft an sich selbst erlebt. Was nützt solch ein Hören und Wissen ihnen selbst? Was hat die sterbende Welt ringsum von solchen Begriffen? Und diese ganze Menschenwelt ist gleichsam Gottes „verlorener Sohn“, um den sich das Interesse des Himmelreichs dreht. Zu Auerbach im Odenwald steht an einem schönen Holzkruzifix „Die Not Gottes“; gemeint ist die Todesnot Jesu. Ich möchte in einem andern Sinn von einer Not Gottes reden. Die in Sünde und Gottesferne zugrunde gehende Welt macht ihm Not. Diese Not kann nicht durch Begriffe, Gedanken und Lehren gehoben werden, dafür sind die Realitäten des Bösen zu schaurig, schwer und niederdrückend. Da muß etwas getan werden.

Darum hat sich Jesus bei seinem Kommen nicht mit einer Reihe von Reden, mit neuen Begriffen und Gedanken begnügt, sondern ihm war die Hauptsache das Tun. Dreißig Jahre lang tat er im Wachstum und in der Stille von Nazareth des Vaters Willen; drei Jahre lang tat er als Lehrer seines Volkes in Wort und Wunder der Gnade des Vaters Willen und dann kam der dadurch vorbereitete Höhepunkt: drei Tage lang tat er im Leiden und Sterben und Auferstehen, was den Jammer der Welt wenden soll. Man nennt diesen Kern des Evangeliums die Heilstatfachen. Tatsachen, — Wirklichkeiten, die durch Tun entstanden sind. Daran müssen wir heute zuerst denken. Sein Tun rettet uns, sonst hätte hier unter uns keiner Trost in seinem Jammer, keiner Kraft zum Kampfe, keiner Vergebung seiner Sünden, keiner Aussicht auf ewiges seliges Leben. Als wir dem Tun Jesu anfangen zu glauben, da fing dieses Tun an für uns und an uns zu wirken. Lebensströme

regten sich, Kräfte bewegten sich und wir spürten ihre Wirklichkeit. So schlummern in der Natur in verschiedenen Stoffen verschiedene ruhende Kräfte; erst wenn sie unter gewissen Bedingungen zusammenkommen, flammt die neue Tatsache, das neue Werden auf. Wenn das Tun Jesu mit dem Elend des Menschen durch Glauben zusammengebracht wird, entsteht das neue Leben. Willst du das erfahren, dann tue einen Schritt auf Jesum hin und nimm seine Gnade an!

Wer unter uns sich als lebendigen, wirklichen Christenmenschen weiß, der muß solch eine Wirkung des Tuns Jesu an sich erfahren haben. Aber damit ist die Wirkung des Tuns Jesu nicht abgeschlossen; da darf sie nicht abbrechen, sondern sein Tun will unser Tun hervorrufen. „Gleichwie mich mein Vater gesandt hat, also sende ich euch!“ War Jesus gesandt worden, um der Not der Welt, die Gottes entbehrte, zu steuern, so ist dieser Triebgrund heute noch nicht ausgeschaltet. Die Männer, die einst diesen Verein ins Leben riefen und die heute als Leiter und Pfleger an ihm arbeiten, sie alle haben damit Ernst gemacht: wir müssen etwas zur Rettung der gefährdeten jungen Männer tun. Und alle die Jünglinge, die in dieser Arbeit wirklich gewonnen und bewahrt wurden, können ihr Leben von oben gar nicht anders erhalten und wahren, als dadurch, daß sie wieder etwas tun von dem, was sie erlebt, als dadurch, daß sie an anderen arbeiten.

Die Not ist heute noch da, — sie scheint unter gewissen Strömungen der Zeitluft größer zu sein als je. Die Kluft zwischen Christentum und Gottlosigkeit ist breiter als je. In der Öffentlichkeit stehen die zwei letzten Parteien der Weltgeschichte immer deutlicher sich abgrenzend zum erbitterten Kampf sich gegenüber. Und dazwischen so viele weiche, junge Gemüter, die aus Angst davor, von den Kameraden ausgelacht zu werden, ihre edelsten Gefühle verstecken, als ob Beten und Bibellese eine Schande wäre. Außerdem regt sich gerade in diesen Jahren, wo sich der Charakter bilden soll, die Fleischeslust am stärksten und die Gefahr wächst, daß man um dieses heimlich glühenden Feuers willen den letzten Rest von Religion wegwirft. Da ist Not genug und man begreift es, daß die Warnungssignale greller tönen und die Anstrengungen verdoppelt werden sollen. Denn haben wir nur die junge Mannschaft von einem oder von zwei Jahrgängen an den Feind verloren, so ist das nicht gut zu machen, und so wächst seine Verführungsmacht lawinenartig.

Ist die Zeitlage so blutig ernst, dann kann man es mir nicht übel nehmen, daß ich meine Harfe nicht zu süßen Melodien gestimmt habe. Gegen die brutalen Tatsachen der Gottlosigkeit und der Fleischeslust hel-

fen keine Gefühle, keine Stimmungen, keine Begriffe, — sondern nur andere Thatfachen. Und diese anderen Thatfachen fallen nicht, wie Regen oder Hagel ohne unser Zutun vom Himmel, sondern es wird in allem Ernst darauf ankommen, daß die da Jesu Rede gehört haben, sie auch tun. Der Weg vom Herzen Gottes zum Herzen der Menschen geht fast immer nur durch ein anderes Menschenherz. In der erneuten, gehorsamen Nachfolge Jesu, in der persönlichen Hingabe des eigenen Wesens und Willens an ihn liegt unser Anteil an diesen neuen Thatfachen; — das andere wird der Herr dann schon quellen und fluten lassen. Seine Kraftwirkungen liegen schon in der Luft; wo sich die nötigen menschlichen Werkzeuge darbieten, wird die Kraft offenbar.

Das gilt heute in erster Linie den Berufsarbeitern des Vereins und den Jünglingen, die als bewußte Christen schon Helferdienste tun. Was für irdische Niegel der einzelne an seiner Herzenstür wegzuschieben hat, damit Jesu Tun durch ihn offenbar werde, das muß der Geist Gottes durch Wort und Gewissen ihm sagen. Bei einem Missionsfest in Amerika fand der Prediger nicht den Schlüssel zu den Herzen; die meisten langweilten sich; manche sahen verstohlen nach der Uhr. Wie würde unter solchen Umständen die Kollekte ausfallen? Nach der Predigt, während der Kirchendiener mit einem zinnernen Teller die Gaben einsammelte, seufzte der Prediger um Gottes Hilfe. Im letzten Gestühl saß die kleine lahme zwölfjährige Marie. Gute Freunde hatten ihr vor einigen Monaten Krücken geschenkt, damit sie gehen könne. Seither kam sie regelmäßig zur Kirche. Jetzt, wo die Sammlung anfängt, hebt ihr kleines Herz. Sie hat keinen Pfennig. Eine innere Stimme sagt ihr: „Lege deine Krücken auf den Teller!“ Aber eine andere Stimme sagt: „Dann kannst du ja nicht mehr gehen! Die Krücken sind in den letzten Monaten deine einzige Hilfe gewesen.“ Der Kirchendiener kommt näher. Wieder heißt es in Mariens Seele: „Ach, Jesus, verlange es, gib deine Krücken her!“ Mit Tränen in den Augen legt sie ihre Krücken auf den Gabenteller. Der Kirchendiener verstand das und hielt sie auf dem Teller fest. Als er aber damit durch die Kirche zurückging, gab es eine allgemeine Aufregung. Alles kannte das arme lahme Kind und man schaute sich nach ihr um und die Reichen schämten sich, daß sie so wenig gegeben hatten. Hier und da stand ein Herr auf und gab hundert, zweihundert oder mehr Mark, um Mariens Krücken wieder loszukaufen. So ergab die Missionskollekte eine ungeheure Summe und Marie erhielt ihre Krücken wieder.

So etwas schwebt mir heute auch vor. Nicht nur im Geldpunkt, auch im Geschehen von Gottes Thaten anderer Art unter uns, kann es auf ein

anspruchsloses Vereinsmitglied ankommen, daß es heute Jesu Rede hört: „Gib deine Krücken her!“ Das Gehorchen in einem solchen kleinen Punkt kann wie der Anfang einer Lawine sein. Dadurch erst wachen andere auf und merken, was sie versäumt und unterlassen haben und in kurzer Zeit kann durch ein einziges solches Tatbeispiel ein ganzer Verein verändert, belebt, entflammt sein. „Gib deine Krücken her!“ Aber, es kann auch anders verstanden zu einer heilsamen Parole werden. Krücken sind Stützen, auf die sich der Lahme allmählich gelernt hat zu verlassen. Vielleicht sind das Dinge, die dem völligen Vertrauen und der völligen Nachfolge im Wege sind. Der einst Lahme heilte durch sein Wort, der will vielleicht auch heute, sobald du deine geistigen Krücken hergibst, an dir ein Wunder tun. Nicht nur sein Tun weckt dein Tun, sondern dein Tun ist wie ein Magnet, der sein Eingreifen herabzieht. Verstehe es ein jeder, wie es auf ihn paßt, — wenn nur die Losung ein Echo der Tat findet: „Gib deine Krücken her!“

Es dreht sich aber noch um einen anderen wunden Punkt solcher Vereinsarbeit. Die angestellten Berufsarbeiter sind oft überbürdet mit anderen Aufgaben; die jungen Leute, die am meisten mithelfen, opfern nach angestrenzter Arbeit in ihrem irdischen Beruf ihre wenigen freien Stunden am Werktagabend oder Sonntags. Große pekuniäre Leistungen sind von ihnen erst recht nicht zu erwarten. Wo aber ist die christliche Gemeinde? Ist hier nicht eine passende Gelegenheit das zu sagen? Man meint, die wenigen Angestellten der inneren Mission hätten die Arbeit des praktischen Christentums allein zu leisten und die meisten Gemeindeglieder glauben, sich von der persönlichen Verantwortlichkeit mit dem winzigen Jahresbeitrag losgekauft zu haben. „Wer diese meine Rede höret und tut sie...“ Wir haben heute von der Bedeutung des Tuns gesprochen. Das ist die Kraft des Katholizismus, die ihn trotz der Angriffsflächen, die seine Lehre bietet, durch alle historischen Stürme getragen hat, daß er stets eine Menge tüchtiger Persönlichkeiten aufweisen konnte, die im hingebenden Tun ihre Stärke hatten. Das ist die Kraft der Heilsarmee oder jeder Sekte, daß, wo die Lehre sich nicht mit unseren Begriffen vom Evangelium messen kann, dort die Tatsachen eines hingebenden Lebens lauter reden, als Begriffe. Und das ist bei vielen Evangelischen der schwächste Punkt. Sie halten sich für gläubig und können je nachdem auf die Reinheit ihrer Lehrauffassung pochen, aber ihr Herz weiß nichts von den Begriffen des Kopfes und wenn das Herz auch mal warm würde, dann fehlt dem also gestimmten Herzen die Hand zur Tat! Niemand kann satt werden dadurch, daß andere Leute

für ihn essen; niemand kann Vergebung seiner Sünden erhalten dadurch, daß andere für ihn glauben; — nun sollte man mit der gleichen Selbstverständlichkeit fortfahren: niemand kann Jesu Jünger sein, der nur andere für sich bezahlt, daß sie Jesu Willen tun. Das Reich Gottes kommt nicht durch Gefühle und Begriffe, sondern durch gottgemähes Handeln.

Ach, da möchte man heute eine solche große Versammlung werben für die Arbeit! Was ließe sich nicht aus den Mitteln an Zeit, Kraft, Geist, Geld und Einfluß, die bis heute tatenlos oder Jesuslos verzettelt worden sind, für seine Zwecke schaffen! „Der Meister ist da und ruft dich.“ Wenn jetzt eben jemand hereinkäme und brächte die Nachricht: Jesus ist in Knechtsgestalt wieder auf die Erde gekommen und befindet sich in der und der Straße unserer Stadt in dringender Not; er braucht heute Abend noch Geld, Nahrungsmittel, Kleider, — was gilt's, es gäbe ein Geläufe und Gedränge nach jenem Haus und eine Flut von Gaben ergösse sich dahin. Nun, hat er nicht gesagt: Was ihr getan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan...? Damit hat er die Not seiner Gläubigen, aber auch der Reichsgottesarbeiten in aller Welt zu seiner Not erklärt; er hat sich mit ihnen zusammengebunden. Er ist in der Not, die der Unglaube und die Sünde wie sturmgepeitschte Wellen gegen solche Vereine heraufführt, — er wartet auf unser Tun! Heute, hier wartet er auf dich! Was wird deine Tatantwort sein auf seinen Ruf? Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde, aber wer die Rede Jesu hört und tut sie, der wird selig sein in seiner Tat!



Ein in seiner Not nach Rettung suchender Mann war in ernstem Gespräch mit seinem Seelsorger. Dieser zeigte ihm den Weg der Gnade und bat ihn, doch im Glauben den Heiland anzunehmen, ohne auf Gefühle zu warten. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ stammelte der arme Mann immer wieder, „ich müßte doch vorher etwas erfahren.“ Plötzlich rief er: „Aber, wenn ich jetzt sterbend wäre, so müßte ich es ja doch tun, sonst wäre ich verloren.“ Und mit von Tränen überströmtem Antlitz betete er: „Herr Jesu, ich nehme deine große Gnade an, wie wenn ich jetzt sterbend wäre.“ — Ja, wie die Sterbenden nehmen wir dich an, du Heiland der Verlorenen und finden in dir das Leben.

(Aus „In der Fessellust geborgen“ von Dora Rappard.)



Gott

In einer alten Dorfkirche im Osten Deutschlands fand ich einst um den Altar gelegt große, graue Steinplatten — verwittert, uralt — eine neben der anderen, mit Jahreszahlen und schwer zu entziffernden Namenszügen. Ich erfuhr später, daß dies die Begräbnisstätten der einst hier wirkenden Geistlichen wären. — Viel Menschenfüße und Tritte waren im Laufe der Jahrzehnte darüber hinweggegangen und hatten einen Namenszug, ein Wort nach dem anderen verwischt und zertreten, nur hier und da traten noch die ganzen Namen und vollausgeschriebenen Jahreszahlen hervor, die andern schwanen wie die darüber hinziehenden Jahre! Doch auf der einen Platte war alles abgetreten, nur ein heiliger Name noch stand in seiner ganzen Größe und Deutlichkeit da, — es war, als wäre er von unsichtbaren Händen geschützt worden vor Vernichtung der Menschen! Und ich habe das sichere Gefühl, daß dieses Wort bestehen bleibt und gehen noch einmal Jahrhunderte darüber! Es ist ein Ewigkeitswort: Gott! Ich habe es mir lange sinnend angeschaut und bin dann mit heiliger Ehrfurcht und Andacht still hinausgegangen — zurück in die Welt, ins Menschenleben! — — — Wie viel Blicke, wie viel Worte traten mir dort auf dem Antlitz der Menschen entgegen, doch auf wie wenigen fand ich dieses Wort mit leuchtender Deutlichkeit ausgeprägt! Da hatten viele, viele ihre Namen in großen Lettern aufgezeichnet. Dort hatte das Leid seine tiefen, schmerzvollen Furchen gezogen. Und dort hatte das strahlende Glück mit seinen Sonnenstrahlen seinen Namen geschrieben, hatte wie duftiges Frühlingsgrüßen ein rosiges Licht darüber gebreitet und lachende Fröhlichkeit in funkelnde Augen gestreut. Hier aber — wie weh das tut — hat eine grenzenlose Verbitterung ihre schärfsten Zeichen gezogen, so tief, als könnten sie nie wieder verlöschen. Und hier, welch schwellende Leidenschaft in den heißen, begehrenden Augen, um den zitternden Mund! Und frech und schamlos hat dort das Laster Besitz genommen von einem Menschenangezicht und es entstellt zur niedrigsten Säßlichkeit! Dort aber in tiefflaren Augen, auf hoher Stirn hat edle Klugheit ruhevoll ihren Namen geschrieben.

Wie milde, wie hoheitsvoll und herzerwärmend tritt uns dort die Liebe entgegen, sie hat ihre Herzensziffern geschrieben mit segnender Hand. Und daneben hat ein Strahl himmlischer Güte wie ein Heimatsgruß gewirkt. Dort ist der Anfangsbuchstabe des einen heiligen Wortes! Und hier tritt es uns ganz entgegen mit seiner Leuchtkraft! Und wir senken die Augen tief hinein, können uns nicht satt schauen an der Herrlichkeit, und wir halten den Atem an und lauschen der tiefen Sprache inmitten des bunten Welttrubels! — Doch wie selten ein solches Antlitz, auf dem Gott seinen Namen verzeichnet! Es halten ihm die Menschen nicht stille — von dem irdischen Leben lassen sie sich zeichnen Namen auf Namen, doch von dem Ewigkeitsleben lassen sie sich nicht berühren! — —

Das alles gab mir das eine stehengebliebene Wort auf grauer Grabtafel, in stiller Dorfkirche, zu denken. Wie ist es doch so oft, daß uns an den verborgensten Plätzen ein ungeahntes Himmelslicht ins Herz leuchtet — ein Wegweiser zur Heimat, den wir nimmer im lauten Treiben der Welt gefunden. In der Stille, wo kein Laut uns stört, spricht Gott mit uns, in der Einsamkeit zeigt er uns seinen Namen, den wir dort draußen so oft vergessen, hier hat er uns ganz für sich, da sehen unsere Augen leuchtend zum Himmel, zur Heimat aus, und unsere Lippen sprechen leise: mein Gott!

A. Eitner.



Ohne Bildvorstellung kann der Mensch nicht sein, auch die Wissenschaft nicht, denn auch ihren Begriffen liegen Bilder zugrunde, wie jedem Wort, jedem Buchstaben. Und nun taucht aus dunkler Tiefe die Phantasie empor, diese Beherrscherin der Sinne, uns zur Wonne, uns zur Qual diese Bilder herborzurufen und zu mischen. Welche Reiche weiß sie zu bilden, wie unermesslich groß wird ihr Gebiet. Willkür wie Gesezmäßigkeit haben darin Amt, Gefühl und Schachspielklugheit, Böses und Gutes, Unreines und Reines wirren sich da, und der Mensch ist oft führerlos dem Traum und der Geisterwelt überantwortet. Da fühlen wir, in welchen Fesseln wir liegen, und starren die Gefahr an, die uns umgibt. Und gerade hier sind wir im Bereiche der Kunst.

Wie können wir den Gefahren dieser Macht entgehen? Ich weiß nur ein Mittel: wir müssen Phantasie durch Phantasie bekämpfen, Bild durch Bild. Dem wird es gelingen, der Sein Bild anzuschauen vermag.

(Prof. Wilhelm Steinhäusen.)



Christus consolator

Der Jüngling:

Bestaubt, zerschliffen ist mein Pilgerkleid;
Wund sind die Füße, denn der Weg war weit,
Fast endlos weit —, und bin nun doch am Ziel,
Wohin ein jähes Sehnen mich befiel,
Als ich nach dem Genuß der Welt gegiert,
Nach jener Luft, die den Verdruß gebiert,
Den Tod von dem, was edel, wahr und rein ...
Für's Wesen tauschte ich den hohlen Schein.
Und bin nun doch am Ziel, vom Elend los!
Hier knie ich, gebückt in deinen Schoß.
O laß mein Herz an deinem Herzen ruhn;
Ich bin so müde von dem eitlem Tun.

Der Heiland:

Mein Kind, mein armer, mein geliebter Sohn,
So bitter und so hart war deine Fron!
Nun hat dich endlich doch mein Ruf erreicht:
„Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“
Komm, birg dein müdes Haupt an meiner Brust;
Dich liebzuhaben ist ja meine Lust,
Dir zu vergeben ist mein Heilandsstun,
Der, den du heiß ersehnt, umfaßt dich nun!
In meinen Armen ist dein Zufluchtsort;
Mein Allerbarmen stützt dich nicht mehr fort,
Mein Kreuz gibt dir das gült'ge Unterpfand:
„Ich hab' gezeichnet dich in meine Hand!“

* * *

Und bei den Engeln Jubelklang man hört,
Ob einem Sünder, der zurückgekehrt. —

B.

Ab. St.





Wie Peter aus Liebe zu Jesu Feind des „Christentums“ wurde

Von Ludwig Weichert, Stuttgart.

(Schluß.)

Die Zeit ging ihren Lauf, Peter besuchte regelmäßig die Versammlungen. Er war wieder der bescheidene, stille Peter, der den Eindruck machte, als ob er wegen seiner bloßen Existenz um Verzeihung bitten wolle. Man versuchte, ihm freundlich zu begegnen, wurde aber jedesmal verlegen, wenn Peter seine großen, beseelten, selten prächtigen Augen aufschlug. Man sah ihn eigentlich nicht mehr gern. Ein halbes Jahr war seit jenem merkwürdigen Abend vergangen. Da schlich Peter am Ende einer Bibelstunde wieder einmal vor und bat den leitenden Bruder ums Wort. Der erteilte es ihm mit der Bemerkung: „Bruder Peter wird sich gewiß nicht hinreißen lassen, lieblos zu kritisieren. Sonst müßte ich ihm zu seinem Besten das Wort entziehen. Nicht wahr, lieber Bruder, Sie mäßigen sich?“ Peter stand da. Er begann nicht gleich mit seiner Rede. Er wartete, bis Ruhe herrschte. Wehen Blicks sah er dem größeren Teil der Versammlung nach, der sich in fluchtähnlicher Eile entfernte. Jetzt war Stille.

„Ich möchte nur einmal anfragen, was sich geändert hat seit meiner Rede vor einem halben Jahr? Ich habe beobachtet, daß alles geblieben ist, wie es damals war. Langsam, aber sicher geht deutsch-christliches Familienleben zugrunde. Ich habe nicht eine Familie kennen gelernt, die dem Notschrei eines erkennenden Herzens Gehör gegeben und geholfen hätte. Alle haben sich an der Wahrheit geärgert, weil sie ein junger Mann sagte. Aber ich glaube, wenn sie ein alter Mann, ein alter, bedeutender Mann sagen würde, wäre es auch ergebnislos. Man ist so fromm, daß die Wahrheit keinen Eindruck mehr macht. Wenn man Bußrufe hört, denkt man: Ach, wenn der oder die, wenn die Menschheit doch darauf hören wollte! Man selbst ist durch Frömmigkeit unempfindlich geworden gegen Bußrufe. Ich schweife ab. Ich wollte nur feststellen, daß alles im alten Trott weiter geht. Überhaupt möchte ich einiges fest-

stellen. Ich stelle fest, daß seit Jahren die Teilnehmerzahl an unseren Versammlungen nicht gewachsen ist. Ich stelle fest, daß in den meisten bewußt bibelgläubigen Körperschaften unseres Ortes Stagnation herrscht. Ich stelle fest, daß in Evangelisationsvorträge und ähnliches zum größten Teil dasselbe Publikum kommt: 1. die Bibelfundenleute, 2. die Sektenmitglieder, 3. gewisse religiös interessierte Leute, die regelmäßig in jedem Jahr kommen und regelmäßig wieder irgendwo verschwinden, 4. ganz einzelne Neulinge, die auch zum größten Teil wieder in Vergessenheit untertauchen. Ich stelle fest, daß kein Wachstum besteht, daß aber eigentlich auch kein Altern da ist. Das Schwungrad ist auf dem toten Punkt angekommen. Es fehlt die Kraft, die es wieder in Bewegung setzt. Es fehlt die Liebe, deren Brunnenstuben Jesu geweihte Familien sind. Wie kommt das? Man fordert viel auf zu furchtlosem Bekennen des Christentums vor der Welt, man mahnt, nur keine Menschenfurcht aufkommen zu lassen. Ich stelle fest: Wir brauchen unter uns nicht vor Menschenfurcht zu warnen. Ich warne vor dem Prozen mit einem Christentum, das gar kein Christentum ist und darum keine Anziehungskraft besitzt. Ich fordere auf, im stillen Kämmerlein höchste Vereinigung mit Jesu zu gewinnen, damit das Herz voll werde von Liebe. Dann wird sich diese Liebe schon nach außen auswirken und man wird in eurem Familienleben euer Christentum erkennen. Selig sind, die nicht prozen mit ihrem Christentum, denn sie werden Eindruck machen."

Beabend am ganzen Körper nahte sich der Teiler: „Ich muß zu meinem großen Schmerze Bruder Peter bitten, uns nicht weiter zu quälen. Wir wollen ja glauben, daß es ihm ernst ist, wir verlangen denselben Glauben für uns, die wir aus der Geschichte lernen und das geschichtlich Gewordene hochhalten. Wir wollen in Frieden auseinander gehen.“

Diesmal ging Peter aufrecht und festen Schrittes von dannen. Die Zurückbleibenden aber hofften, daß er nicht wiederkommen möge.

Warum soll die Geschichte von Peter noch lange fortgesponnen werden? Man erkundigte sich über Peters Wandel bei seiner Hauswirtin und bei anderen Leuten, die ihn näher kannten. Man erfuhr, daß er viel mit fragwürdigen Menschen verkehre, daß er häufiger zweifelhafte Gestalten auf seinem Zimmer versammle, daß er dort mit ihnen esse und trinke und — shocking — rauche. Neulich seien gar ein paar Damen in moderner Kleidung dabei gewesen. Eine habe auch Zigaretten geraucht.

Es war erwiesen: Peter war ein anstößiges Subjekt, ein verlorener Sohn.

Man ging zu ihm, man drang in ihn, man wollte ihn retten, ihn zur Buße und Reue treiben. Man warf ihm seinen Verkehr mit anrühigen Individuen vor. Da hatte Peter groß und klar seine Augen gezeigt und gesagt: „Das ist meine Gemeinde. Mit ihnen freue ich mich an der Liebe des Heilandes. Ich bin der frohen Zuversicht, daß mancher von ihnen sich Jesus ganz zu eigen gibt. Wollen Sie nicht einmal zu uns kommen?“

Man besuchte ihn nicht. Man besuchte auch eine Versammlung nicht, die Peter durch Karten einberief, und in der er reden wollte über das Thema: „Beste Versuch, Christen aufzumuntern, aus Christen Christen zu werden.“ Man hörte nachher, es sei niemand dagewesen.

Peter zog fort aus jener Stadt. Bald war er in jener Schar Christen vergessen.

An andern Orten mußte er gleiches erleben. Da ging er in die Einsamkeit. Er kreuzte meinen Weg. Wir redeten vom Christentum.

„Ich bin ein Feind des Christentums,“ erklärte Peter.

„Warum?“

„Aus Liebe zu Jesu.“

„Wie ist das gekommen?“

„Aus Liebe zu Jesu muß ich in der Wahrheit sein. Aber die Christen können die Wahrheit nicht ertragen, besonders dann nicht, wenn sie von einem jungen Mann kommt.“

„Aber Sie übertreiben, Sie gehen zu weit in Ihrer Verallgemeinerung. Es gibt doch Ausnahmen.“

„Die Ausnahmen nenne ich nicht Christen, sondern Jesujünger.“

„In Ihrer Jesujüngerengemeinde wird es bald das alte Lied sein.“

„Darum bleibe ich einsam.“

„Das ist doch grundverkehrt, krankhaft!“

„Was wollen Sie tun?“

Da bin ich schweigend gegangen. Ich denke noch über die Antwort nach. Es will mir nicht einleuchten, daß Peter die richtige Konsequenz aus seinen Beobachtungen gezogen hat. Welches ist die richtige Konsequenz?





Als Gast bei der Hochzeit einer indischen Witwe

Reiseerinnerungen von Hans Keller.

Man spricht in unseren Tagen viel vom „Erwachen“ Indiens, und es ist das keine Phrase, sondern eine Tatsache, von der in politischer Beziehung England, in sozialer Beziehung das indische Volk und in religiöser Beziehung die christliche Mission in den nächsten Jahren noch mancherlei wird zu spüren bekommen. Daß unter den Einflüssen, welche das „Erwachen“ Indiens zu Wege gebracht haben, das Christentum in erster Linie zu nennen ist, kann wohl niemand leugnen, welcher die Geschichte Indiens in den letzten hundert Jahren kennt. Es ist gewissermaßen, besonders im Bereich der größeren Städte, durch das Christentum eine ganz neue Atmosphäre entstanden, welche nun das Volk einatmet, ohne recht zu wissen, woher sie stammt. Unter diesem Einfluß sind alle die modernen Bestrebungen entstanden, welche das Volk national und sozial wollen erstarren lassen, welche Reformen auf ihr Programm schreiben, die dem indischen Empfinden geradezu ins Gesicht schlagen. Es sei das an einigen Beispielen gezeigt.

Die indische Religiosität verlangt strenge Absonderung von den niederen Kastenangehörigen. Sie zu berühren, überhaupt sich mit ihnen abzugeben, ist direkt Sünde. Wenn nun Vereinigungen entstehen, die es sich zur Aufgabe machen, an der Hebung dieser verachteten und gemiedenen Volksklassen zu arbeiten, so ist das einzig und allein dem Christentum zuzuschreiben, dessen Missionare man als Vorbilder in dieser Arbeit nimmt. Ebenso sieht man erst infolge der vom Christentum durchdrungenen Anschauungen es ein, daß die „heiligen“ Sitten der Kinderheirat, der Übergabe kleiner Mädchen an die Tempel zu einem Leben religiös geweihter Unsitte und ähnliches mehr ein Verbrechen am Körper des Volkes ist, und daß man sie hart bekämpfen muß. Überhaupt haben die christlichen Ideen und Grundsätze den Indern erst die Augen geöffnet über ihr namenloses Frauenelend und ihnen gezeigt, daß eben eine Besserung in dieser Beziehung nur eintreten kann, wenn für die etwa 25 Millionen Witwen (etwa eine Million Witwen unter 20 Jahren und etwa 100 000 Witwen unter 9 Jahren) das „heilige“ Verbot der Witwenheirat aufgehoben würde.

Unter diesen Bewegungen und Sekten des Hinduismus, die vom Geiste des Christentums berührt, angefangen haben, reformatorisch auf ihr Volk zu wirken, ist eine der bedeutendsten der Brahma Samadsch, dessen Gründer ein Brahmane von hoher Kaste war: Ram Mohun Roy.

Als Beamter im englischen Verwaltungsdienst stehend, war es ihm leicht, sich die englische Bildung auch in religiöser Beziehung anzueignen. Aber das genügte ihm nicht, besonders nicht, was die christliche Religion anbelangte. So machte er sich an die Arbeit und erlernte die beiden Grundsprachen der Bibel: hebräisch und griechisch, um dieses Buch im Original lesen zu können. Und dieses heilige Buch der Christen gewann einen immer größer werdenden Einfluß auf ihn. Trotzdem hielt er an seinem Hinduismus fest, suchte aber ihn von Auswüchsen und Mängeln zu befreien und durch christliche Gedanken zu bereichern. Unter dem Einfluß des Christentums begann er auch auf die sozialen Reformen Wert zu legen, die vorhin schon berührt wurden. In Calcutta schloß er seine Anhänger zusammen und gab dieser Vereinigung den Namen Brahma Samadsch. 1833 wagte er als erster Hindu von hoher Kaste die Reise über das Meer nach England, um hier für seine neue Religion Propaganda zu machen. Aber er vertrug das rauhe Klima nicht und starb in Bristol. Seine ganze unklare Stellung geht deutlich daraus hervor, daß er auf seinem Sterbelager die Taufe zurückwies und als frommer Hindu sterben wollte, dabei aber mit vollster Überzeugung sich zur Gottheit Jesu und zu seinen Wundern bekannte, wie die biblischen Berichte sie überliefern.

Es kann nicht Aufgabe eines nur allgemein orientierenden Berichtes sein, die weitere Entwicklung dieser Sekte, ihre inneren Streitigkeiten und Spaltungen genau zu schildern. Hier sei nur noch aus der weiteren Geschichte des Brahma Samadsch einer seiner größten Vertreter kurz skizziert, der ebenfalls durch seinen Versuch, Christentum und Hinduismus zu vermengen, zu keiner klaren Stellung gekommen ist. Es war Tschander Sen, der durch seine glänzenden und viel besuchten Vorträge in Indien und in England großes Aufsehen erregte.

Wenn man seine Reden liest, muß man geradezu staunen, wie nahe dieser Mann dem Christentum gestanden, das er dennoch wieder bekämpfte, weil er seine alte Religion für ebenso heilig und gut hielt. In einer seiner berühmtesten Reden sagt er unter anderem: *) „Die Mensch-

*) Der Wortlaut dieses und der folgenden Zitate ist der indischen Missionsgeschichte von Julius Richter entnommen.

heit seufzte unter der tödlichen Krankheit der Sünde und war am Abgrund des Todes. Ein Heilmittel war zu ihrer Rettung unumgänglich nötig. ... Jesus, der durch seine Weisheit eine finstere Welt erhellte, durch seine Macht sie rettete, dessen Blut 1800 Jahre lang solche Wunder getan, war er nicht über die gewöhnliche Menschheit erhaben? Gebenedeuter Jesus, unsterbliches Kind Gottes!“

Wenn man diese Worte hört, dann ist es doch wirklich nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, das sind Worte, die von jeder christlichen Kanzel ihre Wirkung nicht verfehlen würden, und das ist erst recht der Fall mit einer anderen Rede, die er einige Jahre später hielt. Er wirft darin die Frage auf, wer Indien eigentlich regiere und beantwortet sie dahin: „Nicht die Diplomatie, nicht die Bajonette beeinflussen unsere Herzen. Armeen haben nie die Herzen einer Nation erobert. Ihr könnt nicht in Abrede stellen, daß unsere Herzen berührt, erobert, überwunden sind durch eine höhere Macht. Und diese Macht ist Christus. Christus beherrscht Britisch-Indien, nicht das britische Gouvernement. Niemand als Jesus hat dieses köstliche Diadem Indien verdient.“ Und dann kommt der überschwengliche Orientale in ihm zutage, wenn er seine Rede schließt mit den Worten: „Zwanzig Jahre lang habe ich ihn geliebt in meinem elenden Herzen. Ich fand, obgleich oft verfolgt und beschmutzt von der Welt, immer Süßigkeit und unaussprechliche Freude in meinem Meister Jesus. Er, der Bräutigam, kommt zu euch! Möge Indien sich mit all seinem glitzernden Geschmeide schmücken wie eine Braut, damit es bereit sei, ihn zu empfangen.“

Und schließlich noch aus einer seiner Reden sein Urteil über die christlichen Missionare in Indien. Er sagt da: „Wenn irgend einer Armee der Ruhm gebührt, Indien unterworfen zu haben, so ist das die Armee der Missionare mit ihrem Feldherrn Christus an der Spitze. Ihre Selbsthingabe und Selbstverleugnung, ihre Menschenliebe, ihre Gottesliebe, ihre Treue gegen die Wahrheit — das alles hat gefunden und wird immer mehr finden einen tiefen Platz in der Dankbarkeit unserer Landsleute. ... Gottes Segen und Indiens Dank wird daher immer Männern bleiben, wie diesen, Männern von Charakter und Wahrheit, Männern, die in vieler Beziehung erfunden sind als bereit, selbst ihr Leben zu opfern um des Zeugnisses der Wahrheit willen.“

Wer aber meint, daß dieser Mann, der solche begeisterten Lobeshymnen auf Jesus Christus hält, der mit Eifer für die sozialen Reformen in christlichem Sinne eintritt, schließlich den entscheidenden Schritt auch wagt und zum Christentum übertritt, der hat weit gefehlt. Trotz all

seiner Reformbestrebungen hat er selbst ruhig seine Tochter als Kind verheiratet, trotz all seiner christlichen Reden blieb er in seinem Alltagsleben weiter ein Heide. Er ist ein rechter Typus seiner Sekte, die ein anderer ihrer Vertreter ganz offen folgendermaßen charakterisiert: „Unsere Jünglinge erörtern ihre Reformpläne in ihren Klubs; aber sobald sie nach Hause kommen, stecken sie ihre fortgeschrittenen Anschauungen vorsichtig in die Tasche und beugen ihren Nacken ebenso geduldig unter das Joch der Sitte, wie ihre Vorfahren. Sie gehören in das 19. Jahrhundert, ihr Heim in das erste und diesen Weg müssen sie jeden Tag beim Schulweg vom Kolleg nach Hause zurücklegen.“

So nimmt man also in diesem Brahma Samadisch vom Christentum das an, was einem paßt und will seine alte Religion damit reformieren, führt aber diese Reformen mehr mit dem Munde, als mit der Tat durch. Man überschüttet den groben Götzendienst des Volkes mit Hohn und Spott, man untergräbt dadurch den alten Hinduismus und tut der christlichen Mission damit große Dienste, man verehrt Jesus, betet ihn geradezu an, steht staunend vor der Größe der christlichen Missionare, andererseits aber wird man zum erbittertsten Gegner des Christentums, das man mit allen Mitteln bekämpft, sobald einer aus den eigenen Reihen entschieden die Konsequenzen zieht und zum Christentum übertritt. Deshalb herrscht bei diesen Leuten eine Unklarheit und Verworrenheit in ihren religiösen Ansichten, daß es nur schwer ist, sich davon einen Begriff zu machen. Sie mögen noch so viel dazu beitragen, christliche Kultur und christliche Zivilisation in Indien zu verbreiten, im Grunde sind sie doch eine Gefahr und ein Hindernis für die Missionsarbeit; denn wer einmal in den Bann dieses verwässerten Christentums gezogen worden und an dieser Religionsmengerei Gefallen gefunden hat, besitzt meist nicht das Rückgrat, mit dieser Halbheit entschieden zu brechen und sich offen zum vollen Christenglauben zu bekennen.

Diese kurze Skizze mag genügen, um den Lesern ein kleines Bild zu geben von diesem Brahma Samadisch. Wie seine Anhänger religiös nicht entschieden sind, so ganz naturgemäß auch nicht in ihren sozialen Reformansichten. Mögen sie mit noch so großem Wortschwall für die Wiederbeheiratung der Witwen eintreten, es finden sich in ihren Kreisen doch nur ganz verschwindend wenig Eltern, die es wagen, ihr Kind, das schon in jungen Jahren Witwe geworden, zum zweitenmal zu verheiraten. Und noch geringer wird die Anzahl der jungen Männer sein, welche den Mut haben, ihre oft in Worten vertretenen Anschauungen in die Tat umzusetzen und einer Witwe die Hand zum Ehebunde reichen. Deshalb

war das ein sehr vereinzelter Fall, den ich auf meiner Reise erlebte, daß ich Zeuge einer Witwenhochzeit sein konnte.

Selbst die national begeisterten Hindu, welche im Europäer ihren Feind sehen, betrachten es andererseits als eine große Ehre, wenn bei ihren Festlichkeiten ein Europäer sich herabläßt und als Gast das Fest ziert. So benutzen auch die Anhänger des Brahma Samadsch jede Gelegenheit, um mit ihren europäischen Bekanntschaften zu prangen und laden sie gerne ein. Auf diese Weise kam ich zu dem seltenen Glück, eine Hochzeit in den ersten Kreisen Mangalurs — an der Westküste Indiens gelegen — mitmachen zu können. Durch den Präses des Canaradistrikts der Basler Mission, der auch zu diesem Feste geladen war, hatte der Brautvater von der Anwesenheit eines deutschen Reverends (englische Bezeichnung für Pfarrer) gehört und zögerte nun nicht, mich einzuladen. So erhielt ich denn eine ganz modern gehaltene, goldumranderte Einladungskarte zur Hochzeit folgenden Inhalts:

The Hon. Rao Sahib and Mrs. N. Subba Rao
present their compliments to
Rev. Keller
and request the honour of his presence at the
wedding of their daughter
Shrimati Parvati Bai
with
Shriman Lakshmana Rao
son of the late Mrs. Balsavar Ganapaya
on Saturday, the 22nd Oktober 1911 at 9. a. m.
at their residence in Merkara Hill, Mangalore.*)

Über die Braut erfuhr ich noch folgende interessanten Angaben. Ihre Eltern hatten, trotzdem sie als Anhänger des Brahma Samadsch Gegner der Kinderheirat sein sollten, doch ihre Tochter als kleines Mädchen verheiratet. Mit 14 Jahren war sie schon Witwe geworden. Dennoch hatte ein junger Mann, jedenfalls ein konsequenter Vertreter dieser Sekte, um ihre Hand angehalten und nun heiratete sie mit 22 Jahren zum zweiten Male.

(Schluß folgt.)

*) Inhalt ist kurz: Die Eltern ... geben sich die Ehre Rev. Keller zur Hochzeit ihrer Tochter ... mit ..., Sohn des verstorbenen ... am Sonnabend ... einzuladen.





Antwort auf den Brief eines jungen Gutsbesizers

Ihr Brief erheischt eine Antwort. Berufliche Arbeit, Sport und Jagd befriedigten Sie, machen Sie leiblich und seelisch gesund und gewähren Ihnen ganz prachtvolle Müdigkeit, die nach dem frisch-fröhlichen Tagewerk einen herrlichen Nachtschlaf verbürgen.

Famos! Und wenn ich nicht andere Aufgaben hätte, wüßte ich kaum welche, die mich mehr reizen könnten. Ich kann Ihren Standpunkt so weit vollkommen verstehen!

Wenn Sie dann hinzufügen, daß durch alles dies der Boden wenig aufnahmefähig für anderes ist, so scheint mir das — ob man es vielleicht auch bedauern kann — (der große Ernst des Lebens, wenn nicht des eigenen, so die allgemeine Lebensnot, würde ein solches Bedauern am Ende rechtfertigen) doch gleichfalls natürlich.

Nun aber schreiben Sie weiter, daß Sie Ihre Fehler kennen, daß Sie gleichmäßig gefaßt sind auf einen Strahl göttlicher Gnade, von dem Sie sich größtes Glück versprechen, wie auf heilsame Buchtmittel, die Gott Ihnen gegenüber vielleicht anwenden muß. — Und Sie fügen hinzu: „Hoffen Sie für später.“ Dieses letzte zuerst: Die Hoffnung, daß Gottes Herrschaft anerkannt werde, hege ich selbstverständlich für jeden Menschen, auf dessen Unterwerfung unter diese Herrschaft es dabei ja ankommt und in besonderem Maße hege ich sie natürlich für diejenigen Menschen, mit denen mich herzliche Gefühle verbinden. Aber keinerlei Meinung erlaube ich mir über die Frage, wie weit der einzelne dieser göttlichen Herrschaft etwa schon unterworfen sei, ob er's am Ende nicht in viel höherem Maße als ich selbst. In diesem — ich möchte sagen „allgemeineren“ Sinne werden Sie Ihre Äußerung auch gemeint haben. Dann ist dem nichts hinzuzufügen. — Sollten Sie aber meine Aufforderung, an der Konferenz teilzunehmen, als einen Befehrungsversuch meinerseits verstanden haben, dann hätten Sie sie falsch verstanden. Nein! Dabei leitete mich allein der Wunsch, Sie auf eine leichte Gelegenheit aufmerksam zu machen, geistig-geistliche Anregungen zu empfangen, über deren Mangel oder

wenigstens Seltenheit Sie mir manchmal klagten. Jene in gewissen Kreisen sehr beliebte Befehrsmanie ist mir von Herzen zuwider. Mehr, viel mehr als es bisher der Fall ist, wünsche ich ohne Worte, lediglich durch mein Wesen etwas von der Christenherrlichkeit darzustellen. Möge dann fragen, wen's innerlich trifft. Dann soll ihm Antwort werden. Aber Mittel und Mitteldchen verschmähe ich, es sei denn, daß eines Menschen Art oder die Situation, in der ich mich mit ihm zusammenfinde, mich zum unerfragten Reden zwingt.

Nun aber das andere, worin ich — verzeihen Sie die Offenheit — ein großes Mißverstehen dessen, worauf es ankommt im Christentum, sehe. Es handelt sich wahrlich erst im allerletzten Grunde um den Menschen, um Sie und mich! Ich sage damit nicht, daß es sich nicht um ihn handelt. O nein: Jesus starb für ihn. — Aber es handelt sich eben in erster Linie um Gott. Entweder ist er nicht, dann ist es ein Unsinn, sich um das, was wir göttlich nennen, zu kümmern. Dann haben wir lediglich zu erfüllen, was wir als sittliche Pflichten gegen die Allgemeinheit in den einzelnen Menschen erkannt haben. Dann haben Sie recht, in Ihrem Leben Befriedigung zu finden und das „andere“, was ja dann rein philosophische Betrachtungen wären, auf „später“ zu verschieben. — Oder aber Gott lebt, dann gebührt ihm — darüber kann kein Verständiger anderer Meinung sein — der erste Platz, und alles andere hat sich ihm unterzuordnen, selbst wenn es noch viel wichtiger wäre, als was Sie als Inhalt Ihres Lebens nennen.

Sie lassen die Frage in suspenso, Sie „warten geduldig auf den Strahl seiner Gnade,“ anstatt darnach zu arbeiten, wie nach einem tief vergrabenen Schatz! — Wäre Gott um des Menschen willen da, so hätten Sie recht: Mag er doch kommen, wenn er von mir was will! Das ist doch ungefähr der Standpunkt. Aber wenn Gott ist, so ist der Mensch (wie alles, alles) um Gottes willen da, und daß unter dieser Voraussetzung Ihr Standpunkt ein völlig unhaltbarer ist, werden Sie mir zugeben. Hat Gott nicht am Ende schon genug an Sie gewandt, daß Sie wohl auf ihn merken, ja um seine Erkenntnis ringen könnten, wie nach einem verborgenen Schatz? Können Sie wirklich noch besondere göttliche Veranstaltungen, sei es den Gnadenstrahl, der überwältigt, sei es das Leid, das läutert, mit dem Gefühl eines Mannes, der das zu beanspruchen hat, erwarten? Ich meine, es kann ebensowohl sein, daß Ihr ganzes Leben in gleichmäßig harmonischer Weise dahingeht. Wenn Gott nicht wäre — gut. Was wäre dann wünschenswerter? Aber, da er ist??? — — Sterben, Tod, ja Vernichtung würde Sie gewiß

nicht schrecken, selbst nicht ein jenseitiges Leben ohne Gott. Aber, wenn ich Sie richtig kenne, so würde der Gedanke, Ihre vornehmste Pflicht im Leben, diejenige Aufgabe, um deren willen Sie leben, versäumt zu haben, Ihnen doch nicht gleichgültig sein. —

Ich habe hin und her überlegt, ob ich Ihnen das schreiben soll oder nicht. Ich glaubte dann, es zu sollen: Wenn ich einen Menschen in einem Irrtum befangen sehe und die Möglichkeit habe, ihn auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen, so habe ich, glaube ich, auch die Pflicht dazu. ...

Eduard Le Seur.



Ein peinlicher Brief

Lieber Herr Amtsbruder!

Ihr Brief bringt mich fast in Verlegenheit; denn er stellt meine Fragen so radikal auf einen und denselben Punkt ein, daß man den Eindruck gewinnt, je nachdem wie ich antworte, wären Sie imstande, Ihr Amt aufzugeben! Sie sind predigtmüde, weil in zwölfjähriger Tätigkeit weder der Kirchenbesuch zugenommen hat, noch es Ihnen an irgend einem Ereignis oder Bekenntnis klar geworden wäre, daß Ihre Predigt einen nennenswerten Einfluß auf eine Menschenseele gehabt hätte. Sie sagen, daß Sie mit einer Art Grauen an die nächste Predigt dächten, die Sie wieder machen müssen, und immer mehr Zeit und Mühe brauchten, durch mancherlei Lektüre sich Gedanken für die Predigt zu suchen.

Nun habe ich Sie vor etwa 14 Jahren als Hilfsprediger im Rheinland flüchtig kennen gelernt, Sie damals auch predigen gehört (oder war es nur eine Ansprache auf einem Familienabend?) und im Laufe des letzten Jahres bei der Durchreise durch E. hörte ich Sie wieder, — wie durch ein Versehen. Ich wollte Ihren bedeutenden Kollegen N. hören und merkte erst, als Sie auf die Kanzel kamen, daß Sie es seien. Auch habe ich verschiedene Ihrer Gemeindeglieder gesprochen. Außerdem haben Sie bei verschiedenen Gelegenheiten (Eisenacher Konferenz und sonst) sich mit mir ausgesprochen und einige Predigten von sich im Druck herausgegeben, die Sie mir zuzusenden so freundlich waren. Aus dem allem meine Schlüsse ziehend, wage ich mich nun an die Beantwortung Ihres Briefes.

Sie schildern im ersten Teil Ihrer Predigten das Elend des Christuslosen Menschen recht lebendig und natürlich, und im zweiten Teil, was durch Christum alles anders geworden sei. Letztere Schilderung klingt manchmal wie ein neues Gesetz, manchmal wie ein Ideal, aber nie wie eine selbst gemachte Erfahrung. Zwischen Ihrem ersten und zweiten Teil klafft ein Graben, eine unausgefüllte Luft: es wird nie klar gesagt, wie es denn dazu kommt, daß das Elend in

Glanz sich wandelt. Mit anderen Worten: Sie bezeugen dem Menschen seine Not ohne Christum und einen Zustand der Errettung durch Christum, aber die eigentliche Heilsverkündigung, der lebendige Jesus Christus mit den Heilstatfachen fehlt ebenso, wie die Erklärung des Umschwungs (nennen Sie es „Befehrung“, „Erlebnis“, „Gläubigwerden“, wie Sie wollen). Jesus gewinnt keine Gestalt in Ihrer Predigt. Die Gemeinde braucht aber vor allen Dingen Jesus! Den will sie sehen und hören. Alles übrige an unserer Predigt ist nur notwendig, um das Interesse der Seele auf ihn zu spannen und zwischen den Hörern und ihm zu vermitteln. Das fällt dem „befehrten“ Laienevangelisten so leicht! Er selbst steht eben ganz unbefangen mit seinem persönlichen Glaubensleben in der Lücke, die Ihre Verkündigung aufweist, und kann von seinen Erfahrungen Jesu erzählen oder nach Analogie derselben zu ganz naheliegenden Versuchen ermuntern. Darum braucht er auch so wenig Vorbereitung zu seiner Predigt und der Stoff geht ihm nie aus, wenn er auch jahrelang zehnbis vierzehnmal in der Woche Stunde hält. Was bei ihm zubielt wird, das fehlt bei Ihnen: die persönliche Note. Entweder scheuen Sie sich, etwas von Ihrem persönlichen Erlebnis auf der Kanzel auch nur anzudeuten (obschon die unaufmerksamste, hustende, schlafende Gemeinde plötzlich totenstill wird und aufpaßt, wenn der Prediger ein Erlebnis von sich selbst erzählt!), oder — nehmen Sie mir den Argwohn nicht übel: Sie haben kein solches gemacht. Ich weiß wohl, daß das einer der schwersten Vorwürfe ist, den man einem sonst bibelgläubigen Geistlichen antun kann, zu sagen, daß er nicht „befeht“ sei, aber wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß fromme Erziehung, anständiger Lebenswandel und positiv-orthodoxe Theologie keine Garantie und kein Ersatz für die Befehrung sind. Darin ist Gott majestätisch-souverän: er zündet sein Licht an, wo und wann er will. Aber es wäre schon die Hauptsache gewonnen, wenn ein positiver Geistlicher erst selbst merkte, daß ihm der nervus rerum, der heilige Geist des wiedergeborenen Christen noch fehlt. Dann würde das Suchen und Sehnen darnach eine so starke Erneuerung des eigenen heimlichen Gebetslebens hervorrufen, daß der Herr seine Zusage erfüllen könnte, den heiligen Geist denen geben zu wollen, die ihn darum bitten.

Vielleicht liegt auch noch irgend eine ätzende Säure von Vorurteil oder Verblendung auf der Stelle Ihres Innenlebens, wo der eigentliche Glaube wachsen muß. Kaufen Sie sich meine kleine Broschüre „An der Schwelle des Glaubens“ und prüfen Sie sich an der Hand derselben, ob da irgend etwas auf Sie paßt. Nachher schreiben Sie mir wieder, ob Ihnen klar geworden ist, was der Bann gewesen ist. Um Predigtfreudigkeit für Sie kann ich aber nicht eher beten, als bis ich weiß, ob Sie Jesum wirklich selbst erlebt haben!

Mit herzl. Gruß Ihr alter

E. Keller.





Aus der Briefmappe des Evangelisten

„Achtzigjährige.“ Die Geheimnisse des Personlebens Jesu, wie sich Gottheit und Menschheit in ihm zueinander verhielten, hat bisher noch kein sinnender Theologe restlos zur Zufriedenheit aller erklärt. Jesus muß über unsere Vernunft sein! Gegen die Nöte, unter deren Druck Sie seufzen, hilft keine Vernunft, sondern nur ein Jesus, der Gott genug war, um helfen zu können, und Mensch genug war, um Mitleid zu haben mit unserer Schwachheit. Wenden Sie sich vom Grübeln weg zur Anbetung und halten Sie daran fest, daß er Ihnen alles vergibt und mit Ihnen eilt, Sie rein und still zu machen.

B. S. in B. Jenes Buch ist ein apokryphes Evangelium, ein Fabelbuch, und Sie brauchen nichts davon zu glauben. Lassen Sie sich mit diesen Spiritisten nie mehr ein, auch wenn sie noch so fromm reden und Ihnen Wunder vormachen. Gottes Wort sagt: „Mein Volk soll die Toten nicht fragen.“

A. S. Nach Ihrem trostlosen Brief dachte ich bei mir: wenn ich nach W. käme und Sie säßen unter meinen Hörern, müßte ich Sie sofort erkennen. Ihr Herz blutet ja schon zwischen den toten Zeilen Ihres Briefes. Es wird gewiß auch durch Ihre Augen bluten... Da sind Sie ja in der rechten Verfassung für Jesus. Jeder andere zieht sich von einem so traurigen Herzen zurück, wenn er es näher kennen lernt, weil Trostlosigkeit, der man nicht abhelfen kann, etwas Bedrückendes hat. Nur Jesus braucht sich nicht zurückzuziehen. Er ist die Hilfe, die Sie allein nötig haben. Bitte, lesen Sie mein kleines Büchlein „An der Schwelle des Glaubens“ — und wenn Sie dann noch keine Linie sehen, auf der Sie vorwärts kommen können, schreiben Sie mir wieder.

Lilli. Wozu diese neue Vereinsgründung! Wieder eine Überlastung der wenigen wohlwollenden und selbstlosen Seelen, wieder Zeitverlust und Statutenfabrik! Am besten wäre es, man verböte alle Vereine bei Todesstrafe und alle Welt träte nachher zu einem einzigen neuen Verein zusammen, dem einzigen, der im letzten Grunde allen jenen Splitterchen das Interesse gibt: dem Verein gegen den Tod!

M. G. Lassen Sie Ihren Herrn Sohn, der Ihnen diese vielen Fragen gestellt hat, mich persönlich aufsuchen, wenn ich nächstens an Ihren Wohnort komme. Heute nur folgendes: Die meisten seiner Zweifelsfragen werden hinfällig, wenn er die endlose Verdammnis aus seinen Voraussetzungen streicht. Dann lassen Sie ihm meinen Vortrag: „Der Charakter Gottes und das Unglück von Messina“ (Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W., 10 Bfg.) kommen; da wird ihm manche Antwort zuteil. — Ohne den Begriff der Freiheit gibt es weder Sittlichkeit, noch Religion. Ihr Sohn übertreibt auch darin, als ob aller Menschen Leben auf Erden nur Jammer und Elend sei! Würden sich die Leute im allgemeinen so krampfhaft an dieses Dasein klammern und den Tod als das schlimmste Übel ansehen, wenn sie hier nur Leid und Schmerz hätten? — Vorherwissen ist nicht gleich Vorherbestimmen. — Jenes Verbot im Paradiese hatte den Sinn einer Warnung und hätte im Kampf der Versuchung eine Hilfe sein können. — Das Wesen der Sünde (vielleicht auch der eigenen) hat solch ein Zweifler offenbar nicht tief genug erfasst. — Auch „An der Schwelle des Glaubens“ von mir beantwortet ihm manches.

S. M. Andern Sie Ihre Ansicht von der Bedeutung Ihrer Erlebnisse; dann werden dieselben auf Sie eine ganz andere Wirkung bekommen. Dasjenige, was durch solche Eindrücke aus einem Menschen hervorgebracht werden kann, ist hundertmal mehr wert als das, was an ihn herangebracht wird. Erleichterungen Ihrer äußeren Lage (wonach Sie so dringend begehren!) kann Ihnen Gott nur auf die Gefahr hin gewähren, daß er verzichten soll, das Beste aus Ihnen ans Licht zu bringen, was in Ihnen schlummert. Soll diese wichtige Anlage ungefördert verkümmern, nur damit Sie ein paar behaglichere Jahre auf Erden zubringen? Sollen Ihre Kinder oder Freunde oder Fremde den vollen Lichtglanz Ihrer Jesus gegenüber ganz geöffneten Innenwelt für immer entbehren, nur damit Sie sich hier schon wunschlos wohlfühlen? Wer fragt darnach, ob der Soldat nasse Strümpfe kriegt oder eine Kugel durch den Arm, wenn an seinem Vorwärtsgen das Geschick der Schlacht oder des Vaterlandes hängt! Wären Sie mir näher bekannt, so daß wir uns duzten, würde ich Sie mit dem Daumen in die Seite stoßen und sagen: „Junge, schäm' dich was!“

Mannheim. Ihren Traum kann ich nicht deuten; er kommt mir auch nicht so vor, als ob er von Gott wäre! Der Herr spricht heutzutage zu uns durch sein Wort, durch andere Christen, durch Lebensumstände, — aber sehr, sehr selten durch einen Traum. — Daß von hundert Angestellten in unseren großen Geschäftshäusern nur fünf noch rein seien, ist vielleicht von Ihnen übertrieben. — Was Ihnen not tut, ist eine kindliche Übergabe an Jesus, den Schönsten unter den Menschenkindern. Warten Sie nicht länger damit, bis Sie irgend was für Gefühle haben, sondern knien Sie nieder und sprechen Sie: „Jesus, ich will mich dir ganz übergeben! Zeig' mir, was ich tun soll und mach' mich deiner Gnade gewiß.“ Gehorsam gegen seine Winke im Gewissen würde Sie schneller voran bringen, als alle Ihre nutzlosen Grübeleien. Ihr Gedicht ist nur ein Spiegelbild Ihrer zerrissenen Seele; daher habe ich kein Verlangen es abzudrucken. Es ist vernichtet. Ach, wenn ich doch ebenso schnell alle diese aufgeregter Stimmungen verschlucken könnte! Jesus ist auch Ihr Friede und er hat Sie lieb.

Parfival. Einsendungen ohne Namen und Adresse des Einsenders darf ich nicht abdrucken. Also bitte demaskieren Sie sich! Das eine Gedicht würde ich dann gern bringen.

M. D. Ihren Brief habe ich seinerzeit mit lebhafter Freude gelesen. Daß ich nicht alle ähnliche Briefe beantworte, liegt an der Menge derselben. Wenn keine dringende Angelegenheit oder wichtige Frage vorliegt, muß ich auf die Antwort verzichten.

G. F., M. Schr. und anderen. Ihre Briefe über die Heranziehung der frischkonfirmierten Mädchen zu sozialer und religiöser Mitarbeit in der Gemeinde zeigen, daß das wirklich ein wichtiger Punkt ist. Nicht nur um Helferinnen für den Kinderergottesdienst zu gewinnen, sondern um vielen dieser jungen Seelen die Herrlichkeit der suchenden und barmherzigen Liebe groß zu machen, müßte allerdings vielerorts etwas geschehen. Aber der Hauptpunkt bleibt die Persönlichkeit des Seelsorgers selbst. Steht er selbst in solcher brennenden Heilandsliebe, dann muß es ihm gelingen, die dann noch weichen Gemüter sich ähnlich zu Werkzeugen Jesu zu formen. Wird das aber ausgeschaltet, weil er nicht das Herz oder die Art dafür hat, dann müßten Sie selbst versuchen, mit einigen jungen Mädchen Ihrer Bekanntschaft solch einen Anfang zu machen. Ist das vom Herrn, dann wird's auch ohne den Pastor möglich sein.

G. F. Achten Sie auf die Steigerung des inneren Erlebnisses, dann wird das äußere Ergehen daher nicht bekommen. Was war das verhältnismäßig für geringe Not, als Sie zuerst dem Rufe folgten: „Kommet her zu mir!“ Wieviel schwerer war die Last, die uns drückt, als wir merkten, daß wir gerade jetzt uns nur retten können durch treues Festhalten seiner Hand: „Ihr habt beharrt bei mir!“ Und nun wundert es Sie, daß aller Boden der Welt unter Ihren Füßen brennt und Sie nirgends mehr ruhig stehen können? Der Herr will Sie zu dem Sprung veranlassen auf neues Terrain: „Bleibet in mir!“

B. A. Ihre Gabe für Godesberg, 5 Mark, dankend erhalten.



„Nehmet hin den Heiligen Geist!“ Das ist der nervus rerum — nicht die Talente, weder die in der Kasse, noch die in den Köpfen. Wir eilen einem unvermeidlichen Bankerotte zu und bringen wahrhaftig alle unsere Zeit und Kraft ganz umsonst und vergeblich hin, werfen das Geld zum Fenster hinaus und opfern ganz unnützerweise der Menschen Leib und Leben für nichts und wieder nichts auf, wenn wir dies Benefiz verachten, was der Herr seinem Werke ausgesetzt hat. Entweder des Heiligen Geistes voll und dann das Geld behalten — oder Fleisch für unsern Arm halten und dann vergehen wie des Grazes Blume — ein Drittes gibt es nicht.“

(Wallmann.)

„Wahrheit des Geschehens ist seltsamer als Dichtung; denn die Dichtung muß sich innerhalb der Grenzen des Wahrscheinlichen halten; die Tatsache hat dies nicht nötig.“

(Mark Twain.)



G. Schrott, Ein Tiroler Roman. Berlin, Warneds Verlag. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Eine Bäurin gelobt ihr neugeborenes Kind dem Herrn, um dadurch des Vaters Schuld zu sühnen und den entlaufenen Vater wiederzugewinnen. Solch ein Gelübde halten wir für unevangelisch und darum sträubt sich unser Gefühl dagegen, daß ihr Irrtum nicht nur fast lebenslange Kämpfe für den Sohn nach sich zieht, sondern ihr törichtes Gelübde noch mit Erfolg gekrönt wird. Wenn eine katholische Firma den Roman gebracht hätte, würden wir uns nicht wundern. Die Natur- und Charakterschilderungen sind schön und oft von großer Kraft. Die Bauernart ist treffend und dichterisch wahr dargestellt.

Frau Adolf Hoffmann-Genf, Sieger. Erzählungen für die Jugend. Leipzig, Deutscher Kinderfreund-Verlag.

Wieder ein hübsches Buch mit spannenden Erzählungen für unsere heranwachsende Jugend! Die Genfer Pastorin versteht ihren Stoff aus der Geschichte vorzüglich auszuwählen und ausgezeichnet zu erzählen. Die Tendenz ist meist so gut verborgen, daß die Selbstüberwindung des Helden auf den Leser ohne Moralpredigt wirkt. Knaben und Mädchen von 12—14 Jahren werden an dem Buch sicher große Freude haben und unvermerkt eine heilsame, fördernde Anregung mitbekommen, sich selbst zu überwinden.

Dora Kappard geb. Gobat, In der Felsenluft geborgen. Nachklänge aus Bibelfstunden. Basel, Robers Verlag.

Sehr erquickliche, innerliche Betrachtungen über bekannte Schriftstellen! Man spürt den Geist eines reifen, abgeklärten Christentums — „Der Born ist aus — die Tür ist offen“ — und freut sich der eigenen Zustimmung, die sich unter dem Lesen regt. Hier ist keine Zeile, die ich nicht unterschreiben könnte. Für Christen sehr empfehlenswert.

Miron Bohonc, Andachten. Verlag J. C. Hinrichs, Leipzig. Geh. 30 g., karton. 50 g.

Diese Andachten liegen in 2. Auflage vor, waren aber dem Referenten seither nicht bekannt. Die nun vermittelte Bekanntschaft mit denselben berechtigt mich, dies kleine, inhaltschwere Büchlein warm zu empfehlen. Ich wüßte nicht, wem diese Andachten nichts zu sagen hätten und deswegen schenke ich sie dem Freunde und dem Fremdling.

Daiber.

Lauritz Petersen, *Die Geschichte einer Pfarrfrau*. Aus dem Dänischen von P. A. Christiansen. Schwerin, Bahns Verlag. Geh. 4.20 M., geb. 5 M.

Ich kann nicht sagen, daß mich dieses Buch ebenso gefesselt hätte, wie des Verfassers „William Brandt“. Die Tendenz stieß mich sehr bald ab. Es soll dargestellt werden, wie die Verweltlichung des Pfarrhauses eine gesegnete Gemeinschaftsbewegung zum Stillstand gebracht hat. Mag der Gedanke richtig sein, so hätten wir die Darstellung lieber anders gehabt. Unwillkürlich gibt man der Pfarrfrau recht gegenüber dem einseitig betonten Gemeinschafts-Christentum des Pfarrers und die Geschichte setzt sie ins Unrecht. Das Ganze ist trotz einzelner psychologischer Feinheiten etwas langstielig und ausgesponnen; der Schluß düster und niederdrückend.

Miron Pojanc, *Predigten*. Im Schatten des Kreuzes. Brosch. 2.50 M., geb. 3.50 M., im Deichertschen Verlag.

Die von mir besprochenen „Andachten“ desselben Verfassers weckten in mir den Wunsch, Predigten von ihm kennen zu lernen. Nun habe ich sie in stillen Stunden, fern vom Getriebe der Menschen, gelesen und sie empfunden, wie wenn ein Freund mit einem spricht, nicht aufdringlich, sondern mit der Zurückhaltung, die Wert und Eigenart der fremden Persönlichkeit jedem Prediger gebieten. Bei aller Vornehmheit und Schonung der Gefühle eignet den Predigten ernster Charakter. Und warum? Weil es der Prediger wirklich gut mit einem meint; er will mir helfen in lebendige Gemeinschaft mit Gott zu treten, und das ist wahrlich kein Kinderspiel. — Kranken, Einsamen und Mühseligen seien diese Predigten herzlich empfohlen. Sie sind zwar nicht leicht, aber gerade deswegen geeignet, die langsam entfliehenden Stunden mit ernster Arbeit des Geistes und des Herzens zu füllen und einen von dem Schrecklichsten, was es geben kann, der Langeweile, dem weit geöffneten Tor für allerlei Unfug und Sünde, zu bewahren.

Bernard Lucas, *Gespräche Christi*. Berlin, Mittlers Verlag.

Das Buch hat mir viel Anregung und Freude gebracht! In sehr origineller Weise versteht der englische Theologe verschiedene Unterhaltungen Jesu unserer modernen Verständnis nahe zu bringen. Geistvolle Verbindungen von Gedankenblitzen, Behandlung von Problemen, wie man es sonst nicht gewohnt ist und ein Reichthum von Ideen — das alles sammelt sich um Jesus und er ist vor allem der Glanz und der Kern. — Für gebildete, nachdenkende Leser gibt es kaum eine feinere Lektüre! Kein Wunder, daß unser Kaiser selbst auf dieses Buch aufmerksam gemacht hat!



„Unser Gott ist ein Drucker, der setzt wohl die Buchstaben, seinen Satz sehen wir wohl, aber den Abdruck werden wir dort finden.“ (Luther.)

„Wer sich auslebt, wird nie das Leben gewinnen; wer aber auf alles Ausleben verzichtet, der wird die Quelle des Lebens finden.“ Dr. Joh. Müller.)

Aus englischer Evangelisation

(The Christian)

Dr. Torrey in Irland.

... Gätten die Hörer je daran gedacht, daß sie alle von Gottes Menschheitsideal durch die Sünde abgefallen wären? Der einzige Weg zurück ist die Wiedergeburt durch Jesus Christus. Das beste, was ein Mensch ohne Christus erreichen kann, ist das, eine Parrikatur des Menschen, wie Gott ihn schuf, zu sein.

... Du fragst mich, was ewiges Leben bedeutet? Ich will dir sagen, was du tun sollst: Nimm jene Augenblicke deines Lebens, deren Freude am reinsten, heiligsten, göttlichsten war, multipliziere sie mit Unendlichkeit, setze ihre Dauer in Ewigkeit um — und du wirst einen schwachen Begriff davon haben, was ewiges Leben bedeutet.

Quittung

Der in Aussicht stehende gute Jahresabschluß hat anscheinend manche Leser bewogen, von ihrem Überfluß auch etwas für die indischen Ausfägigen zu geben — jedenfalls sind in letzter Zeit wieder eine Reihe Gaben für Salur und Puralia eingelaufen, die ich mit herzlichem Dank quittiere:

U. S., Leipzig 5 M.; S., Sakmerstein 3 M.; Fr. Sch., Berlin 4.05 M.; Fr. D. W., Berlin 50 M.; Witwe H. B., Bremen 10 M.; Fr. v. L., Gießmannsdorf 2 M.; A. v. J., Berlin 10 M.; Fr. A. R., Dieringhausen 10 M.; E. S., Hannover 3 M.; Fr. Ch. L., Dahlem 6 M.; S. E., Fraustadt 5 M. Die Sammlung hat damit eine Höhe erreicht von 786.90 M.

R a s t a t t, den 1. Januar 1912.

S. K e l l e r, Divisionspfarrer.

Reiseplan

13.—15. Febr. Görlitz.

25. Febr. Freiburg i. Br. (Miss.-Abd.).

3.—10. März München.

13.—22. März Wiesbaden.

12. März Gießen.

Nach Ostern: Danzig, Köslin, Schwelm.

Psalm 40, 12.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 6

März 1912

10. Jahrgang

Das Meer

Nun weiß ich, was mein Sorgen war
Und weiß, warum ich nächtelang
So traurig und so mutlos war
Und nie gestillt das Lied vom Heimweh sang.

Es war die Sehnsucht nach dem Meer,
Nach Weiten fern und grenzenlos,
Nach einer Sprache, die das Meer
An seiner Brandung spricht — ergreifend groß.

Es war die Sehnsucht nach der Pracht,
Die tausendfarbig glänzt und quillt
Und dann versunken dunkler macht
Die Nacht und sie geheimnisvoll erfüllt.

Es war die Sehnsucht nach dem Licht,
Das wie ein Puls sich hebt und senkt,
Durch Nacht und Nebel strahlend bricht
Und hilfbereit an die Verirrten denkt.

Es war die Sehnsucht nach dem Lied,
Das Gottes große Schöpfung singt,
Es war der Ton, der irr und müd
Nun mit in tiefen Harmonien klingt.

A. W. Daiber.



Mission und Passion

Passionsandacht von Hans Keller.

„Wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, bringt es viele Frucht.“ Joh. 12, 24.

Dieser Ausspruch Jesu ist ein rechter Passionstext. Jesu Leiden und Sterben und die weltumfassende Wirkung, die von dieser Passion ausging, sie sind der beste Beleg für seine Wahrheit. Das Weizenkorn fiel in die Erde und erstarb. — Diese Grablegung Jesu am Karfreitag wurde, um im Bilde zu bleiben, zur Aussaat, auf die hin am Ostermorgen das Samenkorn seinen Lebenskeim zur Entfaltung brachte und nun nicht mehr allein blieb, sondern anfang die schönsten Früchte zu zeitigen. Aber dieses Johanneswort ist gleichzeitig ein rechter Missionstext, der seine ergreifendste Auslegung gefunden in dem bekannten Liede:

Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach, an der wir stehn;
Und weil es deine Sache ist,
Kann sie nicht untergehn.
Allein das Weizenkorn, bevor
Es fruchtbar sproßt zum Licht empor,
Muß sterben in der Erde Schoß,
Zuvor vom eignen Leben los,
Durch Sterben los, Vom eignen Wesen los.
Du gingst, o Jesu, unser Haupt,
Durch Leiden himmelan,
Und führtest jeden, der da glaubt,
Mit dir die gleiche Bahn.
Wohlan, so führ uns allzugleich
Zum Teil am Leiden und am Reich,
Führ' uns durch deines Todes Tor
Samt deiner Sach zum Licht empor,
Zum Licht empor, Durch Nacht zum Licht empor.
Du starbest selbst als Weizenkorn
Und sankst in das Grab,
Belebe denn, o Lebenshorn,
Die Welt, die Gott dir gab.

Send' Boten aus in jedes Land,
 Damit dein Name werd' bekannt,
 Dein Name voller Seligkeit,
 Auch wir stehn dir zum Dienst bereit,
 Zum Dienst bereit, Zum Dienst im Kampf und Streit.

(Vers 1 u. 2 von Sam. Preiswerk, † 1871 als Pfarrer und Professor in Basel. Vers 3 von Graf F. Zarembo, † 1874 als Missionar in Basel.)

Aber es liegt nicht nur an der Eigenart dieses Textes, daß Mission und Passion in eine solch enge Beziehung gebracht werden. Mission und Passion gehören überhaupt zusammen; denn die Mission fußt auf Jesu Passion. Nur dort hat die Mission Berechtigung und Unwertschaft auf Erfolg, wo sie das Leiden, das Kreuz Christi in seiner vollen, ungeschmälernten Bedeutung zum Ausgangspunkt ihrer Verkündigung macht. Aber gerade dort, wo dieses der Fall ist, da gibt es noch eine andere Wechselwirkung zwischen beiden, gerade dort erntet die Mission ihres ausgeprägt christlichen Charakters wegen Passion, da muß sie die via dolorosa ihres Meisters auch wandeln. Im Bezug auf die sogenannt christliche Heimat der Mission ist es wohl kaum nötig, diese Behauptung zu belegen. Die spöttischen Bemerkungen mit verächtlichem Achselzucken oder vielsagendem Augenaufschlag so vieler unserer Zeitgenossen, sobald die Rede auf die Mission kommt, sagen genug — oder ein Blick in unsere verjudete Presse. Aber, das schadet weiter nichts. Die Mission rechnet damit, weil sie die Bahn ihres Herrn nicht verlassen will.

Die ganze Passion der Mission tritt uns aber erst entgegen draußen auf dem Missionsfelde, und das ist auch ganz natürlich. Wie die Weltversöhnung nicht hat zustande kommen können ohne Sterben, so wird auch die Welteroberung nicht vollbracht werden ohne Sterben. Oft habe ich an diese Tatsache denken müssen, wenn ich in Indien die langen Gräberreihen auf den Friedhöfen sah, die zu jeder Missionsstation gehören, und dabei ist Indien gar nicht einmal eines der Todesländer, wie die Westküste Afrikas, dieser große Missionarskirchhof, oder Südamerika oder Neuguinea. Es hat keinen Wert Zahlen anzuführen, um zu zeigen, welche Opfer das mörderische Klima gefordert hat. Zahlen sind oft tot und sagen manchem nicht viel. Versetzen wir uns aber in die Geschichte einzelner dieser Todesfälle hinein, um den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Mission und Passion zu verstehen. Ja, welch eine Geschichte von Schmerz und Tränen, von Aufopferung und Drangabe des eigenen Ich, von Treue und Geldenmut wissen nicht so manche schlichten Gräber auf dem Missionsfelde zu erzählen.

Da starb in Neuguinea der rheinische Missionar Arff. Er war im Inneren der Insel, in Buramana, allein mit seiner Frau, um eine neue Station anzulegen. Eine haufällige Hütte nannten sie erst ihr eigen, als der Missionar, durch das tödliche Klima bereits geschwächt, plötzlich an Gallenfieber erkrankte. Trotz aller Vorbeugungsmittel, Chinin, Bäder und kalten Umschlägen hörten die Anfälle von Schüttelfrost und Erbrechen nicht auf. Dazu kamen starke innere Schmerzen, so daß die Frau, die selbst durch Dysenterie körperlich völlig gebrochen war, ihn alle Augenblicke in eine andere Lage bringen mußte. Die letzte Nacht brach an. Das Fieber stieg immer höher, der Atem wurde immer aufgeregter und schneller, die Pulse flogen. So bemühte sich die selbst kranke Frau um ihren sterbenden Mann, als plötzlich ein furchtbares Krachen ertönte, alles zusammenstürzte, das Licht erlosch und dadurch stockfinstere Nacht entstand, so daß man nicht erkennen konnte, was eigentlich geschehen war. Die schwache Hütte hatte sich auf einer Seite gesenkt und dadurch war alles zusammengebrochen und in Scherben gegangen. Das war für den Schwerkranken zu viel. Als der Morgen dämmerte, da schaute er den Sonnenaufgang einer anderen Welt.

So war die kranke Frau allein mit der Leiche ihres Mannes in der Wildnis. Niemand konnte ihr die Arbeiten abnehmen, die zur Beerdigung nötig waren, niemand ihr teilnehmend zur Seite stehen. Sie selbst mußte die Leiche ihres Mannes entkleiden und sie waschen; sie selbst mußte im Garten den Platz für das Grab abstecken und darauf achten, daß die Schwarzen es auch tief genug auskautelten; sie selbst mußte die Bretter abmessen und zeigen, wie man einen Sarg zimmert. Als die Sonne dieses schweren Passionstages für diese Frau zur Neige ging, da stand sie am offenen Grabe und hatte noch die Kraft, den schwarzen Papuas etwas zu sagen von dem Weizenkorn, das einst vor vielen Jahrhunderten in die Erde gesenkt und gestorben, und das ihr nun die einzige Stütze und der festeste Halt sei. Und nun, lieber Leser, denke dir einmal das Scheiden von dem Liebsten, das du auf Erden hast, auch unter solchen Verhältnissen, dann wirst du erst recht verstehen können, was dieses eine Grab in der Wildnis von Neuguinea dir von der Melodie sagt: Mission und Passion!

Aber ist dieser Zusammenhang beider nötig? so mag vielleicht jemand einwenden. Wer das Leben für der Güter Höchstes hält, der wird allerdings den Rat geben, man solle solche Fieber- und Todesländer umgehen. Aber dieser Standpunkt kann niemals der der Mission sein, die das Lied vom Ersterben des Weizenkornes nicht schwärmerisch verzückt, sondern

nüchtern ernst anstimmt. Sollen die Bewohner dieser Erdteile, die doch auch nach dem Ebenbilde Gottes und auf Jesus hin geschaffen wurden, niemals von dem Weltheilande etwas hören? Soll er nur in den Studierstuben hängen oder auf den Missionsfesten prangen und in der Wirklichkeit draußen ausgeschaltet werden, der alte Vers:

„Du bist es wert,
Daß man dich ehrt
Und sich in deinem Dienst verzehrt“?

In diese Schwierigkeiten und diese Fragen hinein führen uns die Komiteeverhandlungen der Basler Mission, als es sich darum handelte, das Gebiet auf der Goldküste wieder preiszugeben, weil eine Schar junger Missionare nach der andern dort ins frühe Grab sank, und man daheim den Vorwurf erhob, die Missionsleitung ginge leichtsinnig mit dem Leben ihrer Missionare um. Wohl schwankten die Männer, in deren Hand die Entscheidung lag, wohl schwankte das Zünglein an der Wage von dem einen Ende: „Aufgeben“, zum andern: „Weiterkämpfen“. Aber jedesmal wenn dieses Zünglein der Wage den Ausschlag zu geben schien: Aufgeben, dann war es den Beratenden zumute, als riefen die Gräber ihrer Missionare ihnen zu: Sollen wir immer in fremder, durch Gözendienst entweihter Erde bleiben, sollen wir hier ein Zeugnis ablegen davon, daß Jesu Streiter Leidenschaft sind? — Dann tönte ihnen wie eine Anklage der Todesruf eines der Missionare entgegen: „Gebt Afrika nicht auf; laßt noch tausend Missionare sterben, aber fahrt fort zu senden!“

Da machte das Basler Missionskomitee das Wort vom Weizenkorn, das in die Erde fallen und ersterben müsse, zu seiner Missionslösung und der Beschluß war gefaßt: Unseres Königs Fahnen werden weiter getragen dem Feinde entgegen. Und dieser todesmutige Beschluß entmutigte nicht Missionare und Missionsgemeinde, sondern spornte den Missionseifer von neuem an und heiligte ihn. Als der Inspektor mit der Nachricht unter die jungen Brüder trat, die zur Aussendung bereit waren und fragte: „Wer will sich freudig ins Todesland der Goldküste senden lassen?“ Da flogen alle Hände in die Höhe.

Und diesen naturnotwendigen Zusammenhang zwischen Mission und Passion verstand nicht nur das Missionskomitee und die jungen Brüder daheim, die den Ernst vielleicht noch nicht ganz erkennen konnten, sondern auch die Missionare, die draußen in der Front standen und mehr als einmal schon dem Tode in das Angesicht geschaut hatten. Ein Beispiel dafür.

Der Missionar Johannes Zimmermann hatte wegen anhaltend schwerer Dysenterieanfalle um Heimaturlaub gebeten. Das Komitee in Basel konnte aus Missionarsmangel diesen unmöglich gewähren, wenn nicht die Arbeit empfindlichen Schaden erleiden sollte und schlug das Gesuch ab, selbst auf die Gefahr hin, daß er stirbe. Der damalige Missionsinspektor Josenhans († Weihnachten 1884) sollte dem Missionar diese Mitteilung schicken. Er erzählt selbst darüber in einem Vortrage: „Sie können sich denken, wie schwer mir das gewesen ist, einem Bruder zu schreiben, er solle bleiben auf die Gefahr hin, daß er sterben werde. Sollte ich nicht schreiben? Schlechte Missionsleute, die einem Missionsoldaten zurufen: „Fliehe, die Kugeln fliegen. Komm nach Hause, da bist du sicher.“ Ich schrieb und Bruder Zimmermann blieb, obgleich er bereits Passage auf dem Schiff genommen hatte und schrieb nach Basel: „Das ist fast hart, einem Missionar zu sagen: Bleib und stirb! — aber ich bleibe.“ Und denken Sie, von der Stunde an wurde der Missionar gesund.“ Er ist dann später doch draußen gestorben mit dem Ausruf: „Lebenswasser! o, wie will ich trinken.“

So gehören Mission und Passion eng zusammen, aber wie die Passion Jesu zum Segen wurde, so wird die Passion der Mission heute auch noch zum Segen. Wir mögen mit Tränen an den vielen Missionarsgräbern draußen in der Heidenwelt stehen und schmerzerfüllt all der Leiden gedenken, welche die Toten durchkostet, ehe sie in diesen Gräbern ihre Ruhe fanden, all der Leiden, welche diese Gräber über so manche Familien gebracht — aber vergessen dabei unseren Text nicht, daß das Weizenkorn in die Erde fallen und ersterben muß, wenn es Frucht bringen soll. Und an dieser Frucht hat es besonders auf diesen Gebieten nicht gefehlt, auf welche die Christenheit ein Anrecht hat durch die Gräber ihrer Glaubensboten. So ist auch im Todesland der Goldküste der Gang der Mission durch Passion, durch Kreuz und Tod gegangen, aber die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Heute erstreckt sich die Arbeit der Basler Mission dort auf 11 Hauptstationen mit 184 Nebenstationen, zu denen 23 200 Gemeindeglieder gehören, und das macht etwa ein Sechstel der gesamten Bevölkerung der Goldküste aus. Und diese Christengemeinden, abgesehen von den Missionaren, unter 22 eingeborenen Pfarrern, werden bald alle Mittel für Schulen, Kirchen, Lehrer und Pfarrer selbst aufbringen und dadurch der Mission keine Kosten mehr machen. Welch herrliche Früchte hat dieses Weizenkorn, das hier erstorben ist, gebracht!

Und so wird es weiter gehen. Die Gräber der Missionare auf den deutschen Missionsgebieten sind ein Besitz der deutschen Christenheit, und

diesen Besitz dürfen wir nicht mehr hergeben, sondern müssen weiter dort Mission treiben, wenn auch durch Passion, bis auf die Ausfaat die Ernte folgt.

Von den vielen Missionsfriedhöfen, die ich in Indien besucht habe, ist mir in besonderer Erinnerung geblieben der Friedhof auf der Gohner'schen Missionsstation Ranchi. Unmittelbar an das Missionsgehöft anstoßend, liegt er unter schönen Palmen und dunkelgrünen Mangobäumen. Auch auf diesem Kirchhofe ist die Reihe der Gräber lang. Unter den feineren Grabplatten und den eisernen Kreuzen, da ruhen sie, Männer, Frauen und Kinder, die alle etwas von der Passion in der Mission erfahren haben. Aber dieser Friedhof hat einen höchst eigenartigen Beweis dafür, daß auch diese Ausfaat Früchte gezeitigt hat. In der Mitte dieses Ruheplatzes der Toten steht ein alter heidnischer Tempel, der heute als Leichenhalle der großen Christengemeinde von Ranchi dient. Seine Götzen sind vernichtet und ein Kreuz auf der Kuppel dieses Tempels zeigt den Sieg des Christentums über das Heidentum. Das scheint mir eine Weissagung für die Zukunft zu sein. Wenn erst alle heidnischen Tempel gefallen sind oder das Kreuz das Welterlösers sie ziert und damit Jesus der Weltbeherrscher geworden, dann wird die Passion der Mission aufhören; denn dann wird Jesus als der König der Welt die erlöste Menschheit seinem Vater zuführen, damit Gott sei alles in allem.



Lebensweisheit

Alles geht einmal zu Ende,
Gute Tage mit den bösen.
Deine Hände, meine Hände,
Sich von Liebgeword'nem lösen.

Gottes Weisheit läßt's geschehen
Vor der großen Fahrt von hinnen,
Daß wir Schönes schwinden sehen,
Daß uns Hoffnungen zerrinnen.

Zählings liegt ein hold Gebilde
Vor den Füßen uns zerschlagen.
Und doch ist es Gottes Milde,
Die uns lehren will entsagen.



Der Hebräerbrieff in Bibelftunden

3. Die Todeskrönung.

Kap. 2, 5—13. Es dürfte zur Klärung des Inhaltes dienen, wenn wir zuerst die Psalmstelle, Psalm 8, 5—7, auf den Menschen selbst anwenden und nachher die Deutung oder Anwendung auf Jesus folgen lassen.

Vers 5. Die zukünftige messianische Weltherrschaft ist nicht den Engeln übergeben, sondern dem Sohn. Denn die Schrift hat nirgends den Engeln irgend eine Herrschaft über die Welt zugeschrieben.

Vers 6. In jenem Psalm wurde, trotz der Hinfälligkeit des Menschen, schon an seine Stellung als Herrscher über die Natur gedacht. Eine gewisse Naturbeherrschung liegt offenbar in der Aufgabe des Menschen und ist ihm auch in gewissen Grenzen geglückt. Denken wir an unsere warmen Kleider und Häuser, an Eisenbahn, Telegraph und Luftschiff, so könnte es manchem oberflächlichen Beobachter scheinen, als wäre diese Herrschaft schon unbegrenzt. Aber die Unglücksfälle, der Tod der vielen Aviatiker und schließlich Krankheit und Tod jedes einzelnen Menschen zeigen mit unwiderprechlicher Klarheit, daß es mit der vielgerühmten Herrschaft nicht allzu sicher bestellt ist. Die kleinste chemische Veränderung der Blutmischung, oder die Wirkung schier unsichtbarer Bazillen wirft den stärksten Mann um. Man sieht, wie wahr der Ausspruch hier ist: „Sekt sehen wir noch nicht, daß ihm alles untertan sei.“

Übertragen auf Jesus, gewinnen wir einen ähnlichen Eindruck. Jesus hat gesagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden,“ aber wir müssen das glauben, denn auch darauf bezieht unser Verfasser seinen nüchternen Ausspruch: „Sekt sehen wir noch nicht, daß ihm alles untertan sei.“ Jesus spielt ja doch in vielen Verhältnissen des privaten und öffentlichen Lebens die Rolle eines Königs von Hannover. Den gibt's ja gar nicht, werden manche erwidern. Nein, und doch gibt es in Hannover und Braunschweig eine ganze Partei, die Welfen, die mit ihrem Herzen heute noch dem Herzog von Cumberland anhängen, als sei er der angestammte rechtmäßige Fürst, dem sie wenig-

stens innerlich die Treue halten. Ähnlich geht es mit Jesus, nur die Menschen, die ihn innerlich lieb haben und ihm freiwillig, ohne Zwang, gehorchen wollen, achten auf seine ungeschriebenen Wünsche und Winke, während im großen Betrieb der Weltgeschichte Millionen dahinleben, die gar nichts von ihm spüren und wissen wollen. Auf eine bibelgläubige Zeitung kommen fünfhundert solche, die von antichristlichem Geist durchweht sind. Bei den großen nationalen Interessen und Machtfragen des Staates, der ein geborener Heide bleibt, fragt man nach Jesu Wunsch und Willen wenig. Was für gewaltige Schattengebiete der Laster und Unsitten entziehen sich seinem Einfluß! Da wäre es doch falsch, wollte man aus müder Ungeduld sich selbst vorgaukeln, als ob das alles wirklich Jesu untertan sei. Nein, hier müssen wir ehrlich bekennen: Er reist inkognito durch die Welt und es erfüllt sich von Tag zu Tag seine Weissagung: „Ihr werdet begehren zu sehen einen Tag des Menschensohnes und werdet ihn nicht sehen.“ Die rechte Brautgemeinde Jesu wird dadurch nicht irre an ihm, aber das Verlangen nach seiner Wiederkunft wächst und immer stärker erhebt sich aus all den verfigten Verhältnissen der Welt die Sehnsucht der Gotteskinder: „Der Geist und die Braut sprechen: Komm, und wer es hört, der spreche, komm, ja komm Herr Jesus!“

Weil aber die Leser gerade an diesem Punkt des göttlichen Nicht in Gefahr stehen irre zu werden, betont der Verfasser, daß die Stünde, an denen seine Leser irre werden wollen, weder für Gott, noch für Jesus etwas ungeziemendes oder erniedrigendes enthalten. So sagt er, daß gerade das Todesleiden Jesu eine Krönung mit Preis und Ehre sei. Die Erreichung des Zieles der Weltherrschaft kann nur geschehen auf Grund der Erlösung durch Christum. Ja, in ihm ist schon verwirklicht, was für die Menschheit noch zukünftig ist. Es sollen ja gerade die durch Christi Knechtsgestalt belasteten Leser aufgerichtet werden. Darum will man ihnen klar machen, daß der innere Zusammenhang zwischen Erniedrigung und Erhöhung sein Tod sei. Das ist die Angel, darin die Türe sich dreht, hinter der die Herrlichkeit wartet. Es ist, als ob der Verfasser spräche: „Denkt daran, was ihr alles durch Jesu Tod empfangen habt, denn was er hat, ist aller Gabe; was er tat, ist für alle getan. Redet er, so redet er für uns; leidet er, so leidet er für uns; lebt er, so lebt er für uns. Er scheidet sich nicht von uns, so sollen wir uns auch nicht scheiden und trennen von ihm, sondern in seinem Sterben die Tat der Gnade erkennen, die für alle geschehen ist. Damit ist der Hauptpunkt ausgesprochen, der alles Murren über Jesu irdische Erscheinung zum Schweigen bringt.“ (Schlatter.)

Es gibt einen Ausspruch: Lieb Kind hat viele Namen. Das gilt auch von den wichtigsten Lehren der Heiligen Schrift. Ich weiß keine andere Lehre der Bibel, als die Versöhnung durch Christi Tod, die von den verschiedensten Bibelschriftstellern so oft und so verschiedenartig dargestellt und in immer neuen Deutungen und Bildern beleuchtet wäre, wie diese! So hier der Ausdruck, daß er von Gottes Gnade den Tod schmeckte. Gewiß war das bitter, daß der sündlose Fürst des Lebens diesen Tod, der seiner ganzen Natur und Vergangenheit schnurstracks zuwiderlief, in einer so erniedrigenden Weise hat schmecken müssen. Aber, was uns diesen Gedanken erträglich macht, ja noch mehr, was ihn strahlend und majestätisch macht, ist der Umstand, daß das eine Gnadentat Gottes ist, uns zu gut. Dann wird die Schwere des Sterbens Jesu nicht mehr anstoßerregend auf uns wirken, sondern die Dankbarkeit gegen Gott wird erregt und vertieft. Und wenn Jesus, der in seiner Erdenzeit unter dem Gesetz von Raum und Zeit tiefer als die Engel gestanden, solch einen Tod stirbt, so muß ein gläubiges Gemüt darin eine strahlende Krone von Preis und Ehre erblicken. Das wird natürlich nur der nachempfinden können, dem diese Todesgeschichte der Ursprung all seines religiösen Lebens und seines seligen Trostes geworden ist.

Vers 10. Auch heute meinen noch manche, es sei für Gott nicht geziemend gewesen, so zu handeln. Sie sagen: Wir Menschen müssen schon in vielen Fällen ohne weiteres vergeben, wie viel mehr müßte der gnädige Gott, ohne irgend eine Bezahlung der Schuld zu verlangen, den Sündern alles glatt verzeihen. Wohin käme man aber, wenn das die Bösen erst wüßten! Kein Lehrer könnte seine Schulklasse in Ordnung halten, kein Offizier seine Truppen, kein Fabrikbesitzer seine Arbeiter, wenn es gar keine Disziplin und gar keine Strafe für die Sünde und gar keinen Schmerz für den Übermut gäbe. In dreimal vierundzwanzig Stunden wäre es in der Welt nicht mehr zum Aushalten. Es gäbe keinen Schutz mehr für Besitz, Erziehung und Kunst, die Schwachen wären den Starken rechtlos ausgeliefert und die Menschheit würde, nach dem Ausspruch von Schopenhauer, ohne den Druck des Schmerzes plaken vor Übermut. Es muß also für jede Schuld ein gewisses Gegengewicht von Schmerz vorhanden sein: Leiden balanciert die Sünde. Es fragt sich nur, ob immer der einzelne Schuldige die ganze Wucht des Schmerzes ertragen soll — wodurch er zermalmt werden müßte — oder ob das nicht gerade Gott geziemend ist, daß er einen Unschuldigen, aber mit leidensstarken Schultern an unsere Stelle vorschiebt, der die Hauptsache jenes Leidensgleichgewichtes für uns trägt.

Auffallend erscheint der Ausdruck: Durch Leiden vollkommen machen. Soll das denn heißen, daß Jesus vorher nicht vollkommen war? Nun stand Jesus als echter Mensch auch unter dem Gesetz der Entwicklung und hatte doch vorher beim Vater keine Spur von Leiden gekannt. Denn die Schrift nennt Gott ja den seligen Gott. Jetzt im irdischen Fleisch und Blut war die Leidensfähigkeit ihm mitgegeben. Darin lag auch schon die Möglichkeit und Bereitwilligkeit dazu vor, den Todesweg zu gehen. Auf diesem Weg hat Jesus Eigenschaften entwickelt und eine Art bekommen, die er ohne Leiden nie erlangt hätte. Wer anderen verzeihen soll, der muß zuerst die Leiden ihrer Sünden an sich selbst durchmachen. Dadurch wird ihm der Blick für die Sünde und ihren Jammer geschärft, dadurch wird er aber auch die Leute, für die er so leidet, ganz anders liebgewonnen haben, als wenn sie ihm nicht so viel gekostet hätten. Darum kam der Erlöser von Gott her (Das Lamm Gottes, nicht das Lamm der Menschen), um Gottes große, verirrte Kinderchar zu befreien und zur Herrlichkeit zu führen. Ihr Anführer, ihr Vordermann ist schon durchgebrochen, er steht am Ziel, und nun gehn die wunderbaren Wirkungen seiner Vollkommenheit von ihm aus auf uns.

Bers 11. Ein Heiliger ist zu uns gekommen und dehnt seine Heiligkeit aus auf uns. Was seine Heiligkeit bildete und war, das soll der Same für unsere Heiligkeit werden. Im Blick auf diesen Erlösungszusammenschluß des Heiligen mit den Unheiligen, kann der Verfasser jetzt behaupten, daß es eine innere Verwandtschaft zwischen Jesus und uns gebe: Sie kommen alle von einem, d. h. Gott, her. Darum — nicht um ihrer Wahrheit willen — schämt er sich auch nicht, sie Brüder zu heißen. Weiß er doch, daß er die wunderbare Wirkung mit sich bringt, aus Sündern Gotteskinder zu machen. Der Verfasser will Bers 12 nur noch um ein Zitat aus dem 22. Psalm verstärken, indem er den 23. Bers desselben Psalms dazusetzt.

Bers 13. Das alles kam über Jesus nur, weil er sich mit seinem ganzen Werk und all denen, die an seinem Werk teilhaben sollen, ganz auf den Vater verlassen kann. Er hat wirklich sein Vertrauen ganz auf Gott gesetzt, so daß selbst seine Feinde, am Schluß seines Lebens, mitten im Spotten, ihm das Zeugnis haben geben müssen: Er hat Gott vertraut. In diesem Zusammenhang will auch nur das Wort zu verstehen sein: „Siehe da, ich und die Kinder, die mir Gott gegeben hat.“

Bei diesem letzten Satz zuckt unwillkürlich manches Elternherz unter meinen Hörern zusammen. Denn für wie viel gläubige Christen unserer

Tage ist das nicht der dunkelste Punkt, daß sie ihren Kindern die eigene Glaubensstellung nicht vermachen können, wie ein Sparkassenbuch, sondern daß die erwachsenen Kinder sich abgekehrt haben vom Glauben der Eltern. Wir wollen nicht die Schuldfrage stellen, wie viel Fehler die Eltern etwa bei der Erziehung früher gemacht haben, oder wie viel Einfluß die böse Luft unserer Zeit ausgeübt hat, sondern nur nach Trostgedanken spähen, die man solchen Eltern mitgeben könnte. Ich denke an zweierlei. Erstlich, predigt euren erwachsenen Kindern nicht, drängt und zwingt sie nicht zum Kirchengehen und Abendmahlsgeuß, nicht einmal zur Innehaltung christlicher Sitten und Gebräuche, sondern sorgt durch euren Lebenswandel und eure selbstlose Liebe dafür, daß ihr dennoch eurer Kinder Vertrauensleute und beste Freunde bleibt. Kommt dann, nach Jahr und Tag, ein besonderes Ereignis, daß sie einmal mit dem Wagen umgeworfen haben und keinen Rat mehr wissen, dann werden sie sich zuerst an euch wenden und dann kann vielleicht eure Fürbitte in das Gedächtnis vor Gott kommen, und ihr werdet das Werkzeug für die Bekehrung eurer Kinder. Zweitens müssen wir für unsere Kinder glauben und an ihrer Stelle hoffen. Ich möchte da das Beispiel von einem Kredit an der Bank heranziehen. Der leichtsinnige Sohn verschwendet sein Geld und der Vater kann lange Zeit hindurch nichts tun, um dem Einhalt zu gebieten. Er kann aber in derselben Zeit heimlich für sein Kind sparen, Summe um Summe dem heimlichen Guthaben des Kindes zufügen, bis jenes so bankrott geworden ist, daß es reumütig ihn um Hilfe fleht. So müssen wir an der himmlischen Bank durch Fürbitte und gläubiges Hoffen unseren Kindern auch schon in der Zeit, wo sie noch nicht glauben, ein Guthaben anlegen und vermehren, davon der Satz gilt: Die Kinder solcher Gebete und Tränen können nicht verloren gehen. Man denke an Monika und ihren leichtsinnigen Sohn Augustin, oder an den gottlosen Sohn des frommen Spener, der sich erst auf dem Sterbebett bekehrte und dabei ausrief: „Die Gebete meines Vaters sind mir zu stark geworden! Wie Berge haben sie mich umringt.“ — Vielleicht bekommt dann noch mancher sterbende gläubige Vater die innere Offenbarung, die mein seliger Vater mit großer innerer Gewißheit ausgesprochen hat: Ich habe es vom Herrn bekommen, daß einst noch alle meine Kinder gerettet werden.





Herr, laß ihn noch dies Jahr*)

Von Missionar Martin Maier in Pihang-thong (Prov. Kanton, Südchina.)

Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg; und kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre kommen, und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, und finde sie nicht; haue ihn ab; was hindert er das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab."

Ich hatte diesen Text verlesen. Ich hatte ihn chinesisch verlesen, denn die da vor mir saßen, waren Chinesen. Es waren ihrer nicht viele. Zwölf Männer mögen es gewesen sein und etwa sechs Frauen. Keine große Gemeinde. Und was St. Paulus von seinen Korinthern schreibt: „... nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle, paßt auch auf diese Christen von Nap-thong.

Da zuvorberst der Mann mit dem schiefen Gesicht, Maurer und Zimmermann von Beruf. Er war der Aufgeklärteste und Gebildetste der Kleinen Gemeinde. Mit Bücherweisheit zwar hatte er sich nicht allzu schwer belastet, aber er hatte die Welt gesehen und „konnte was erzählen“. Hinter ihm der dicke Herr flöhte auch nicht gerade viel Vertrauen ein. Außerlich allerdings machte er den Eindruck eines hablichen Mannes, indes, wer ihn näher kannte, wußte, daß er ein Spieler war. Er sei auf dem Wege der Besserung, sagte mir der Katechist, doch zog sich dieser Weg in bedenkliche Längen. Sein Nebenmann war früher Baptiste gewesen. Er war ein fleißiger Kirchgänger, konnte auch die Predigt behalten, aber der Mammon störte zu sehr sein inneres Gleichgewicht. Zwischen diesen beiden hindurch schaute ein altes, verschrumpftes Gesicht. Der Mann kam schon an die zwanzig Jahre in den Gottesdienst, war aber immer

*) Mit Erlaubnis der Redaktion dem vorzüglichen Blatt „Evangelisches Missions-Magazin“, herausgegeben von Friedrich Würz, Basel, entnommen.

noch nicht getauft. Er fühlte sich unwürdig, sagte er. Er möchte recht haben. Die hinter ihm saßen, hatten offenbar weniger Selbsterkenntnis. Sie waren getauft.

Über die paar Weiblein im Nebenraum ist wenig zu sagen. Geistige Betätigung schien ihnen ungewohnt. Ihr ganzes Interesse erschöpfte sich in der Frage: Was werden wir essen? Dies sagten die Blide, dies zeigten die abgehärmten, mageren Gestalten. „Produkte des sozialen Milieus!“

Und nun der Hirte dieser kleinen Herde. Den hieß der Mann. In seinem Äußern erinnerte er an Zachäus. Er war auch klein von Person. Seinem Range nach freilich konnte er sich mit jenem nicht messen. Er hatte bis vor kurzem den Bauern der Gegend die Mühlsteine in Ordnung gehalten. Sein geistliches Amt bekleidete er nur probe- und ausschließweise. Auch finanziell konnte sich Den mit dem kleinen Zollinspektor in der Palmenstadt nicht vergleichen. Er war arm, sehr arm. So hatte sich hier Gleiches zu Gleichem gefunden — ein armer Laienprediger zu einem armen, geringen Gemeindlein.

Um das Bild vollständig zu machen, bedarf noch das Gotteshaus dieser wackern Leute kurzer Erwähnung. Man hatte sich bei einem Gemüsehändler eingemietet. Es war das letzte Häuschen des Marktes, mit drei Räumen zu ebener Erde. Rechts war ein Grobschmied untergebracht. Esse und Amboß des fleißigen Mannes feierten weder bei Tag noch bei Nacht. Auch am Tage des Herrn nicht. Im linken Flügel hauste der Katechist, während der mittlere Raum als Gottesdienstlokal diente. Nach hinten zu war das Mauerwerk brüchig und teilweise schon eingestürzt, und die eine Seitenwand neigte so sehr nach außen, daß sie selbst das Wunder von Pisa übertraf. Der kleine Den hatte vorsorglich seine Lagerstätte in die Nähe der Haustüre verlegt. Er glaubte sich so schneller retten zu können! Auch ich konnte mich eines unbehaglichen Gefühls kaum erwehren, wenn ich inmitten dieser Bauälligkeit meines Amtes waltete.

Und über der Türe dieses Hauses prangte die Inschrift: „Halle der frohen Botschaft!“ Welche Ironie! Diese Ruine Halle einer frohen Botschaft! Diese geringen, gedrückten Leutlein Anhänger einer frohen Botschaft! Und dieser fremde Eiferer Verkündiger einer frohen Botschaft!

Ja, es war nicht gerade Evangelium, was ich heute von der morschen Kanzel aus meinen Zuhörern mitzuteilen hatte. Ich hielt eine Strafpredigt, stellte das Ultimatum. Sorgte die Gemeinde nicht für ein würdigeres Gotteshaus, blieb sie nach wie vor lau und träge, kam sie nicht zahlreicher zur Predigt — dann wurde der Baum abgehauen! So lautete

die Ordre von Basel: die Außenstation Nap-thong sollte aufgehoben und die wenigen Christen den nächstliegenden Gemeinden zugeteilt werden.

Traurig und niedergeschlagen ritt ich von dannen. Die sengende Sonne stand im Zenith. Den Schieferhügeln und Ackerfurchen entstiegen glühende Wellen. Gräser und Sträucher standen gebeugt, und an den Bäumen hing matt das Laub. Mein Pferd keuchte mühsam dahin. Und unter meinem Tropenhelm, wie auch in meinem Herzen lagerte drückende Schwüle. Wie lange wohnte ich nun unter diesem Volk! Wie oft schon hatte ich diese Ebene durchquert! Wie viele Kräfte hatte ich abgegeben! Wo war die Frucht? Stand es in meinen andern Gemeinden besser als in Nap-thong? Dort rechts Sin-pi, weiter unten am Fluß Sin-nen, ganz unten Sa-phhang. Hier links Thai-lung-then, hinter jenen fahlen Hügeln Scha-ma und dann die Gemeinde der Hauptstation. Wo war die Frucht all meiner Arbeit, all meiner Mühe?

Ich stieg in Phhang-thong vom Pferd. Frau und Kinder waren wohl. Die Schule ging ihren Gang. Alles in Ordnung. Ich fragte nach der Post. Es waren Briefe da. Auch das „Daheim“ war angekommen.

Beim Schein der Lampe, in später Nachtstunde, sann ich noch lange über einem Bild. Bodelschwingh war gestorben. Die „Daheim“-Nummer brachte sein Bild und einen Aufsatz. Ich las diesen nicht. Ich betrachtete nur immer den Alten von Bethel in seinem Lehnstuhl. Du lieber, lieber alter Mann, du hast nicht vergeblich gearbeitet! Du warst kein unfruchtbarer Baum! Dort jene Krankenstadt zeigt reiner Arbeit Früchte. Du warst auch ein mitleidiger Gärtner. Um wie manchen Baum hast du die Erde gelockert! Wie manches dürre, vertrocknete Herz hat deine Liebe getränkt und erfrischt! Klein und immer kleiner wurde ich vor diesem Mann. Mit Ehrfurcht schaute ich lange in die gütigen, freundlichen Augen. Dann blickte ich auch auf zu dem segnenden Christus. Vater Bodelschwingh hatte ihn über seinem Schreibtisch aufgestellt. Wie sinnig. „Was ich hier schreibe und plane — gib du, o Herr, deinen Segen dazu.“ Und der, den des dänischen Meisters Künstlerauge so lebendig erschaut, er sprach sein Ja und sein Amen dem bittenden, hoffenden Mann.

Auch meiner Seele entrang sich ein Sehnen, ein Bitten nach jenen segnenden Händen. Dann ging ich zur Ruhe. Ich war müde.

* * *

Der nächste Sonntag sah mich wieder zu Pferd. Mein Ziel war Scha-ma, das kleine Gemeindlein im Norden. Ich war frühe aufgebrochen. Die Sonne war noch im Aufstiege jenseits der Berge. Graues

Dunkel lagerte über der Landschaft. Hell erklangen die Glöcklein am Galse meines Pferdes in die Stille des dämmernden Morgens. Sie läuteten den Sonntag ein. Kein Echo kam zurück! Nichts von Sonntagsmorgenstimmung. Nichts Feierliches. Nichts Weihevollens. Im Werktagsgewand erhob sich die Sonne im Osten. Werktagstimmung lag über Wald und Flur, lag im Gezitscher der Vögel, im Rauschen des Wassers. Und Werktagssinn und Werktagssorgen sprachen aus den Mienen der Menschen, die geschäftig und unfroh, mit Hacke und Spaten, mit Hammer und Hobel ihr Tagewerk begannen.

Langsam ritt ich an diesem Sonntag durch das Land ohne Sonntag. Nach etwa einer Stunde nahmen mich die Berge auf. In einem der ersten Gänge stand ein Kloster. Buddha schwang hier sein Szepter. Zwei Mönche schritten über den Steg, der die geistliche Siedelung mit der Straße verband. Neugierig schauten die Nahlköpfe auf den Fremden. Der war so eine Art Berufsgenosse. Er ermahnte auch die Menschen zum Gutesun. Und wohl mit dem gleichen Erfolg. Ja, fremder Bruder, unser China ist ein harter Boden. Hart sind die Herzen, und hart die Köpfe nicht minder. Ihr habt recht, ihr guten Gesellen. Hart ist der Boden eures Landes und schwer ist es da Furchen zu ziehen!

Wie werde ich es in Schak-ma treffen? Noch vor wenigen Jahren versammelten sich dort fünfzig und sechzig Leute zum Gottesdienst. Jetzt waren deren noch zwölf, manchmal auch nur fünf und noch weniger. Wo lag die Schuld? Fehlte es an mir? Fehlte es am Katechisten? Oder hatte man früher statt Gold, Silber und edle Steine Holz, Heu und Stoppeln gebaut? War auch dieser Baum reif zum Abhauen? Sollte ich dies der Gemeinde androhen? Sollte ich es in Basel beantragen? Oder sollte ich —?

Halt, was war das! Mein Pferd stand still. Ich war vor einer Brücke. Und über diese hinüberzukommen war ein Kunststück. Es waren je drei schmale Balken nebeneinandergelegt, die in fünf Längen das gegenüberliegende Ufer erreichten. Von unten stützten schwache Holzpfiler. Einige derselben waren tief eingesunken, andere hatten sich in dem sandigen Flußbett bedenklich gelockert. Ging jemand über die Brücke, dann machte diese die reinsten Schlangenbewegungen. Jetzt waren dazuhin die Balken noch naß und schlüpfrig vom Tau. Ohne Katastrophe ging es nicht ab. Und dort drüben lag die Kapelle. Und es war schon halb 11 Uhr vorbei! Um 11 Uhr nahm der Gottesdienst seinen Anfang und ich hatte die Predigt zugesagt. Auch war heute Abendmahl. Mißliche Lage. Ich spähte flussaufwärts, flussabwärts nach einer Stelle,

die vielleicht ein Durchreiten ermöglichte. Doch die Ufer waren zu steil und die Strömung zu stark.

Hinter mir erhob sich Lachen und Gröhlen. Eine Teeshütte stand da. Vor dieser hatte sich ein Trupp Menschen gesammelt. Einen Fremden in Verlegenheit zu sehen, wird in China immer Freude auslösen. Meine ohnedies gedrückte Gemütsstimmung erfuhr durch diese Art von Teilnahme merkliche Steigerung. Ich drehte mich um. Und dem nicht gerade freundlichen Blick wollten entsprechende Worte Ausdruck verleihen.

Ich kam nicht dazu. „Ich wünsche dir Frieden, Missionar,“ ließ sich da einer vernehmen. Und durch den Anäuel von Menschen arbeitete sich eine kurze, kräftige Gestalt. Und, den Regenschirm über der Schulter, das Gesangbuch unter dem Arm, stand vor mir, gutmütig lächelnd, der Christ Shen-Khiu-pak. Er war auf dem Weg zur Kapelle. „Gib her, Missionar,“ sagte er, und schon hatte er mein Kößlein am Zügel. Und wie ein Jüngling schritt der 61jährige Mann mit dem Tier über den schwankenden Steg. Ich folgte mit Herzklopfen. Doch Mann und Roß kamen glücklich hinüber. Gleich der Sonne, wenn diese finstere Gewölke zerreißt und die Landschaft unter sich mit ihren Strahlen vergoldet, hatten Tat und Worte des freundlichen Mannes mit hellem Schein mein undüftertes Gemüt durchleuchtet.

(Schluß folgt.)



Sollen wir zur Kirche gehen?

Wie oft hört man diese Frage, und die Entgegnung ist dann: Ich habe vom Kirchengehen nichts. Wir vergessen, daß die Einladung der Kirche so heißt: „Kommt und helft uns!“ Wir sollen geben, nicht empfangen. An uns, die wir in einem christlichen Lande aufwuchsen, kann die Kirche eine große Forderung stellen. Darum muß man nicht fragen: „Was kann mir die Kirche bieten?“ sondern: „Wo kann ich helfen?“ Und wer gibt, empfängt am meisten. Tadelgeist schließt das Herz, so daß es nichts empfangen kann. Die Predigt, die Gebete, sie mögen wohl einmal mit unseren Gefühlen und unserem Geschmack nicht übereinstimmen. Schadet nichts! Deswegen sollen wir ja nicht in erster Linie zur Kirche gehen. Sondern wir wollen mit unseren Brüdern und Schwestern in unseres Vaters Hause sein! (The Ladies Home Journal Philadelphia.)



Als Gast bei der Hochzeit einer indischen Witwe

(Schluß.)

Der Tag der Hochzeit war da. Mit meinen Gastgebern zusammen fuhr ich um 9 Uhr an der wunderbar in tropischem Parke gelegenen Villa vor. Oben auf der breiten Freitreppe empfing uns der Hausherr und seine Frau, in prächtige Gewänder gehüllt — aber barfuß. Nach Begrüßung und Vorstellung wurden wir von malerisch gekleideten Dienern in den großen Saal geleitet, der recht geschmackvoll mit Blumen und allerlei Tropengrün dekoriert war und in dem bereits die Angehörigen, eine größere Anzahl vornehmer Hindu und die englischen Regierungsbeamten Platz genommen hatten. Geradezu betäubend wirkte der Weihrauch- und Blumenduft, der die Luft erfüllte. Der vordere Teil des Saales war freigelassen und dort stand ein Tisch voller Blumen, aus denen verschiedene Goldgeräte hervorragten. Raum hatte sich das Auge an all das Fremde und Märchenhafte gewöhnt, da begann auch schon die Feier.

Nach einer sehr originellen Eingeborenen-Musik erschien der Priester des Brahma Samadsch, der eigenst zu dieser Trauung aus Kalkutta hergekommen war, ein Mann, der als rechter Vertreter seiner Sekte beide Religionen beherrschte und sie verschmelzen möchte und daher, um die christliche Religion wirklich kennen zu lernen, in Edinburg Theologie studiert hatte. Er hatte einen sehr düsteren Ausdruck im Gesicht, ja sein wildes, schwarzes Haar und vor allem sein reichlicher schwarzer Bartwuchs gaben ihm geradezu ein unheimliches Aussehen. In großem Kontrast dazu stand sein geschmackvoll, fast etwas kokett umgelegter, schneeweißer Überwurf. Er nahm hinter dem Tisch — mit dem Gesicht zu uns gekehrt — Platz. Darauf trat die Braut aus dem Nebenzimmer und setzte sich an die rechte Seite des Tisches — vom Priester aus gesehen. Sie machte einen überaus sympathischen Eindruck. Reizend hatte sie ihre seidenen Umhängetücher, gelb und blau, von Goldgeweben durchzogen, sich umgelegt, während ihr schwarzes Haar reichlichen Blumenschmuck trug. Als sie Platz genommen, erschien der Bräutigam und setzte sich links des Priesters, seiner Braut gegenüber. Er war recht phantastisch gekleidet, als rechter Anhänger des Brahma Samadsch in

alter indischer Tracht und natürlich aus Nationalgefühl heraus auch barfuß, wie überhaupt alle anwesenden Inder. Das ganze Bild, das sich meinen Augen bot, war so fremdartig und dazu betäubten einen die immer stärker werdenden Wohlgerüche derart, daß ich fast glaubte, ich träumte ein Märchen aus 1001 Nacht.

Nun begann die Feier, deren Programm mit allen Gebeten, liturgischen Ansprachen usw. gedruckt jedem Gast überreicht worden war. Das Eingangsgebet daraus sei in deutscher Übersetzung mitgeteilt: „Bei dieser heiligen und verheißungsvollen Veranlassung, da zwei Herzen zu heiliger Ehe zu vereinigen sind, gedenken wir Deiner und grüßen Dich, Du Gott der Liebe, der Du der Herr des Weltalls bist, der alle Dinge ordnet und alle Beziehungen heiligt.“ Darauf legte sich der Priester einen der Blumenkränze, die auf dem Tische lagen, um den Hals und gab der Braut und dem Bräutigam auch je einen. So geschmückt fragte er die Verlobten, ähnlich, wie es in unserer Trauungsliturgie der Fall ist, ob sie bereit seien, sich bis zum Tode Treue zu halten — überhaupt war die Liturgie mehr oder weniger der allgemein christlichen Trauungsliturgie entlehnt, nur mit einigen Abweichungen. Nach dem feierlichen Ja-Worte begann der Priester etliche Sanskritgebete herzumurmeln, wovon man leider nichts verstand. Dann ergriff er eine Blumengirlande und band die Hände der beiden damit zusammen, während die Musik lärmend einfiel. Der Schluß der eigentlichen Feier bestand dann darin, daß Braut und Bräutigam die Kränze wechselten, die ihnen der Priester zum Eingang umgelegt hatte, und die Ringe und dann gemeinsam folgendes Gebet sprachen: „O, Du allwissender Gott, Du Quelle aller Kraft und Güte, hilf uns treu zu bleiben diesem unserem heiligen Heiratsgelübde.“

Während der Priester noch einige Sanskritgebete sprach und die Musik draußen auf der Veranda stimmungsvoll dem Augenblick sich anpassende, leise Weisen spielten, erschienen Diener mit Blumenkörben und Parfümfläschchen und gingen durch die Reihe der Gäste, sie mit ihren Gaben beschenkend. Zunächst erhielt jeder Gast eine Rose mit einer Sicherheitsnadel zum Anstecken, dann mußte man sein Taschentuch vorweisen und der Diener besprengte es mit verschiedenen wohlriechenden Wässern, schließlich wurde jedem von uns ein Blumenkranz um den Hals gelegt, wobei eine etwas peinliche Szene mir sehr lebendig in Erinnerung geblieben ist. Die Frau eines englischen Beamten hatte wohl gerade ihre neue Toilette aus der Heimat erhalten und prangte in einem riesengroßen, modernen Hute, wie sie im vorigen Winter ja an der Tages-

ordnung waren. Beim gewaltigen Durchmesser dieses Gutes gelang es dem Diener nicht, den Kranz über den Gut zu bringen und um den Hals zu legen. Sehr taktvoll sprang da der Brautvater herbei und zog ihn so über den rechten Arm der Dame, daß er über die rechte Schulter hing.

Inzwischen hatte der Priester seine Gebete beendigt, der Tisch wurde weggestellt und das junge Paar setzte sich neben einander den Gästen gerade gegenüber. Dann erschienen die Verwandten mit ihren Geschenken, die in goldenen und silbernen Halsketten, Armspangen, Gürteln und Ringen bestanden, die einen ungeheuren Wert repräsentieren mochten. Aber darauf wird großer Wert in Indien gelegt, und lieber macht man Schulden, als daß man am Hochzeitsgeschenk sparen würde. Einen fatalen Beigeschmack für die Familie des jungen Paares haben diese Geschenke auch noch. Der Geschenkgeber erwartet nämlich, daß bei vorkommenden Hochzeiten in seiner Familie Schmucksachen genau in derselben Werthöhe geschenkt werden.

Nachdem so die junge Frau bis zur Sinnlosigkeit mit Gold behängt war, da die Verwandtschaft zu den obersten Zehntausenden gehörte, wurden Lämpchen und Lichter mehrmals um das Paar herumgetragen, um damit einen Feuerwall zu versinnbildlichen, der alles Böse von ihm fernhalten solle. Es erschienen darauf die Freundinnen der Frau und häuften Kokosnüsse und Reis vor dem Paare auf zum Zeichen künftigen Wohlstandes, und dann ging ein Blumenregen über dem Hochzeitspaar nieder, so daß der ganze Boden bedeckt wurde von Blumen, die von den Geschmückten wieder herunterfielen.

Damit war die Feier beendigt und wir Europäer, die als Gäste bisher willkommen waren, mußten uns nun verabschieden, denn als Teilnehmer beim Hochzeitsmahle mochten sie uns als echte Hindus doch nicht haben. Die schönen Blumen achtlos zertretend, nahen wir uns dem jungen Paare, um zu gratulieren, und dann wurden wir noch einigen vornehmen Hindus vorgestellt, so auch der Enkelin des Gründers des Brahma Samadsh, des vorher erwähnten Ram Mohun Roy.

Salb im Traum war ich noch, als ich den Glanz, die Pracht und die Wohlgerüche des Trauungsraumes hinter mir hatte und wieder auf der Freitreppe zum Wagen hinabstieg. Da hatte ich nun mit eigenen Augen einmal etwas gesehen von dem glitzernden Glanze indischer Pracht, wie man ihn mit Worten nicht beschreiben kann. Da müßte man schon Maler und Künstler sein, um Wesern, die nie einen Blick in Indiens Zauber getan haben, ein Bild zu bieten, das in seiner Wärme und seinem Reichtum den vollen Eindruck wiedergibt.

Da die Anhänger des Brahma Samadsch sich meist aus den besitzenden oder geradezu reichen Kreisen Indiens rekrutieren, kann man wohl sagen, daß Hochzeiten und ähnliche Familienfeste meist mit solchem Pomp gefeiert werden und dem geschilderten an die Seite zu stellen sind. Ich hoffe, der Leser wird aus dieser Skizze sich doch einigermaßen ein Bild machen können von den religiös verschwommenen Anschauungen und den sozialen Reformversuchen des Brahma Samadsch und auch von seinen feierlichen Gebräuchen und Riten. Manchem Missionsfreunde mögen aber dabei erst die Augen aufgehen für die ungeheuren Schwierigkeiten und die mannigfachen Volksklassen, mit denen der christliche Missionar in Indien zu rechnen und zu kämpfen hat. Und wiederum eine kleine Bereicherung der Missionskenntnis der Leser sollte dieser Artikel liefern.

Unter dem Sternenhimmel

Führt uns der Tag mit seinem Sonnenlicht in die Wunderwelt der Erde, wenn wir uns führen lassen — so führt uns die Nacht mit ihrem Sternenleuchten in die Wunderwelt unendlicher Räume! — Ich habe mich schon so manchemal von ihr führen lassen unter das blinkende Himmelszelt — und still lag die Erde, in der Nähe und Ferne kein Klang, nur der Nachtwind spielte in den träumenden Bäumen, und die Herzen der Menschen schlugen ihr leises Leben durch den lautlosen Schlaf entgegen dem wachenden Tag. Mein Blick hing fragend und suchend an den Sternen der weiten Welt. Und Jahrhunderte zurück ging mein Denken: ich sah im Geist in stiller Nacht unter dem funkelnden Himmel den Herrn stehen! Und seine Augen hingen an den Sternen — an denselben Sternen, die heute noch in schweigender Nacht ihre Bahnen ziehen, zu denselben Lichtern, zu denen jetzt mein Blick hinauf geht! Ergreifender Gedanke — —! Er sieht hinauf, aber er sieht mehr als er mit seinem Auge erkennen kann: er sieht die Größe des Vaters, er sieht die tausend Welten, die dort ihre festen Bahnen gehen, gedacht, geleitet und geliebt von seines Vaters Herzen! Er sieht mehr als Zeiten nach ihm die großen Himmelsforscher je gesehen — er sah mehr als Jahrhunderte nach dieser Zeit heute die Weltweisen je entdecken werden. Er sah die Wunderwelt der Schöpfergröße seines Vaters! Und dennoch, dennoch — die Weltwissenden von heute, was sagen sie von ihm? — — — Der Nachtwind flüstert in der lauschenden Nacht; er weiß besser von wo und wann er kommt, besser als so viele nichtwissende, nichtswissentwollende Menschenkinder, die doch so stolz über die Erde gehen!

A. Citner.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

Hr. v. A. Heutzutage entnehmen kundige Ärzte dem Kranken einen Tropfen Blut und untersuchen genau die Blutmischung. Bisweilen hat man damit den Schlüssel zum Leiden und es wird dann durch entsprechende Ernährung gerade der Stoff, der im Blut fehlt, reichlicher zugeführt. Wenn ich Ihre letzten drei Briefe in ähnlicher Weise zergliedere, finde ich, daß Ihrem geistlichen Blut Sand fehlt. Ich meine jenen Sand, der dem schäumenden Meer Stillstand gebietet; jene Gelassenheit, die sich nicht von jeder Welle wer weiß wie hoch heben läßt, sondern ihr einen leisen beharrlichen Widerstand entgegensetzt; jenes Vertrauen, daß Gott im Regimente sitzt und hinter dem leidenschaftlichen Böwetter schon der blaue Himmel lacht; jene Geduld, die ganz gewiß ist, daß alles zum Guten ausschlagen muß und darum an sich halten kann. Von solchem Sand wünsche ich Ihnen kein Döschen oder Rännchen voll, — sondern eine ganze Sandbank! Dann werden Sie mir nicht mehr solche verzweifelte Briefe schreiben und in Ihrem Familientreise nicht mehr so ärgerlich und empfindlich aufbrausen. Schreiben Sie sich das Wort in großer Schrift auf ein Papier und hängen Sie dasselbe so auf, daß Sie es oft sehen können: „Sand!“

S. H. Wenn ein falscher Schwur (noch dazu nicht vor Gericht, sondern in der Unterhaltung) größer wäre als Gottes Gnade in Christo Jesu, dann müßten wir alle nach einem andern Heiland ausschauen! Jede Sünde, die man ernstlich bereut, bekennet und dem Heiland voll Vertrauen bringt, wird vergeben. Auch Ihre Schuld ist längst im himmlischen Hauptbuch durchstrichen!

„Eid.“ Jene Aussprüche Jesu beziehen sich auf die jüdische Unsitte seiner Zeit, jede Aussage mit irgend einer Eidesformel zu versehen. Jesus selbst hat vor Gericht geschworen (Matth. 26, 63—64) und Ebr. 6, 16 deutet doch auf den rechten Wert des Eides vor Gericht hin.

Burgdorf. Ihre Entrüstung über Rhokhs letzte Schriften verstehe ich. Seine Entwicklung hat ihn immer weiter getrieben. Nur ist manches bei ihm barock, scharf pointiert, übertrieben ausgedrückt. Im Grunde würde sich zeigen, daß er besser ist, als seine letzten Bücher. Er glaubt an die Offenbarung, an

Wunder, an die Wiederkunft Jesu, — er betet. Aber freilich zur Bekehrung Ungläubiger sind die von Ihnen abgeschriebenen Stellen nicht zu brauchen. Ich tröste mich: Gott hat manchen Sonderling in seiner großen Ambulanz!

v. L. Sie meinen Matth. 25, 46 allein müsse mich von meinem Irrtum, daß ich die Endlosigkeit der Höllestrafen leugne, abbringen, denn da sei das Wort „ewig“ offenbar in demselben Sinn von der Verdammnis der Gottlosen, wie von der Seligkeit der Gerechten zu verstehen. Als Antwort setze ich hierher, was Prof. Ströter einem ähnlich urteilenden Bruder schrieb:

Röm. 16, 25. 26 spricht Paulus von einem Geheimnis, das von „ewigen Zeiten“ her verschwiegen war, jetzt aber auf Befehl des „ewigen Gottes“ verkündigt wird.

Bei dem Hauptwort „Zeiten“ in R. 25 steht das Eigenschaftswort „ewig“, griechisch *aionios*. Auch der einfachste Leser der Schrift wird erkennen, daß „Zeiten“ ihrer Natur nach schon nicht endlos sein können. Dazu steht hier noch deutlich, daß diese „ewigen“ Zeiten des Verschwiegenseins jenes Geheimnisses ihren Abschluß gefunden haben durch die dem Paulus vertraute Heilsverwaltung.

Genau das gleiche Wort „*aionios*“ steht zur Bezeichnung des „ewigen“ Gottes. Selbstverständlich hat es da eine ganz andere Ausdehnung und Fülle. Will jemand sagen: Wenn die ewigen Zeiten ein Ende haben, dann hat auch Gott ein Ende?

Noch ein Beispiel derselben Art: Tit. 1, 2 schreibt Paulus: Auf Hoffnung „ewigen“ Lebens, welches verheißen hat der untrügliche Gott vor „ewigen Zeiten.“

Wieder steht in beiden Sätzen das griechische Wort „*aionios*“. Und wieder hat das Wort zweierlei Bedeutung im gleichen Satz. Denn auch ich denke nicht daran, dem ewigen Leben endlose Dauer abzusprechen. Wohl aber ist es auch hier unmöglich, den „ewigen“ Zeiten endlose Dauer zuzusprechen, sei es rückwärts, sei es vorwärts. Rückwärts gerechnet konnte Gott keine Verheißung geben, ehe jemand da war, dem er sie gab. Und nachdem die Verheißung erfüllt sein wird, haben die „ewigen“ Zeiten, vor denen sie gegeben ward, ihr Ziel gefunden, die Verheißung ist Erfüllung geworden. Damit ist den „ewigen Zeiten“ unwidersprechlich nach beiden Seiten hin ein festes Ende gesetzt. Sie sind nicht endlos zu denken.

Aus diesen beiden Schriftworten geht dreierlei hervor: 1. Daß „ewig“ im Worte Gottes in einem Satz zweierlei Bedeutung hat. 2. Daß „ewig“ im Worte Gottes von Zeiten gebraucht wird, die sowohl Anfang als Ende haben. 3. Daß viele Kinder und Knechte Gottes ihre Bibel sehr oberflächlich lesen und darum sehr leicht „beunruhigt“ werden. Aber wer ist schuld?

A. M. B. Jene längst vergebene Sünde rühren Sie nicht wieder auf; das sieht fast so aus, als ob noch ein geheimes Band des Interesses mit dem geschlagenen Feind die Seele fesselt. — Ihre Tröstung über den Tod meiner Frau habe ich kühler angesehen, denn meine Frau lebt noch! — Trauen Sie Jesus zu, daß er Ihres Lebens Prozeß auf alle Fälle gewinnen will.

Fr. v. B. Wenn Sie diese Zeilen lesen, trennen uns nur noch wenige Tage von dem Datum der Walterschen Entrückung. Da brauchte ich Ihnen eigentlich nichts mehr dagegen zu schreiben. Habe ich doch schon im vorigen Jahrgang vor diesem Irrtum gewarnt. Sollten Sie sich doch noch etwas darüber sagen lassen wollen, so lassen Sie sich von der evangelischen Gesellschaft zu St. Gallen den

kleinen Vortrag von Pfarrer Wilhelm Schlatter kommen. „Der Tag Jesu Christi und seine heilsame Ungewißheit.“ Nach dem 21. März werden wir wohl für den unglücklichen nichtentrückten Johannes Walter und seine Familie Geld sammeln müssen. Seine Stellung als altkatholischer Pfarrer hat er eingebüßt; die Wohnung ist nur bis zu jenem Datum bezahlt, die letzten Geldmittel sind bis dahin aufgezehrt und wie bitter wird die Enttäuschung sein und das niederdrückende Gefühl, soviel andere Leute falsch beraten zu haben.

L. M. Ihre Gabe von 10 Mark für die Mission habe ich erhalten. Herzl. Dank! Der Pastor O. am Diakonissenhause würde Ihnen sicher gefallen. — Grüßen Sie ihn von mir.

U. A. Der Mitternachtsgottesdienst in Dresden, der von zirka 1500 Personen beiderlei Geschlechts (Hotelangestellte, Kellner, Kellnerinnen u. dgl.) besucht war und mit einer Abendmahlsfeier von 400 Personen schloß, wird hoffentlich in allen deutschen Großstädten ein entsprechendes Echo wecken. Ein höherer Geistlicher sagte mir: „Was haben wir auf dem Gebiet bisher versäumt.“ Warum könnte nicht jeden Monat in jeder Stadt über 100 000 S. ein solcher Mitternachtsgottesdienst gehalten werden!

Ephef. 5, 4. Warum anonym? Wäre Ihr Brief nicht so bezweifelt, hätte ich ihn gar nicht beantwortet. Jesus allein kann Sie in Ordnung bringen. Wenn Sie sich zu ihm flüchten und sich von ihm lieben und führen lassen, hört dieser Zustand auf. Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Haben Sie denn im Verein keinen Menschen, dem Sie sich offenbaren und mit dem Sie drüber beten könnten? Sollte unter den Vereinsbrüdern nicht schon längst der „Mann mit dem Wasserkrug“ (Luk. 22) sich befinden, der Ihnen begegnen soll, sobald Sie gehorsam auf Jesu Wegen gehen?

Bibelfkurs

Vom 13. bis 17. Mai beabsichtige ich im Landhaus Heidrich in Ohbin bei Zittau einen Bibelfkurs abzuhalten. Vormittags 1 Stunde Kollosserbrief, 1 Stunde Probleme des Lebens Jesu, nachmittags 1 Stunde Kollosserbrief. Gemeinsame Andachten und Spaziergänge. Anmeldungen dazu wie auch für anderes Logis als im eigenen Landhaus (Pension 6 Mark) sind rechtzeitig an Frau Schulrat Heidrich zu richten. Die Teilnehmer zahlen außer der Pension zehn Mark für den Kursus, oder Tageskarten à zwei Mark.

S. Keller.

Der große Physiker Tyndall erzählt, daß er oft in Versuchung war, die Erklärung des Materialismus über die Entstehung aller Dinge anzunehmen. Aber er sagt: „Ich habe durch jahrelange Selbstbeobachtung festgestellt, daß es nicht die Stunden der Kraft und inneren Klarheit waren, wo diese Lehre meinem Geist die richtige schien.“ Sollten sich nicht unsere jungen Leute, die ohne die Vorkenntnisse und den sittlichen Ernst Tyndalls zu haben, in Prima schon für Hädel entschieden haben, vor solchem Bekenntnis eines Naturforschers schämen?

„Der Abel, der von Gott kommt (durch die Wiedergeburt) ist eine Gabe, die den Empfänger ebensoviel kostet als den Geber.“

(Niclaus Bolt.)



Vom lebendig gegenwärtigen Gott. Drei Vorträge von Pfarrer Fuzi, Hans Bachofner und Paul Bachofner. Zürich, Evang. Gesellschaft. 1.20 M.

Aktuelle Thematika und frische originelle Behandlung. Am meisten hat mich der Letzte interessiert: „Das Gewissen“ von Paul Bachofner. Da derselbe zu 40 S auch einzeln zu haben ist, würde ich jedem raten, der über sein Gewissen zur Klarheit kommen will, sich diesen Vortrag kommen zu lassen.

Johannes Müller. Die Reden Jesu, Band II. Bedfche Buchhandlung, München. 4.50 M.

Wiederum, wie so manchesmal bei einem Müllerschen Buche muß ich bekennen, viele Anregungen empfangen zu haben. Aber ich gewinne mehr und mehr den Eindruck, als ob die Kluft zwischen ihm und mir sich vergrößert. Auch in diesem Buche sind manche scharf geschliffene Brillanten, aber zwischen ebenso scharfen Glasscherben, an denen der Unkundige sich die Seele wund schneiden kann. Jesus und seine Jünger haben, meines Erachtens, damals bei der erstmaligen Fassung unmöglich diese Worte so verstehen können, wie Müller sie deutet. Jeder einfältige aufmerksame Bibelleser, der von theologischen Problemen nichts weiß, versteht sie jedenfalls nicht, wie Müller. Hat letzterer mit seiner Deutung recht, dann ist er der erste, der Jesus richtig verstanden hat und von den Aposteltagen bis heute haben alle andern geirrt! Manche Stellen, wie die über den „Mißbrauch“ und das „falsche“ Verständnis der durch Jesum geschaffenen Erlösung oder ein Ausspruch über das Gebet klingen sogar für unser Verständnis wie Lästerung des Heiligsten. Warum muß man Freunde auf solche Weise verlieren! — In zehn Jahren wollen wir sehen, was für Früchte die Müllerschen Bücher und Mainberg gezeigt haben werden!

Katechismuslehre. Eine Auslegung des kleinen Lutherschen Katechismus für das liebe deutsche Christenvolk, von L. W. Fricke. 2 Bde. Hannover, Buchdruckerei des Stephansstifts.

Fricke war ein Original. Originell ist auch seine Katechismusauslegung. Nachmachen kann ihm die niemand und soll es auch nicht; aber lernen kann jeder von ihm, der den Katechismus zu behandeln hat. Das Werk ist eine Fundgrube katechetischer Weisheit; es bietet zu jedem Stück passende Illustrationen, zum Teil aus dem reichen Schatz eigener Erlebnisse, und wird so zu einem Erbauungsbuche im besten Sinne.

J. Benian. Denn meine Augen haben keinen Heiland gesehen! Gomburg b. d. Höhe. Verlag Wiegand. 3 M.

Erzählungen aus Südrusslands Steppen bergen sich hinter diesem Titel. Wer wäre da mehr imstande als ich, dieselben abzuschätzen! Wie manche Namen von Orten und Gegenständen klangen mir vertraut; auch die Verhältnisse und Lokalfarben sind richtig wiedergegeben. Aber es fehlt ein literarisch gebildeter Beirat, der manche Trivialitäten hätte ausmerzen können. Für gläubige Kreise, die sich an einigen solchen Ecken nicht stoßen, eine ganz frische, originelle Lektüre. **E. Herse.** Kinder des Lichts. Verlag von Neumeier, Braunschweig. 3 M., geb. 4 M.

Ansprechend in der Form, warm und fesselnd erzählt, werden diese Erzählungen ernstern Menschen ernste Gedanken wecken und gerne gelesen werden. Die Überzeugung der Verfasserin teilt sich unwillkürlich dem Leser mit und läßt ihn die Geschichten mitempfinden. Man kann das Buch jedem jungen Menschenfinde in die Hand geben.

Mrs. Walton. Ein Blick hinter die Kulissen. Aus dem Englischen. 9. u. 10. Tausend. Basel, Kober's Verlag.

Es freut mich, daß diese ergreifende Erzählung, die ich schon früher warm empfohlen habe, in so hoher Auflage wieder vor mir liegt. Die anspruchslose Schlichtheit in der Form und die Originalität des Erlebten scheinen zu solchem Erfolge zusammenzuwirken. Junge Mädchen haben mir versichert, daß sie die Geschichte nicht ohne Tränen hätten lesen können.

Christina Roh. Glück. Eine Erzählung. Striegau, Urbans Verlag.

Die Verfasserin versteht gut zu erzählen und hat manchen tiefen Blick ins Menschenherz getan. Wenn nicht hie und da der religiöse Einschlag etwas zu stark in den Vordergrund treten würde, könnte man solche Bücher ganz anders vertreiben. Für Gemeinschaftskreise sehr geeignet.

Helene Christaller. Heilige Liebe. Verlag von Reinhardt, Basel. Gebunden 5 M., brosch. 4 M.

Das ist eine sehr originelle Lektüre für uns evangelische Christen! Es wird uns nämlich die Liebe der heiligen Klara zum heiligen Franziskus von Assisi geschildert, wie sie aus menschlich-irdischer Liebe sich wandelt in himmlische Liebe. Dadurch, daß die Dichterin in Assisi selbst Natur- und Geschichtsstudien gemacht hat, gewinnt der Roman an Farbentönen und Naturwahrheit. Psychologisch bleibt uns das ganze Seelengemälde interessant, auch wenn wir die monchische Engigkeit nicht teilen. Ob aber der Heiligenschein, den man anderswo um das Haupt des „Armen von Assisi“ zu malen liebt, durch diese Lektüre nicht etwas gelitten hat? Trotz jenes Sieges über irdische Liebesgefühle wirkt das Ganze wie ein Trauerspiel; und es ist auch schön, wie ein gutes Trauerspiel sein muß.

J. Friz. Eine Heldin unter Helben (Florence Nightingale). Stuttgart, Evang. Gesellschaft. Geb. 3 M.

Nach wenigen Seiten, die etwas breit und behaglich erzählen, setzt die Spannung ein, die einen bis zum Ende beherrscht. Die berühmte Heldin der Krankenpflege hat während des mörderischen Krimkrieges so Staunenswertes geleistet, daß man ihr sein Interesse nicht versagen kann. Ein Buch zum Begeistern, — nicht nur für Mädchen, die etwas Tüchtiges werden wollen!

Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des XIX. Jahrhunderts. Die Provinzen Pommern und Schleswig-Holstein. Von L. Tiesmeyer. Kassel, Verlag von Ernst Röttger.

Der Verfasser bietet hier einen Ausschnitt aus der neueren Kirchengeschichte, der verdient, bekannter zu werden als er meistens ist. Wir hören da von Männern, deren Namen einen guten Klang haben, und ihrer Arbeit, aus der wir lernen können für ein rechtes Urteil über die gegenwärtigen kirchlichen Bewegungen. R.

Johann Friedrich Starck's Täglicher Handbuch in guten und bösen Tagen. Erste Neubearbeitung mit Predigten v. Augustin, Luther, Joh. Arndt, A. G. Franke, Steinhöfer, L. Hofacker, Cl. Harms u. a. Herausgegeben von Dr. Rudolf Krone. Karlsruhe, Verlag des Evang. Schriftenvereins 1909.

Ich freue mich immer, wenn ich in den Häusern Starck's Gebetbuch finde, und verstehe wohl, warum besonders die Kranken den Starck so lieben. Daß es noch etwas erweitert ist und sich an unsere Sprache gewöhnt hat, kann ihm noch besonders zur Empfehlung dienen. R.

Schlatter, Das christliche Dogma. Calwer Verlag. Brosch. 9 M., geb. 11 M.

Mit dem vorliegenden Werk hat Schlatters theologische Arbeit eine Abrundung erhalten. Geschichtliche Werke und eine Auslegung des ganzen Neuen Testaments gingen dem Buche voraus. Beide fanden ihre Zusammenfassung in Schlatters Neutestamentlicher Theologie. Und nun folgt in dem Buch: „Das christliche Dogma“ die Darstellung vom Werk und der Wirkung des Neuen Testaments für die Gegenwart. — Wer von den Lesern Schlatter aus seinen früheren Veröffentlichungen kennt oder gar das Glück hatte, als Schüler zu seinen Füßen zu sitzen, der greift mit Freuden zu diesem neuesten Buch. Mehr als alle anderen Werke — abgesehen von: „Der Glaube im Neuen Testament“ — verlangt es intensive Denkarbeit und Versenkung in den Stoff. Es schöpft aus der Schrift und führt in die Schrift. In wundervoller Klarheit entspringen aus dem Zentrum des christlichen Denkens die engen und weiten Kreise und führen in den Reichtum göttlichen Denkens und Wollens hinein, so sehr, daß aus der ernstesten Denkarbeit Anbetung Gottes und seines Werkes in Jesu Christo als williges Dankopfer aus unsern Herzen steigt. Wahrlich ein reicher Gewinn! Wer Arbeit und Mühe zu einer solch reichen Ernte für sein persönliches Leben nicht scheut und damit auch zur Vertiefung rechter und wahrhaft christlicher Gemeinschaft mit beitragen will, der studiere Schlatters Buch. A. W. Daiber.

E. D. Gordon. Herzensgespräche über das Geheimnis der Macht. Berlin, Deutsche Traktatgesellschaft. 40 S.

Ein kleiner herzenswarmer Traktat, der ein Echo zu wecken imstande ist.

E. v. Dörken-Dorow. Sie und ihre Kinder. Berlin, Warners Verlag. 4 M., geb. 5 M.

An diesem feinsinnig und feinfühlig geschriebenen Buch kann man nur seine Freude haben. Die Charaktere sind sehr scharf gezeichnet, die Wirklichkeit kommt zu ihrem Recht und bisweilen bricht ein köstlicher Humor durch. Das pommerische Landleben hat hier eine dichterische Behandlung erfahren, wie ich noch nichts Ähnliches gelesen. Man kann getrost sagen, das Buch hebt sich hoch aus der Flut der Produktion von gewöhnlichem Lesefutter und wird viel Freude machen.

Glaube und Leben. Christlicher Unterricht für Erwachsene, von G. Groß. Talm u. Stuttgart 1910. Verlag der Vereinsbuchhandlung. Brosch. 3.20 M., geb. 4 M.

Wem an einem klar geordneten Überblick über die Grundgedanken der Schrift gelegen ist und wer sich vor ernster Geistesarbeit nicht scheut, wird dem Verfasser dankbar sein für dies Buch, das rechtes Schriftverständnis in geschickter Darstellung bietet. Eine populäre Dogmatik, die für Laien berechnet ist, aber auch von Theologen mit Nutzen gelesen werden kann. R.

Die Mitarbeit der Frau in der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Fürsorge. Vorträge gehalten auf dem Instruktionsturfus für christliche weibliche Liebestätigkeit Breslau 23. bis 29. Oktober 1910. Breslau, 1911. Evangel. Buchhandlung Gerhard Kauffmann.

Um sich für eine gute Sache zu interessieren, muß man sie kennen. Zur Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses für die Frage, wie die Frau als Mitarbeiterin in der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Fürsorge tätig werden kann, leisten diese Vorträge gute Dienste. R.

Wilhelm Speck. Zwei Seelen. 16.—20. Tausend. Berlin, Warncks Verlag. 4 M.

Es tut kaum not, solch ein Buch nochmals zu empfehlen. Obschon ich ein lese müder Mann bin, konnte ich mich doch nicht enthalten, dasselbe nochmals zu lesen! Es ist ein seltsamer Reiz in diesem geheimnisvollen Umgang mit sich selbst, wobei die beiden Seelen, die wohl in jedem Menschen irgendwie vorhanden sind, den Eindruck einer unglücklichen Ehe machen. Über der aufmerksamen Beschäftigung mit diesem Problem kommt es so weit, daß man den edlen Teil lieb gewinnt und in höchst bedenklicher Weise den andern verbrecherischen Teil in einer Verfenkung verschwinden lassen möchte!

Drei Vorträge von D u n k m a n n, L ü t g e r t und S c h l a t t e r über: **Wahrheit, Freiheit und Gemeinschaft.** Verlag des Eisenacher Bundes, Bethel bei Bielefeld.

Die Vorträge können als belehrende und innerlich fördernde Lektüre empfohlen werden. Besonders gut und die Sache ganz eigenartig behandelnd ist der Vortrag Schlatters über die Gemeinschaft. A. W. Daiber.

Reiseplan

3.—10. März München.

5.—12. Mai Bittau.

12. März Gießen.

13.—17. Mai Bibelskurs in Dybin.

13.—22. März Wiesbaden.

19. Mai Wolmirsleben (Wiss.-Fest).

14.—23. April Danzig.

20.—22. Mai Oschersleben.

25.—30. April Köslin.

2. Kor. 1, 11.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Auf Dein Wort!



Heft 7

April 1912

10. Jahrgang

Karfreitag — Oſtern

O Kreuz, du heilig Zeichen,
Sei heiß begrüßt!
Vor dem will ich mich neigen,
Der an dir büßt.
Zu Aſche muß ich trauern,
Seh' ich dich an.
Was Sonn' und Erd' macht ſchauern,
Hab' ich getan.

O Kreuz, du heilig Zeichen,
Du Friedensbot'.
Die Sünd' und Hölle weichen
Von dir bedroht.
In meinem armen Herzen
Sollst herrſchen du.
Dort brennen Liebest Herzen
Dir immerzu.

O Kreuz, du heilig Zeichen,
So purpurrot.
Von dir will ich nicht weichen
Bis in den Tod.
Von deinem Licht umfängen
Ginst ſchlaf ich ein.
Auf meinem Grabe prangen
Sollst du allein!

Fr. Bethge.



Karfreitag

Matth. 27, 46 (Mark. 15, 34): Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: „Eli, Eli, lama asabthani!“ Das ist: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

1.

Die sieben Kreuzesworte Jesu sind alle wohl beglaubigt. Matthäus und Markus bringen nur das obige; Lukas (23, 34. 43. 46) das erste, zweite und siebte; Johannes (19, 26—30) das dritte, fünfte und sechste. Daß die später schreibenden Evangelisten Lukas und Johannes drei Worte berichten, die ersten Evangelisten vorher nur je eins, beruht auf dem Ziel der Ergänzungen und dem Eindruck, den die Worte machten. Es ist nichts als Willkür, wenn man eine dieser Perlen aus dem Schmuck des Kreuzes herausbricht und für unecht erklärt. Jedes Wort paßt vorzüglich in den Zusammenhang der Geschichte des Karfreitags und des Berichtes. Es ist einleuchtend, daß Jesus in sechs langen Stunden — und wie lang sind Schmerzensstunden! — manches den Umständen und den Umstehenden angemessene Wort geredet hat. Da müssen wir herzlich dankbar sein, daß uns wenigstens die sieben überliefert sind. Ihre treue Aufbewahrung verbürgt uns schon der Umstand, daß die Kreuzigung in breitester Öffentlichkeit vor sich ging und die Freunde Jesu nicht weit vom Kreuze standen, und mancher, der nachher an die Brust schlug und vielleicht sagte: „Für seine Feinde betete er noch.“ Jedenfalls war den Jüngern Jesu jedes Wort heiliges Vermächtnis.

Die Worte geben alle viel zu denken. Sie gehören ins Herz und ins Gewissen; sie sind ein Schatz von unvergänglichem Wert, Rubinen aus Jesu Blutstropfen kristallisiert. Aber sie wollen verstanden, gedeutet und erlebt sein.

Das schwierigste Wort ist unstreitig das von Matthäus und Markus berichtete, das Willkür ohnegleichen als das einzige Kreuzwort angesehen wissen will. Und was macht der Unglaube daraus? Ein Wort des völligen Zusammenbruchs! In Verzweiflung an seinem Gott und Werk soll Jesus geendet haben. Statt des: Es ist vollbracht! ein: Es ist zu

Ende, alles umsonst und verloren, alles vorbei, alles Bahn und Todeswelle, was je geglaubt und gewirkt ist. Die Totengräber des christlichen Glaubens haben damit aber nur ihren eigenen Unglauben eingescharrt; denn auch all ihr Denken muß enden in völliger Trostlosigkeit. Jesus Christus aber, der wohl einem Zweifler wie Johannes dem Täufer den rechten Weg wies, hat selber nie gezweifelt, auch nicht im geringsten, an seines Vaters Wort und Werk. Kann er da in der Todesstunde sein Leben und sich selbst verleugnen und aufgeben! Nein, in den schwersten Stunden bleibt am herrlichsten bestehen: „Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden.“ Es gilt also der Größe Jesu nachzuspüren, die in diesem Wort zum Ausdruck kommt. Es ist doch auffallend, daß die ersten Evangelisten nur dieses Wort berichten. Es war ihnen weniger ein großes Rätselwort, das sie fesselte, als eine Höhe und Summa, die sie erforschten.

2.

Frommer, tiefsinniger Glaube hat das Jesuswort so zu deuten sich bemüht: dasselbe ist Klage und Frage. Es ist die tiefste Klage, die je über Menschenlippen kam, die der Gottverlassenheit. Wenn die Kinder Korah ihr Herz ausschütten, weil erschüttert von der Frage der Feinde: „Wo ist nun dein Gott?“, da ist Gott nur ferne, weil sie ferne vom Tempel der Gottesverehrung sind. Es ist die Ungeduld, die Gottes Eingreifen beschleunigen möchte, das gewiß kommt: „Ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“ Am Kreuze aber ist es eine Persönlichkeitsfrage. Von Person zu Person geht der Riß. Jesus Christus fühlt sich selber von seinem Gott völlig verlassen. Die schmerzliche Tiefe dieses Risses versteht nur der ein wenig, der einerseits Jesu Wort: „Ich und der Vater sind eins“ in umfassender Bedeutung annimmt; andererseits aber erlebt und durchlebt hat: „Mitten in der Hölleangst unsre Sünden uns treiben. Wo sollen wir denn fliehen hin, daß wir mögen bleiben?“

Es ist nicht bloß die äußere Lage, aus der erhellt, daß Gottes Hilfe Jesus fehlt; es ist vielmehr Gottes Herz, das nicht mehr für ihn schlägt, Gottes Liebe, die nicht mehr für ihn da ist. Und wo Gottes Liebe nicht ist, da ist Gottes Zorn. Hier ist die tiefste Seelennot. Wie kam es zu solcher Empfindung Jesu? Hier gibt es keine andere Lösung als diese: Jesus sühnt die Sünde der Welt, indem sein liebendes Herz sie als sein eigen empfindet und durchleidet als Gottfeindschaft, Gottverlassenheit und Gottes Zorn zur Verdammnis. Das ist die Summa des äußersten Verderbens. Liebe, unbegreifliche Liebe macht sein Denken, Fühlen und

Wollen ganz eins mit der in Sünde verlorenen Menschheit, daß sein Gewissen Gottes Zorn als vollberechtigt anerkennt und alle Blutwellen seines Herzens in Höllenglut brennen. Diese Leidversunkenheit hat sein ganzes Ich so durchzittert mit ewigen Todes-Nachtwolken, daß das Selbstbewußtsein des Sohnes Gottes untergegangen ist im Schmerzbewußtsein des Menschensohnes, bzw. der verdamnten Menschheit. Die Nacht ist so dunkel, daß er nicht mehr das Ziel seiner Leiden sieht; denn er fragt: „Warum?“, sondern nichts als Schmerz die ganze Seele füllt und ängstigt.

Das ist die große Sühne des die Sünde der Welt wirklich tragenden und büßenden Weltheilandes. Das ist die wahrhaftige, große Buße der Menschheit, die gottgenügsam ist, Gottes Gerechtigkeit ganz und voll genug tut, die am Kreuz für alle anhebt und in allen Bußtränen derer, die gerettet werden, weiter wirkt bis zum jüngsten Tag.

Aber mitten in der Höllenangst ist auch da die Selbsterhaltung des göttlichen Ich, die Reaktion des Glaubens, die Gott festhält, auch wenn sie nichts fühlt und sieht von Gott und dem Wegziel des Karfreitags. Es ist das furchtbarste Warum der Weltgeschichte ohne irgend einen Lichtblick, aber darum auch die Höhe des vollendeten Glaubens das: Mein Gott, mein Gott! Die Größe der Liebe und des Glaubens in absoluter Höhe beieinander!

Bei solcher Auffassung ergibt sich die herzbeweglichste Folge für die Menschen in Buße und Glaube. Und Keller hat recht, wenn er in seinem glaubenstärkenden Roman „Um die Kanzel“ schreibt, „daß auf die verzweifelte Frage Jesu am Kreuz eigentlich nicht Gott die Antwort zu geben schuldig sei, sondern wir.“ Die Antwort kann nur lauten: Nun, was du, Herr, erduldet, ist alles meine Last. Ich hab' es selbst verschuldet, was du getragen hast. Und zu dem Bußwort kommt das Gebet des Glaubens:

Gieb mir, o mein Erbarmere,
Den Anblick deiner Gnad'.

3.

Dieser obigen Erklärung stimmte ich jahrzehntelang zu, gehe aber nunmehr einen neuen Erkenntnispfad. Freilich ist vorweg zu betonen, daß auch abgesehen von dieser Stelle, die Erlösungslehre in all ihren Tiefen und Tröstungen bestehen bleibt. Jesus gab liebend seine Seele in den Tod. Er starb den Seelentod der Gottverlassenheit. Und so viel die Seele mehr wert ist als der Leib, so viel mehr Bedeutung und Wir-

kung hat der Seelentod Jesu als der äußere Kreuzestod, der wiederum für den heiligen Jesus ein viel schmerzlicheres Erlebnis ist als für uns arme Sünder. Mit unaussprechbaren Schmerzen hat Jesus an Seele und Leib die Sünde der Welt gelüht.

Dieses Wort aber will anders gewertet sein. Zunächst nehme ich Anstoß an dem Fragezeichen Warum? Hiernach soll Jesus nicht gewußt haben, warum er leidet. Da muß man doch fragen: Hat denn das Leiden noch einen Wert, der Liebe Wert? Es ist dann ein blindes Geschick, dem Jesus unterworfen ist. Aber nur freie Willensstat, die von der klaren Erkenntnis des Zieles nicht zu trennen ist, behält den Wert einer Großtat der Liebe. Auch der letzte Blutstropfen Jesu Christi ist noch Zeuge hingebender, freier Liebe und ruft: Ich lasse mein Leben von mir selber. Entwertet somit das Fragezeichen die Leidenshöhe Jesu, so ist dann auch noch zu fragen: War denn das überhaupt möglich, daß Jesu Selbstbewußtsein als Erlöser völlig ausgelöscht wurde? Es ist ja sein ganzes Leben, sein Ich und seine Weltaufgabe, sein Herz und sein Gewissen. Tausendmal wird sein Herz eher brechen, als daß es vergift, wofür es bricht. Man bedenke: „Ich bin gekommen; zu geben mein Leben zu einer Erlösung für viele. Niemand nimmt mein Leben von mir selber; ich habe es Macht zu lassen und habe es Macht wieder zu nehmen. Mein Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Und wie mit der unumstößlichen Überzeugung seines Erlöserberufes, so geht er auch mit dem Glauben in den Tod: „Am dritten Tage werde ich wieder auferstehen.“ Er steht doch wahrlich nicht einen Augenblick tiefer als der Sänger: „Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich zum Ziele auch durch die Nacht.“

Darum weg mit dem Fragezeichen! Das „Warum“ verlangt ein Ausrufungszeichen. Und der Ausruf ist eine Berufung an den gerechten Gott angesichts der Weltlage, in der Jesus sich befindet. Zunächst fällt auf, daß im ersten und letzten Jesuswort es „Vater“ heißt. Man sollte denken, der Vatername wäre erst recht am Platze bei der Verlassenheit Jesu; es ist doch Vaterliebe, die nicht verlassen kann, und betet doch Jesus zuvor: „Mein Vater, es ist dir alles möglich.“ Hier aber ruft Jesus „Gott!“ Dieser Name repräsentiert die Macht und Gerechtigkeit im Weltregiment. Und jede Macht über Jesus muß von oben gegeben sein. Diesem Gott vertrauet Jesus, wie auch seine Feinde höhnen: Er hat Gott vertrauet, der erlöse ihn nun, hat er Lust zu ihm; denn er hat gesagt: ich bin Gottes Sohn. Matth. 27, 43.

Damit ist ein tragischer Höhepunkt gegeben, ein Konflikt, der eine Lösung verlangt. Und diese fordert Jesus von seinem Gott vor aller Welt.

Das „Warum!“ ist zuerst ein Protest des heiligen Sohnes Gottes wegen der Lage, in der er sich am Kreuze befindet angesichts der höhrenden Feinde, die ihn unter die Übeltäter rechnen. Es ist die feierlichste Versicherung, daß er unschuldig leidet. Es wäre Gottvermessenhaft und Sündenvergeßlichkeit, wenn je ein anderer so rufen wollte. Da heißt es vielmehr: Was murren die Menschen in ihrem Leben also! Ein jeglicher murre wider seine Sünde.

Das „Warum“ ist zum andern ein Bekenntnis getrosteten Glaubens an den gerechten Gott, den er als seinen Gott festhält. Gott ist nicht ungerecht, auch nicht am Karfreitag gegen Jesus, trotz der Leidenslage. Immer gilt: Auf daß du gerecht seist in deinen Worten und überwindest, wenn du gerichtet wirst. Ist Gott ungerecht? Das sei ferner! Wie könnte sonst Gott die Welt richten! Röm. 3, 4. 6.

Aber vor der Welt ist diese Gerechtigkeit Gottes verborgen, Gottes Tun ist in großen Wassern und Wundern. Da ist es Gottes Sache, daß er die Weltlage umgestaltet und seine Gerechtigkeit wie die Jesu erweist. Und diese Erwartung ruft der Herr empor zum Himmel und über die Erde.

Ich appelliere an dich, Gott, und dein gerechtes Gericht. Petrus schreibt: „Er stellte es dem anheim, der recht richtet.“ Ich kenne keine Stunde, in der es Jesus so feierlich anheimgestellt hat, wie die Stunde dieses Worts. Es muß ein Wort sein, in der er leidvoll ohne Eigenhilfe und Menschentrost Gottes Gericht angerufen hat. Gott soll es beweisen, warum der heilige Jesus in solcher Lage ist und sich als den gerechten Gott der Weltgeschichte offenbaren.

Darin liegt zugleich: Es ist nun genug gelitten, ich will mein Leben nun enden. Und wie der Heiland gewollt, so ist es denn auch geschehen. Um die neunte Stunde rief er's, und um die neunte Stunde befiehlt er seinen Geist in seines Vaters Hände. Und Gott hat die Appellation vor aller Welt angenommen. Gott hat sich verantwortet. Oftern ist die Antwort. Oftern ist der Tag, an dem es in der Weltgeschichte wieder einmal heißt: Herr, allmächtiger Gott, deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht. Offenb. Joh. 16, 7. Die Auferweckung Christi ist die höchste Gerechtigkeitserweise Gottes angesichts der leidvollen Welt. Und diese Gerechtigkeit hat Jesus angerufen. Beides soll feststehen: Die Heiligkeit des Hohenpriesters, der sich opfert, und die Gerechtigkeit Gottes, der den Kelch gibt.

Wie tröstlich ist das! Wie lieb sorgt Jesus für seine Feinde, für den verlorenen Sünder, für seine Mutter! (1.—3. Wort); wie aufrichtend und getrost machend ist sein 4. Wort für alle Blutenden und insonderheit für alle um Gerechtigkeit und seines Namens willen Verfolgte!

Solcher Glaube faltet hoffende Hände, wenn die Sonne allen Schein verlor und kein Troststrahl in den Kerker fällt. Du führst mich auf rechter Straße um deines Namens willen, Gott, gerechter Gott, mein Gott. Solcher Glaube stellt es Gott anheim, wenn die Wogen des Hasses heranbrausen. Es ist das mächtigste Mittel der Verteidigung vor den Anklagen der tobenden Welt: Ich appelliere an Gott, der mich in eure Hände gibt. Wenn die Appellation Pauli an den Kaiser und Luthers an den besser zu unterrichtenden Papst nichts hilft, es gibt noch eine höhere und entscheidende Instanz.

Als Fuß in Konstanz als eine verdammenswerte Keterei im Bericht am 6. Juli 1415 vorgeworfen wurde, daß er an Christum appelliert habe, rief er: „Herr Gott, siehe, nun verdammt dies Konzil gar dein Tun als einen Irrtum, da du doch selbst deine Sache deinem Vater als dem gerechten Richter anheim gestellt hast.“ Wenn dann Rom lästert und flucht: „Deine Seele übergeben wir dem Teufel“, kann er getrost sagen: „Und ich befehle sie dem frommen Herrn Jesu Christo.“

So heißt es auch in Gustav Adolfs Schwertlied: „Tröste dich nur, daß deine Sach' ist Gottes, dem befehl die Rach', und laß es ihn nur walten. Gott ist mit uns, und wir mit Gott, den Sieg woll'n wir erlangen.“

So haben Zahllose von dem Anfänger und Vollender des Glaubens das Appellieren gelernt, wenn auch ihrerseits zugleich mit einem Ahyrie ekleison.

Dieser Auffassung des Jesuwortes dürfte auch Psalm 22 am besten entsprechen. Es ist im großen Elend eine Anrufung Gottes, die mit Anbetung und Triumph endet. Es gilt Vers 4: „Du bist heilig, der du wohnest unter dem Lob Israels“, Vers 25: „Er hat nicht verachtet noch verschmähet das Elend der Armen, und sein Antlitz vor ihm nicht verborgen, da er zu ihm schrie, hörte er's,“ Vers 32: „Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen.“ So war Vers 2 auch nur ein Appell an Gottes Gerechtigkeit.

Dasselbe gilt Offenb. 6, 10—11. Auch diese Appellation war nicht umsonst.

Schwere Zeiten sind in Aussicht. Christi Geist schaffe der Christenheit in höchsten Nöten eine Appellation an den gerechten und allmächtigen Gott, mit gutem Gewissen auf dem Grunde treuen Glaubens, wahrer Liebe und heiligen Wandels.

Wolmir's Leben, Sonntag Inbofavit.

Friedrich Bethge.



Ostern

Fragst du, was Ostern kündet:
Sieh hin, hell angezündet
Strahlt jetzt nach Nacht und Grau
In frischem Morgentau
Der junge Tag.

Es ward zur Siegerin
Die Strahlenkönigin.
So strahlt uns fern und nah
Das Kreuz von Golgatha,
Das Kreuz des Herrn.

Einst Nacht ward's — Felsen sprangen —
Die Menschheit sündumfängen —
Da kam der Ostertag:
Das Grab verlassen lag,
Der Herr erstand.

Jahrtausende vergingen —,
Wenn Osterglocken klingen
Jauchzt jedes Christenherz:
Ich werd' nach Erden Schmerz
Vom Grab erstehn!

Frau E. Wolf.



„Wir klagen, daß sich uns so viele Hindernisse in den Weg stellen, wenn wir etwas erlangen wollen, und merken nicht, daß wir gerade dadurch einen Halt bekommen. Wenn ein Mann einen steilen Abhang hinabrutscht, so ist es für ihn ein wahres Glück, wenn er durch ein rechtes Hindernis aufgehalten wird. Und wer einen steilen Berg emporsteigt, für den ist das schlimmste Hindernis vollkommene Glätte, die ihm nirgends einen Halt bietet.“

(Niclaus Wolf.)



Kreuz oder Halbmond?

Von Hans Keller.

Wenn wir auf die Ereignisse innerhalb der deutschen Missionswelt schauen, welche uns das vergangene Jahr gebracht hat, so ist der Beschluß zweier Missionsgesellschaften, neue Missionsfelder zu besetzen, von der größten Bedeutung. Die Basler Mission *) will im Norden Togos, im Dagomba-(Dagbamba-)Land eine neue Arbeit beginnen, und die Breklumer Mission **) in Uha, nördlich des Taganyikasees in Deutsch-Ostafrika.

Der Gedanke der Basler Mission, im Norden von Togo festen Fuß zu fassen, ist schon alt. Wenn er bisher nicht zur Ausführung kam, lag es daran, daß im südlichen Teil der Kolonie die Bremer Mission schon an der Arbeit war und damit gewissermaßen auch die Anwartschaft auf den Norden hatte. Leider war sie aber nicht in der Lage, ihr Arbeitsfeld weiter auszudehnen. So blieb das Gebiet unbesezt, bis man plötzlich merkte, daß der Islam anfang, dort Anhänger zu gewinnen und immer weiter südwärts siegreich vordrang. Da mußte gehandelt werden, wollte das Christentum nicht von vorne herein darauf verzichten, hier das Kreuzeszeichen aufzupflanzen. Nachdem Bremen in Verhandlungen mit der katholischen Stehler Mission, die ebenfalls in Südtogo arbeitete, offiziell erklärt hatte, daß seine Kräfte und Finanzen ein neues Arbeitsfeld nicht erlaubten, in Besitz zu nehmen, fühlte sich Basel berufen, als nächste evangelische deutsche Mission in die Lücke zu treten. Um sich über Ausdehnung und Bevölkerung des Gebietes zu orientieren, machten Basler Missionare bereits 1906 und dann wieder 1910 Erkundungsreisen in den Norden ***), und die Folge war schließlich am

*) Die Basler Mission arbeitete bisher auf vier Gebieten: Auf der Goldküste seit 1828, in Indien seit 1834, in China seit 1846 u. in Kamerun seit 1886.

**) Die Breklumer Mission arbeitet bisher in Indien im Königreich Sempur und im Telugu-Land seit 1882.

***) Wer sich über dieses neue Gebiet orientieren will, dem sei der sehr interessante Reisebericht des Dr. Fisch empfohlen, der die Reise 1910 mitgemacht

12. April 1911 der Beschluß des Basler Komitees, hier eine neue Missionsarbeit zu beginnen.

Ein merkwürdiges Ansinnen stellte dabei die deutsche Kolonialregierung. Sie verlangte nämlich, Basel sollte sich mit der Steyler Mission in das Gebiet teilen und auf 20 Jahre hinaus dürfte diese Grenze nicht überschritten werden. Die Regierung will dadurch den konfessionellen Frieden gewahrt wissen und das Gute hat diese Bestimmung sicher, daß dadurch jede Mission ihr ganzes Interesse und ihre ganze Kraft auf die Bekämpfung des Islam konzentrieren kann, und die evangelische und katholische Mission sich gegenseitig im Konkurrenzkampf nicht schwächen. Im übrigen eignet sich das Dagombaland deshalb sehr zur Missionierung, weil es ein abgeschlossenes Gebiet ist, so daß die Arbeit hier nicht uferlos wird, wie in Indien oder China. Die große Schwierigkeit für Basel liegt aber darin, daß dieses Gebiet teils zur deutschen Kolonie Togo gehört, teils zur englischen Goldküste. Dadurch wird besonders die Schularbeit erschwert, weil so jedes Schulbuch in doppelter Form erscheinen muß, um den Ansprüchen beider Regierungen zu entsprechen. — Auf jeden Fall hat Basel zu seinen vier alten Gebieten ein neues Gebiet in Besitz genommen, und im fünfundzwanzigjährigen Jubiläumsjahr der Mission in Kamerun beginnt jetzt dort der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond.

Bei der Breklumer Mission, deren ganzes Interesse bisher Indien galt, ist der Gedanke neuer. Hier war es aber auch derselbe Gesichtspunkt, der zu einer neuen Arbeit führte, nämlich der: im heiligen Krieg zwischen Kreuz und Halbmond auch seinen Mann zu stellen. Nachdem man zwischen verschiedenen Schlachtfeldern hin- und hergeschwankt hatte, beschloß man schließlich, in Deutsch-Ostafrika, das besonders vom Islam gefährdet ist, das Kreuzeszeichen aufzupflanzen. Genauer beschrieben ist es das Südwest-Uha-Land, nördlich des Taganyikasees, das nach Fertigstellung der Bahn von Daressalem nach Ujijidi jedenfalls einen gewaltigen Aufschwung nehmen wird. Da ist es gut, wenn die christliche Mission dort festen Fuß gefaßt hat, ehe der Islam mit seinen missionierenden Kaufleuten anfängt, das Land zu überschwemmen und dem Halbmond ein neues Reich erobert.

Unter den Missionsfreunden waren und sind noch viele, welche große Bedenken hatten gegen eine Besetzung neuer Gebiete, ehe man in den alten Gebieten es zu Massenerfolgen gebracht hätte. Erst solle man dort
hat: Dr. Fijich „Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft“. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis 1.60 M., geb. 2.40 M.

etwas Ganzes schaffen, dann dürfe man nach neuer Arbeit ausschauen. Wenn Paulus auch so gedacht hätte, dann wäre es seine Aufgabe gewesen, seine ganze Kraft auf Antiochien zu konzentrieren und hier zu arbeiten, bis er durch einen Massenerfolg Antiochien christlich gemacht hätte. Dann hätte er in Antiochien bleiben können bis an sein seliges Ende und der Erfolg wäre im besten Fall eine Gemeinde gewesen von etlichen hundert Christen, und die übrige Welt hätte nichts erfahren vom Sünderheilande Jesus. So ist es auch heute unsere Pflicht, nicht stehen zu bleiben, sondern unseres Königs Fahnen immer weiter dem Feinde entgegen zu tragen.

Aber es sind auch noch triftigere Bedenken vorgebracht worden. Wird das Missionarismaterial reichen? Können die Finanzen die Kosten der Neubesetzung eines Missionsgebietes tragen? und ähnliches mehr. Doch alle diese Bedenken müssen verstummen, wenn man daran denkt, was auf dem Spiel steht.

Warned, der, wie Köhler einmal sagt, mit geöffnetem Auge den Zeiger an der Reichsgottesuhr zu beobachten pflegte, hat den Ausspruch getan: „Für die Mission unter den Mohammedanern hat die Stunde noch nicht geschlagen“. Heute würde er wohl kaum mehr diesen Ausspruch tun, wo unsere Mission auf den meisten Missionsfeldern, fast gegen ihren Willen, in den Kampf mit dem Islam hereingedrängt worden ist. Und das gilt ganz besonders von Afrika. In unseren deutschen Kolonien handelt es sich dort eigentlich überall um den Entscheidungskampf zwischen Christentum und dem Islam: Kreuz oder Halbmond? Gelingt es uns nicht, die heidnischen Völker für das Christentum zu gewinnen, ehe der Islam dort festen Fuß gefaßt hat, so gehen sie früher oder später in das Lager des falschen Propheten über, und ein ungleich schwererer Kampf um sie muß dann geführt werden. Und diese Gefahr ist groß. Die Basler Missionare fanden bei ihrer Erkundungsreise in Nordtogo fast überall schon Moscheen und kleine mohammedanische Gemeindebildungen vor. Deshalb tut Eile not und wir sind unseren Kolonien gegenüber verpflichtet, auch für ihr Seelenheil zu sorgen.

Wir haben unseren Kolonien bisher viel gebracht. Sehen wir heute einmal von unseren schlechten Gaben — Branntwein und manchem anderen europäischen Laster — ab, so haben wir diese Länder durch Einführung von Handel und Industrie, durch Hebung und Ausbau der Verkehrsverhältnisse ganz gewaltig gehoben. Der bekannte Bremer Kaufmann Bintor erzählte jüngst, wie er vor 26 Jahren zum erstenmal nach Togo gekommen sei. Da mußte er den Weg von der Küste nach Ataf-

pame, seinem Reiseziele, zu Fuß zurücklegen auf den schmalen Steppenspfa den, die durch Dickicht und Gebüsch, über Felsen und durch Sümpfe sich durchs Land schlängeln. Nachts mußte man sich aus Angst vor wilden Tieren im dichten Geäst des Urwaldes ein notdürftiges Lager bereiten. Als er 1896 zum zweitenmal dort war, da setzte er sich an der Küste auf sein Fahrrad und fuhr in kurzer Zeit auf gut gebauter deutscher Landstraße seinem Ziele zu. „Und wenn ich,“ so fährt er fort, „wieder hin- komme, dann werde ich mich in den Salonwagen der deutschen Eisenbahn setzen und nach kurzer, bequemer Fahrt in Atakpame aussteigen.“

So haben wir unseren Kolonien tatsächlich viel gebracht, aber deshalb bleiben wir doch noch weiter ihre Schuldner, solange wir ihnen nicht das Beste gebracht haben. Wir, als das Volk der Reformation, müssen ihnen unseren reformatorischen Glauben bringen. Wollen wir aber das, dann tut große Eile not, sonst sind unsere Kolonien vom Islam überflutet und unsere deutschen Kolonien sind ihrer Religion nach mohammedanisch, ausgenommen einige wenige christliche Oasen.

Und diese Gefahr ist kein Hirngespinnst, sondern eine Tatsache, welche alle die anerkennen, die mit der Lage vertraut sind. Die große Mohammedanerkonferenz in Rakhnau in Indien, der ich wegen Zeitmangel auf meiner indischen Reise leider nicht beiwohnen konnte, kam zu dem Ergebnis, daß man besonders auf Afrika sein Augenmerk richten mußte. Hier mußten wegen der großen Gefahr, welche das stetige Vordringen des Islam von Jahr zu Jahr steigere, die Missionskräfte besonders verstärkt werden. Die Edinburgher Missionskonferenz hat den Vorschlag gemacht, quer durch Afrika eine Kette von Missionsstationen anzulegen, um den Fortschritt des Islam aufzuhalten. Der Berliner Kolonialkongreß hat sich dahin geäußert, daß die Gebiete in deutschen Kolonien, welche noch nicht vom Islam beeinflusst sind, möglichst bald durch christliche Missionare besetzt werden müßten. Das sind drei gewaltige Zeugnisse dafür, daß die Gefahr für unsere deutschen Kolonien groß ist. Sie müssen eine Beute des Halbmondes werden, wenn nicht das Kreuz dort bald errichtet wird. Und diese Gefahr ist neuerdings noch ganz besonders gewachsen.

Bisher gab es keine eigentlichen mohammedanischen Missionare, welche die Propaganda für ihren Glauben zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hätten. Die Händler, die Gewerbetreibenden, die Reisenden warben unter der Hand, wo sich gerade günstige Gelegenheit bot, für ihre Religion. Das ist neuerdings auch anders geworden. Vor zwei Jahren ist in Delhi in Indien eine mohammedanische Missionsgesellschaft ge-

gründet worden, welche eine theologische Hochschule errichtet hat, in der Kämpfer für den Islam ausgebildet werden sollen, damit sie als Missionare zu Heiden, Juden und Christen geschickt werden könnten. Und jetzt ist für die gleiche Arbeit in Afrika eine solche Gesellschaft in Kairo gegründet worden. Damit wird der Islam ganz anders organisiert und viel aggressiver als früher auch in unseren Kolonien vorgehen, und der Kampfesruf wird immer lauter erschallen: Hier Kreuz — hier Halbmond.

Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß diese beiden deutschen Missionsgesellschaften den Kampf im Zeichen des Kreuzes aufgenommen haben in deutschem Gebiet, das vom Islam gefährdet ist. Und alle eventuell gehegten Bedenken müssen angesichts dieser Tatsachen verstummen. Aber dabei wird und kann es nicht bleiben. Eine dritte Gesellschaft wird wohl bald an ihre Seite treten müssen im neuen deutschen Gebiet — den von Frankreich übernommenen Landstrichen am Kongo. Das neue Gebiet am Kongo hat nicht nur Platz für deutsche Handelsniederlassungen, sondern auch für Missionsniederlassungen. Die ehrliche und solide deutsche Koloniarbeit wird jedenfalls der elenden Raubwirtschaft, die bisher am Kongo auf Kosten der Eingeborenen Unmassen Blutgeld abwarf, den Todesstoß geben. Ebenso aber muß die deutsche Missionsarbeit dem dort herrschenden Dämonendienst und der Zauberherrschaft, vor allem aber dem Islam, der dort anfängt sich festzusetzen, den Todesstoß geben.

So sehen wir, wie heute schon in der deutschen Missionswelt eine der brennendsten Fragen diese ist: Wie wird der Kampf enden zwischen Kreuz und Halbmond? Die Beantwortung wird, wenn wir von irgend einem unvorhergesehenen Eingreifen Gottes absehen, davon abhängen, ob es der christlichen Mission gelingt, dem allgemeinen Vordringen des Islam einen Damm entgegenzusetzen, an dem sich diese Wogen brechen. Und das kann nur geschehen, wenn die bisher noch unberührt gebliebenen heidnischen Völker zum Christentum bekehrt werden, ehe sie dem falschen Propheten anheimfallen. So wird dieser von Tag zu Tag heftiger werdende Kampf zwischen Kreuz und Halbmond für uns zu einem Missionsmotiv, wie wir schon lange keines gehabt haben. Setzen wir unsere ganze Kraft daran, tun wir unsere Pflicht, dann wird Gott die seine tun. Über dem dunklen Erdteile wird es dann auch Licht werden und über dem zertrümmerten Halbmonde muß sich das Kreuz von Golgatha erheben, das Kreuz des Glaubens, der die Welt überwunden hat.





Die Beeinflussung der Presse

(Um Abdruck mit Quellenangabe wird gebeten!)

Der Ausfall der letzten Reichstagswahlen hat selbst den biedersten Schlafmeistern die Schlafmütze weggerissen, so daß man in den verschiedensten Kreisen sehr verdunkelte Gesichter sieht und oft genug die bange Frage hört: „Was nun?“ Meiner Meinung nach ist das bedrohlichste Symptom, daß Hunderttausende deutscher Männer, die nicht zur roten Partei gehören, ihr doch infolge von systematischer Preßverhöhnung ihre Stimme gegeben haben. Hier ist der Punkt, wo unsere Schuld liegt und wo unsere Hilfsaktion einsetzen muß. Wenn der einfache Zeitungsleser gewisse Urteile unwidersprochen jahraus jahrein mit dem vollen Schwung der Überzeugung eingeschmiedet bekommt, so glaubt er dergleichen allmählich auch ohne je eine Spur des Beweises gesehen zu haben.

Dagegen werden im allgemeinen die spärlichen Tagesblätter mit ausgesprochen christlicher Tendenz herzlich wenig vermögen; denn jene hunderttausend kritikloser Leser bekommen sie gar nicht zu Gesicht. Überall kann man nicht eine christlich orientierte Lokalpresse aus dem Boden stampfen, und wenn man es könnte, würde sie am Mangel von Inseraten und Lesern doch bald Hungers sterben. Der einzige gangbare Weg ist die Beeinflussung der Tagespresse durch christliche Preßleute! Natürlich schalten die antichristlich-jüdischen Hauptorgane dafür ganz aus. Ihnen könnte man höchstens bei zu krassen Entstellungen der Wahrheit mit gesetzlichem Zwang zur Berichtigung dienen. Aber auch dafür wäre eine tägliche Kontrolle dieser lauteften Feinde des Christentums eine wichtige Aufgabe für ein Preßbureau. Ob sie nicht allmählich hellhörig werden, die Herren Redakteure aus Neu-Zion, wenn ein paar Wochen lang täglich auf irgend eine boshaft entstellte Berichterstattung energisch geklopft wird. Doch das ist noch Nebensache.

Worauf es hauptsächlich ankommt, ist die Beeinflussung der sogenannten „farblosen“ Presse, der General-Anzeiger, Neuesten Nachrichten, der

kleinen Blätter in Provinzstädten und der Preisblätter. Es wird sich zuerst darum handeln, daß man durch prompte, tactvolle Berichterstattung über kirchliche Vorgänge von allgemeinem Interesse ihr Vertrauen gewinnt. Natürlich darf man da nicht im Sonntagsblattstil schreiben oder tendenziöse Klänge durchhören lassen. Als ob ein christlicher Literaturrat nicht auch sich so ausdrücken könnte, daß bei aller Wahrung der Würde, die dem Gegenstand entspricht, doch ein flüssiger, unauffälliger Artikel herauskäme! Um eine solche Berichterstattung zu ermöglichen, brauchte man ein paar tausend Männer in Deutschland, die gewissermaßen das ganze Jahr auf dem Wachturm stehen und Umschau halten: Was könnte ich aus dem kirchlichen Leben daheim, den Neuerscheinungen des christlichen Büchermarkts, den Vorkommnissen der Seidenmission in aller Welt usw. an interessantem Stoff unsern Blättern bieten? Gelesen wird ja entsetzlich viel, gedruckt auch; — wenn wir da etwas Gediegenes an Stelle von Schund schieben können, haben wir schon ein Stück des feindlichen Landes erobert.

Weiter wird man jedes schiefe Urteil über kirchliche oder christlich-fittliche Fragen, das die Redaktionen manchemal aus mangelnder Sachkenntnis — oder weil ihnen über die betreffende Angelegenheit kein besserer Artikel vorlag, gebracht haben, sofort aufgreifen und in nobler Form um der Sache willen zurechtrücken. Nie darf dabei eine hämische, verletzende Kritik den empfindlichen Herrn Redakteur verärgern! Er muß jene christlichen Journalisten als seine Freunde ansehen, deren fürs erste unbezahlte Dienste er schätzt. Dann wird es nicht lange dauern, bis er solchen eifrigen, stets gut informierten Mitarbeitern auch den Gefallen tut, daß er aus Rücksicht auf sie manchen häßlichen Seitenhieb auf „die Muckerei“ wegstreicht und von ihnen Artikel bringt, die ihre innerste Überzeugung offen aussprechen. Z. B. zu kirchlichen Festen oder aus anderen besonderen Anlässen.

Dergleichen Beeinflussung von etwa fünfhundert Tagesblättern in Deutschland kann nicht der Zufälligkeit und der Ungewißheit ausgeliefert werden, die dann bestände, wenn nur hin und her ein vielbeschäftigter Pfarrer oder Lehrer „im Nebenamt“ bisweilen solchen Dienst leisten wollte. Ist die Angelegenheit von der weittragendsten Bedeutung für unser ganzes öffentliches Leben, dann muß man auch mehr dran rücken! Nun hat sich ein Evangelischer Preßverband für Deutschland gebildet, dem sich bereits 17 evangelische Preßverbände aus allen Gauen unseres Vaterlandes angeschlossen haben, und mein Freund, Pastor Willy Stark aus Posen, ist als Leiter des Verbandes nach Berlin

berufen. (Seine Adresse: Steglitz-Berlin, Hohenzollernstr. 7.) Aber es fehlt überall an Geld, um eine Reihe tüchtiger Literaten berufsmäßig in solche Arbeit zu stellen. Wenn Pastor Stark einen Löwenanteil seiner Zeit dazu verwenden muß, um die notwendigen Gelder zusammenzubringen, geht dieses Stück seiner Kraft für die eigentliche Arbeit verloren. Und wir brauchten für Deutschland mindestens zwanzig solcher Persönlichkeiten, die mit Einsetzung ihrer ganzen Kraft für diese Beeinflussung der Tagespresse arbeiteten. Jeder von ihnen müßte ein Bureau mit einigen Hilfskräften haben und dürfte seine Kraft nicht in leidigen Geldnöten zerreiben.

Gibt es nicht noch reiche Christen in Deutschland, die ohne weiteres zehn-, zwanzigtausend Mark jährlich für solche hochnötige Arbeit auswerfen können? Am liebsten würde ich den Millionären unter den evangelischen Christen Deutschlands eine Frist von vier Wochen geben: wer bis dahin nicht einen namhaften Beitrag geleistet hat, dessen Namen würde dann öffentlich bekannt gemacht unter dem Motto: Richter 5, 23! Oder ist es schon zu spät? Hat Gott unser Volk auch schon preisgegeben dem inneren Verderben, wie es vielen Kulturvölkern vor ihm gegangen ist? Bisweilen scheint's fast so, und dann drängt sich einem die Klage des Tiroler Dichters Hermann von Gilm auf:

überall Fichten, überall Tannen,
Linden, die wie Mädchen beben,
Birken, die zur Erde streben,
Buchen, die sich eng umspannen,
Nirgends Eichen!

überall Staats- und Kirchendiener
In Kanzleien und Kontoren,
Dichter, Künstler und Doktoren,
Offiziere, Kapuziner,
Philosophen, Weiberkenner,
Nirgends Männer!

Diese Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, diese kugelfunde Neutralität, die nirgends anstoßen will, diese Hellhörigkeit nach oben, d. h. nach der vorgeordneten Behörde oder den führenden Persönlichkeiten der Gesellschaft, — das wird allmählich die Schablone, durch die sich alles tuschen läßt. Nun, wer die hellen, scharfen Signale der letzten Zeit nicht hören und beachten will, der ist es schließlich auch nicht wert, gerettet zu werden. Aber die Millionen, die politisch und religiös noch so sind, wie vor dem Sündenfall, d. h. sie wissen selbst nicht Bescheid dar-

über, was gut und böse ist, sollen die durch die systematische Verhetzung antichristlicher Blätter rettungslos vergiftet und verdorben werden? Wenn nicht — dann erwartet der Evangelische Presseverband für Deutschland in den nächsten vier Wochen hunderttausend Mark! Wieviel davon werden die Leser meines Blattes selbst geben oder bei ihren Freunden sammeln! Ich bin gespannt!

E. Keller.



„Was wir brauchen, ist nicht Selbsterlösung, sondern Erlösung von uns selbst. Denn wir sind uns selbst die größte Last und Qual. Wie soll ich mich selbst erlösen können, wenn ich von mir selbst erlöst werden muß?“

(Philosoph Paulsen.)

„Nette Menschen“ werden nie die Welt für Christum erobern. Wenn dein Eifer niemand lästig wird, wenn dein Ungeßüm niemand „auf die Nerven fällt“, wenn deine „maßlose Hefigkeit“ nicht irgend etwas allgemein Anerkanntes über den Haufen wirft, wenn dein Leben nichts von einer Pulvermine oder einem Erdbeben an sich hat, — so wirst du wahrscheinlich keine Berge versetzen.

(Niclaus Bolt.)

„Was wir im Reich der menschlichen Gesellschaft noch entdecken müssen“, sagt Professor James, „ist etwas dem Krieg Gleichwertiges auf sittlichem Gebiet; etwas Heldenhaftes, das so allgemein zu den Menschen redet wie der Krieg, und das doch mit ihrem geistigen Wesen vereinbar ist, was der Krieg niemals sein kann.“ Jesus Christus hat die Macht, diesem Bedürfnis entgegenzukommen. Er erfüllt die Menschen mit einer ganz selbstlosen Begeisterung. Er entzündet in ihnen die Leidenschaft des Helfens. Er schafft eine Liebe, mit deren Kraft und Tiefe und Weite es auch die glühendste Vaterlandsliebe nicht aufnehmen kann. Er erfüllt die Menschen mit Mut, so daß sie jeden Widerspruch, jedes Leiden ertragen, jedes Opfer bringen können. Es treibt sie zu edlen und gewaltigen Leistungen. War es nicht Christus, der die kleine Schar ausrüstete und aussandte, um das römische Reich zu erobern? War es nicht Christus, der Clarkson dazu gebrauchte, das Gewissen eines ganzen Volkes aufzuwecken, damit der Sklavenhandel abgeschafft wurde? War es nicht Christus, der Howard anfeuerte und mit Kraft erfüllte, daß er ganz allein in verschiedenen Ländern die Besserung der Lage der Gefangenen zustande brachte? Christus hat Booth und viele andere zu den vollkommensten Menschen geschickt und sie an deren sittlicher Hebung arbeiten heißen. Er hat weitschauende Männer ausgesandt, die im nahen und fernen Morgenland christliche Hochschulen gegründet haben, wo christliche Führer für die Menge der Bewohner Asiens ausgebildet werden. Er hat erwählte Geister von allen unseren Hochschulen hinausgeschickt, daß sie an den Seen Afrikas, in den Ebenen Indiens, an den Strömen Chinas die gute Botschaft und den Frieden verkündigen.

(Aus „Hohe Ziele“ 1911. Stuttgart, Gunderts Verlag.)



Herr, laß ihn noch dies Jahr

Von Missionar Martin Maier in Phhang-thong (Prov. Kanton, Südchina.)

(Schluß.)

Ich predigte dann und reichte den Christen das Abendmahl. Dann blieb ich noch eine Woche bei ihnen. Auf mühsamen Gängen und beschwerlichen Wegen suchte ich sie in ihren Häusern und Hütten auf. Hier strafte, dort tröstete ich. Und es waren nicht immer freundliche Bilder, die sich da vor meinen Blicken entrollten. Aber als ich am darauffolgenden Sonntag den Heimweg antrat, entrang sich doch meinem Herzen die heiße Bitte: „Herr, laß ihn noch dies Jahr.“ Ich hatte an dem verkrüppelten Bäumlein einige Sprößlinge entdeckt, die mein Herz mit froher Hoffnung erfüllten.

Jetzt kamen wir heraus in die Ebene. Wir hatten ungefähr noch eine Stunde zur Station. Mein Schimmel schien dies zu merken. Er setzte sich in rascheren Gang. Und als ich plötzlich in einen Seitenweg einbiegen wollte, war er damit durchaus nicht einverstanden. Ich war genötigt, abzusteißen.

Dort drüben an der Berglehne stand ein Haus, halb versteckt hinter Bambus und Tannen. Ein reizender, idyllischer Winkel. Hier wohnte ein Christ, Leehändler seines Berufes. Der Mann war krank. Er litt an Magenkrebs. So sagten die Ärzte.

Ich stellte mein Pferd unter den hochragenden Bambus und trat durch die Türe. Der Mann saß im Lehnstuhl. Das Gesicht war zerfallen und in tiefen Höhlen lagen die Augen. Als diese mich erblickten, verklärte freudiger Schein den todmüden Ausdruck.

Ich setzte mich zu dem Kranken. Er erzählte mir seine Leidensgeschichte. Dann sprach man von diesem und jenem, auch von der Predigt, die ich in Schaf-ma gehalten. Und manch Körnlein fiel auf gelockerten Boden.

Jetzt schickte der Mann seinen Buben nach Tee. Auch sonst sollte er noch etwas mitbringen. Bald kam die Mutter, ein robustes Bauernweib, aber freundlich und zutraulich. Sie setzte einen mächtigen Teetopf auf

den Tisch. Und nun ließ ich mir's schmecken, war ich doch drei Stunden in heißer Sonne geritten. Auch der Kleine kam wieder. In dampfender Schüssel trug er sechs Eier. Die sollte ich essen. Sechs hartgekochte Eier, bei dieser Hitze und diesem Durst! Ich schälte das eine und würgte es mit Mühe hinunter. Beim zweiten erlag ich, trotz freundlichsten Zuspruchs.

Doch nun kam die Hauptsache. Der Knabe holte ein Tüchlein hervor. Aus diesem wickelte der Vater mit wichtiger, glücklicher Miene etwas heraus — zwei prächtige, saftige Birnen! Ein Freund hatte sie dem kranken Freunde geschenkt. Die sollte ich haben! Ich wies sie zurück. Ich konnte dem Mann, dem nur noch kurze Lebenszeit zugemessen war, unmöglich diese köstlichen Früchte abnehmen, die ihm doch selbst so gut mundeten. Doch nun traf mich ein Blick, den ich so bald nicht vergessen werde. Ich durfte dem Sterbenden nicht wehe tun. So griff ich rasch nach der einen Birne, die andere drückte ich dem Mann in die Hand. Dann ging ich.

Und zum andernmal betete ich heute: „Gerr, laß ihn noch dies Jahr.“ Ich tat dies zunächst im Blick auf sein Leben. Der Mann stand noch in den besten Jahren. Und dann hatte er ein Trüpplein Kinder, die den Ernährer und Erzieher schwer missen konnten.

Doch meine Bitte hatte noch einen tieferen Sinn. Der Leehändler war zwar Christ, aber noch fehlte ihm tiefere Erkenntnis. Heute jedoch hatte ich zwei beglückte Augen gesehen; es war, als die Birnen zum Vorschein kamen. Dem Mann hatte es offenbar große Freude gemacht, mich zu erfreuen. Nun gehört aber die Liebe gewiß zu denjenigen Früchten, die der himmlische Weingärtner in erster Linie beim Menschen sucht. Hier waren einige schöne Ansätze. Der Chineser hatte dem Fremden Liebe erwiesen, und ein Freudenschimmer hatte bei diesem Tun das welke Gesicht verflärt.

Gerr, laß ihn noch dies Jahr, laß ihn noch einige Jahre. Ich will um ihn graben und ihn bedüngen. Vielleicht trägt er noch mehr Frucht.

Unter diesen Gedanken hatte ich Phyang-thong erreicht. Ich war wieder daheim. Daheim! Wer noch nie in einem fremden Lande gelebt, nie unter einem fremden Volke gewohnt — fremd nach Rasse, Sprache, Sitte, Gemüt —, wird hier nicht mitfühlen können.

Als ich die letzte Anhöhe erreicht, von der aus ich das Türmlein unserer Kapelle durch das Grün der Bäume schimmern sah, war mir zumute wie dem Schüler, der nach fleißigem Arbeiten seinem Heimatdörflchen zuschreitet, um im Elternhaus die Ferien zu verbringen. Ich traf

zwar weder Vater noch Mutter, dafür aber zwei muntere Knaben und ein glückliches Frauchen. Und dann war hier alles so reinlich und sauber. Auch gab es Blumen und Bücher, dann Stille und Ruhe.

Die größte Freude aber brachte mir noch der Abend. Aus der Kreisstadt kam die Post an. Die Verwandten hatten geschrieben, desgleichen die Freunde. Auch ein Geldbrief war gekommen, nicht gerade etwas Mätägliches auf einer Missionsstation. Der Brief trug den Poststempel „Honolulu-Hawaii“. Die Aufschrift war chinesisch. Und der Inhalt? 260 Dollar! Die chinesischen Christen auf den Sandwichinseln schickten mir das Geld für die Kapelle in Sin-pi. Mir war ein Stein vom Herzen! Tiefe Freude erfüllte meine Brust.

Das Gemeindlein in Sin-pi hatte bisher kein eigenes Gotteshaus gehabt. Wir waren zur Miete bei einem Kaufmann. In diesem Jahr war der zwölfjährige Kontrakt abgelaufen. Es bestand wenig Hoffnung, ihn erneuern zu können. So schritten wir zum Kauf. Die Kaufsumme betrug 260 Dollar (M. 470.—). Viel Geld für eine Gemeinde von 54 Köpfen, die Kinder eingerechnet.

Nun hatte ich in Honolulu eine Freundin. Sie stammte von Sin-pi und hatte dort mit ihren Kindern länger gelebt. Jetzt war sie wieder bei ihrem Mann in Honolulu. Eine wirklich portbildliche Christin. Dieser Frau, Yap-sau mit Namen, klagte ich meine und des Gemeindleins Not. Nun hielt ich in meinen Händen einen lieben Brief von ihr, und einen Wechsel auf Dollar 260.48 lautend! Wir hatten also mehr als wir brauchten. Dank Gott und den freundlichen Gebern.

Und wieder betete ich: „Herr, laß ihn noch dies Jahr.“ Laß sie noch, meine Gemeindlein in Schaf-ma, in Yap-thong, Sin-pi und den andern Plätzen, bis daß ich um sie grabe und sie pflege, ob sie wollten Frucht bringen. Wo eine Yap-sau herborgewachsen, konnten auch noch andere Früchte ansetzen.

* *

Ein Jahr ist verstrichen. Wir feierten heute in Yap-thong ein Doppelpest — Himmelfahrt und Kapelleneinweihung. Fast die ganze Christenheit von Sin-nen feierte mit. Von überall her waren sie gekommen: von Sin-pi, Sa-phyang, aus der Kreisstadt, von Thai-lhungthen, Yong-poi und Thet-tshong. Besonders stark aber war die Hauptstation vertreten. Von hier waren nicht nur die Missionare erschienen, sondern auch die Lehrer mit 32 der besten Sängern aus der Zahl der Schüler und Schülerinnen.

Und es wurde wacker gesungen. Auch begeisterte und begeisternde Reden wurden gehalten. Und wie leicht sprach es sich hier, in dem freundlichen, festlich geschmückten Häuschen, vor so vielen, fröhlich gestimmten Menschen!

Da saß wieder der Maurer, der weitgereiste. Wie selbstgefällig schaute er drein! Dies Haus war sein Werk, er hatte es von Grund aus erneuert. Und wie strahlte das Gesicht des Baptisten! Das Vertrauen der Gemeinde hatte ihm die Ältestenwürde übertragen, und heute sollte er feierlich in sein Amt eingeführt werden. Auch jener Alte, der sich so lange des Christennamens unwert erachtet, er war getauft. Ja selbst der frühere Spieler saß mit entschlossener Miene in den Reihen der Festteilnehmer. Er schien auf dem Wege der Besserung ein gutes Stück vorgekommen zu sein. Und wie strahlten die Weiblein! Und wie beweglich war heute Zachäus. Vor Freude und Aufregung war ihm die Rede verunglückt!

Jene Predigt vom unfruchtbaren Feigenbaum hatte hier Wunder gewirkt. Mein Herz war voll Jubel und Dank.

Und meine Freude wird nächsten Sonntag noch eine Steigerung erfahren. In Phyang-thong soll an diesem Tag ein neuer Kirchenältester eingesetzt werden. Und dieser ist kein anderer als jener Teehändler, den ich bei meiner Rückkehr von Schak-ma als scheinbar sterbenden Mann verlassen. Er hat auf meinen Rat hin im Missionshospital in Rayintchu Genesung gesucht und gefunden. Auch sein innerer Mensch ist gekräftigt. Ich hoffe, er werde der Gemeinde zur Bierde und zum Segen gereichen.

Und Schak-ma? Hier taufte ich am 19. März d. J. sechs Männer und sechs Frauen. Gegen sechzig Personen wohnten der Feier bei. Halleluja!

„Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab.“



„Wir gleichen dem Menschen, der sich abmüht und ärgert, ein Streichholz nach dem andern anzündet, den Gaszahn nach rechts und nach links dreht und doch kein Licht anzünden kann, weil der Haupthahn im Keller abgestellt ist. Wenn etwas schief geht, so liegt die Ursache oft weit zurück und am raschesten bringen wir alles wieder in Ordnung, wenn wir umkehren, so schwer es uns auch werden mag, und von vorne anfangen.“

(Niclaus Bolt.)



Aus der Briefmappe des Evangelisten

Dr. P. Für ihren Beitrag zu meinem Blatt danke ich sehr; aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn ganz abzudrucken: Ihre Ausführungen über Hädel und mich dürften Widerspruch erregen. Alle meine Leser aber sollen es erfahren, daß vor 24 Jahren während der Vorbereitung zum naturwissenschaftlichen examen rigorosum gerade das nachhaltige Lernen der physikalischen Gesetze Sie zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückbrachte. Besonders hatte Sie die Erscheinung der Anomalie des Wassers betroffen gemacht. „Wasser hat von allen Flüssigkeiten 1. die größte Cohäsion, 2. den kleinsten Brechungs-exponenten, 3. die größte Absorptionsfähigkeit für Wärme, 4. das kleinste elektrische Leitungsvermögen, 5. die unregelmäßigste Ausdehnung: 1 kg Eis von 0° Celsius — 1,0908 Kubikmeter, 1 kg Wasser von 0° Celsius — 1,0001 Kubikmeter, 1 kg Wasser von + 4° Celsius — 1,0000 Kubikmeter. Das bedeutet: Eis schwimmt auf Wasser von gleicher Wärme; Wasser von + 4° bildet die unterste Schicht, es befindet sich am Boden jedes Gewässers, weil es gerade bei dieser Wärme am schwersten ist. Die praktische Folge davon ist, daß ein Ozean oder ein Fluß nicht bis zum Grunde zufrieren kann. Lägen die Verhältnisse beim Wasser anders, so könnten die Flüsse und Ozeane bis zum Grunde zufrieren; dann wären die weiteren Folgen, einmal, daß alle Lebewesen im Fluß und Meer den Tod durch Erfrieren erlitten, ferner, daß die Sonnenwärme im Sommer nicht hinreichen würde, alles irdische Eis bis zum Grunde aufzutauen, die ganze Erdkruste würde durch die Kälte erstarren...“

Frau von S. Wenn es kein Leben nach dem Tode gäbe, — dann hätten Sie mit Ihrem Allegebrief recht; dann trifft Ihre Eltern, Ihren Gatten und die Verhältnisse, in denen Sie leben, die Hauptschuld an all Ihrem Elend. Aber nun gibt es ein Leben nach dem Tod und das jetzige Dasein auf Erden ist nur die kurze Schulzeit für jenes Leben. Dadurch wird die Einschätzung all der Augenblicksschmerzen und Enttäuschungen eine total andere. Lerne ich beim strengsten Lehrer am meisten, dann kann ich mich doch über seine augenblickliche Härte nicht beklagen. Wann kommen Sie von dem beleidigten Selbstgefühl los,

als geschähe Ihnen jedesmal himmelschreiendes Unrecht, wenn Ihnen das irdische Behagen einer Stunde vergällt wird! Sehen Sie alles im Licht der Ewigkeit an!

A. M. Sie schreiben: Sie hätten alles versucht, um die Lieblosigkeit Ihrer Schwester zu überwinden und alles sei vergeblich gewesen. Nun, dann kommt noch die Hauptsache: Opfern Sie sich auf, so daß Sie in wirklicher, vollkommener Selbstlosigkeit gar nicht mehr daran denken, daß Sie etwas anderes als „Nadelstiche und Anschnauzen“ zu erhalten hätten. Wirkliche Selbstlosigkeit schafft Lust! Erst Ihrer Gegnerin und dann nicht lange nachher auch Ihnen! — Das Gesetz der Selbstaufopferung in aller Welt zeigt, wie Leben allein aus solcher Hingabe quillt.

S. D. Nehmen Sie sich vor diesem „Mann Gottes“ etwas in acht! Er ist mir zu demüthig! Das fiel mir ein, als ich den Ausspruch von Nichtenberg las: „Ich habe einige gekannt, die von ihrem geringen Verdienst mit so viel pietistischer Dünigkeit zu sprechen wußten, als wenn sie fürchteten, man möchte schmelzen, wenn sie sich in ihrem ganzen Lichte zeigten.“ Außerdem: wie stimmt das zu wahrer Demuth, daß er in jeder Unterhaltung nach fünf Minuten bei seiner Person, seinen Leistungen und seinen Erfolgen angelangt ist?

Frl. C. Sprengel, Cottbus, Wallstr. 15, bittet um kostenlose Übersendung christlicher Unterhaltungslektüre für ihre kleine Leihbibliothek.

Verschiedenen Freunden in Rußland und Amerika. Ihren Bitten, eine ausführliche Verteidigung zu bringen, kann ich nicht entsprechen. Während in Deutschland die unwahren Angriffe einiger Feinde auf mich glücklich anfangen vergessen zu werden, fidert die Bosheit jetzt erst bis zu Ihnen durch. Verlassen Sie sich darauf: ich bin nicht vom Glauben abgefallen, ich stehe zur Bibel und zur ewigen Seligkeit genau ebenso wie damals, als Sie meine Konfirmanden oder Weichkinder waren, und habe außerdem den Leuten, die meine Äußerungen entstellt berichtet und mir zum Schaden an Geld und Ansehen in die Öffentlichkeit gebracht haben, längst alles vergeben. Wozu also nochmals alles auf-rühren!

Pastor Ilgenstein, Pankow-Berlin, Kavallerstr. 22, hat ein treffliches Flugblatt „Was liest die rote Jugend?“ geschrieben, 1 Stück 10 *g*, 50 Stück 2.50 *M*.

J. Andreas (Mannheim) quittiert die chinesische Blindenmission den Empfang von 2 *M*.

E. S. W. Sie können überzeugt sein, daß augenblickliche heftige körperliche Schmerzen an Ihrer Gnadenstellung nichts verändern. Auch wenn dann für Zeiten das Gefühl des Friedens hinter diesen lauternden quälenden Gefühlen zurücktritt, so hat das nichts zu sagen. Die Glaubensüberzeugung, bei Gott in Gnaden zu sein und Jesu Liebe zu haben, stützt sich nicht auf unsere Gefühle, sondern auf seine Barmherzigkeit und sein Wort. Im Bruchtheil einer Sekunde können Sie mitten in der Pein doch denken: „Herr, ich bin dein!“ — Außer den genannten Predigtbüchern sind im Verlage der Berliner Stadtmission zwei billige Bände Volkspredigten von mir erschienen.

Herrn W. in S. Wenn Sie, ohne ernstliche Störungen durchzumachen, dauernd vom Morphinum befreit werden wollen, wenden Sie sich an Herrn Dr. med. Korff, Freiburg i. Br., Schwimmbadstr. 24. Seine neuerfundene

Methode soll bisher noch keine Mißerfolge gehabt haben und in wenig Wochen zum Ziele führen.

II. G. S., 18. Der Verfasser des von Ihnen angegriffenen Artikels ist seit Jahren wirklich bekehrt und hat den Beweis dadurch erbracht, daß er eine gesicherte Existenz aufgab, weil darin Gefahr für seinen Glauben lag, und seither ohne Vermögen und Sicherung in der Jungmännerwelt arbeitet. Bezeichnend ist, daß fast am gleichen Tage mit Ihrem Briefe ein mir seit zehn Jahren bekannter bekehrter Mann schrieb: er würde 50 Mark dazu zahlen, wenn dieser Artikel als Flugblatt überall verbreitet werde; denn er treffe den Nagel auf den Kopf, warum an vielen Orten die Gemeinschaftsschriften die jungen Männer nicht anzögen, sondern abstießen. So kann man es nie allen Leuten recht machen. — Übrigens bin ich mit dem Schluß des Artikels auch nicht zufrieden gewesen.

Persönliche Mitteilung

Am 5. Februar hatte ich mir eine Unterleibserkältung zugezogen, rebete aber trotz Fieber und Schmerzen weiter, bis das Programm in Posen am 11. abends erledigt war. In der Nacht zum 12. pläzte nach heftigen Schmerzen das rechte Trommelfell. Daraufhin mußte ich Gölrik und Döbeln abtelegraphieren und reiste heim. Hier konstatierte der Arzt, daß Blinddarm, Leber, Galle, Dickdarm arg geschwollen seien. Einen Tag später pläzte auch das linke Trommelfell. Dadurch hörte ich fast nichts und konnte ganz apathisch für die Außenwelt daliegen. Merkwürdig war es mir nur, daß ich acht Tage lang nicht beten konnte! Weder für mich, noch für andere. Man sieht daraus wieder, wie falsch es ist, seine Bekehrung oder die Erledigung wichtiger religiöser Fragen auf seine letzte Krankheit zu verschieben. Wenn unter den heftigen Schmerzen mir bisweilen der Gedanke kam, es könne der Anfang vom Ende sein, trieb auch diese Vorstellung mich nicht ins Gebet, sondern ich hätte fast schmunzeln können vor Vergnügen: was wollte ich lieber, als aus allem Getriebe des Alltags für immer erlöst, die neue Welt kennen lernen zu dürfen! — Nach acht Tagen ließ Schwellung und Fieber nach und ich fing an, mich zu erholen. Sofort mit dieser Besserung trat auch Gebetsbedürfnis und Möglichkeit wieder ein. Heute, wo ich das schreibe, hat der Arzt die Erlaubnis zur Abreise nach München gegeben, wo neue Arbeit meiner wartet. — Herr, ich bin in deinen Händen!

1. März.

E. Keller.

„Bei wem die Hoffnung auf eine ewige Welt nicht das vorwiegende Element seiner Glückseligkeit ist, für den gibt es überhaupt in dem gegenwärtigen Leben keine Glückseligkeit.“

(M. Nothe.)

„Das Einpfropfen erfordert zwei Wunden, eine zweimalige Anwendung des Messers. Der Meister, als der Weinstock empfing die eine Wunde und er ist nicht davor zurückgeschreckt. Und ebenso muß der einzupfropfende Zweig verletzt werden. So gewiß das Messer in den Weinstock einschneiden muß, so gewiß muß auch der Zweig an seinem Ende beschnitten werden, wenn er eingepfropft werden und dann auch darin festbleiben soll.“

(Gordon.)



Gefek und Gnade, Religiöse Reden von J. W. Robertson. Ins Deutsche übertragen von Luise Dehler. Basel, Verlag Friedrich Reinhardt. 297 Seiten. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Robertson ist uns nicht mehr unbekannt. Sein Lebensbild, zu dem D. Emil Frommel ein Vorwort gab, ist bereits in zweiter Auflage dem deutschen Volke zugänglich gemacht. Der vor uns liegende Band enthält Predigten und Ansprachen über freie biblische Texte. Mit schwungvoller Rede führt Robertson seine Hörer in den Reichtum biblischer Wahrheit Alten und Neuen Testaments ein. Wir haben hier eine Fundgrube eines Gedankenreichtums, aus dem sich wie aus dem vollen schöpfen läßt. Dennoch wollen wir nicht verschweigen, daß wir in diesen geistreichen, fesselnden Gedanken des Autors dennoch das zur Entscheidung führende Moment vermissen. Aufforderung, Botsung und Mahnung finden wir in immer neuen Wendungen ganz vortrefflich gezeichnet, aber gerade da, wo wir den letzten Schritt — „die Führung in Jesu Arme“, erwarten, bricht er plötzlich ab. Aber immerhin wird auch dieser Band sich viele Freunde erwerben.

Hermann Fr. Schmidt, † Pastor in Cannes. Ein Gedenkbuch in Verbindung mit Fr. Schmidt, C. Frid, Fr. Frid, J. Naumann, R. Otto herausgegeben von Johannes Steinweg. Berlin 1909. Verlag von Martin Warnack.

Einer der sechs Männer, ehemaliger Vikare des Kellnerpastoren, die auf Goldgrund dankbarer Verehrung das Lebensbild dieser eigenartig geführten und in mancher Hinsicht seltenen Persönlichkeit gemalt haben, urteilt: „Wer das Glück gehabt hat, diesem Manne näher zu treten, ist dadurch in seinem Innenleben reicher geworden.“ Dem, der nicht das Glück gehabt hat, kann die aufmerksame Betrachtung dieses Lebensbildes einen Dienst tun, denn es beschämt und spornt an.

Trenet euch in dem Herrn allewege! Biblische Betrachtungen zum Vorlesen im Dienste derer, die durch Leiden am Kirchgang verhindert sind von Dr. phil. Katharine von Garnier. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1911.

Predigten von einer Frau sind für mich etwas Neues, mir fehlt deshalb der Maßstab dafür. Daß sie eine Lücke ausfüllen, kann ich nicht zugeben und bin der Meinung, Frauenpredigten sollten hinter Gardinen bleiben.

Hosianna! 568 Lieder für Vereine, Gemeinschaften, Familien und Schulen in vierstimmigem Satz, für Gemischte Chöre, Posaunenchor, Klavier und Harmonium. Barmen, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes. 4 M.

Da ich von Noten und Satz nichts verstehe, muß ich mich darauf beschränken zu sagen, was mir andere von diesem Buch sagten: beispiellos billig und sehr reichhaltig; durchaus zu empfehlen.

Frieda Ufer-Held, Weibliches Werden und Wachsen. Ein Buch für Mütter und Töchter. Chemnitz, Verlag von Koezle.

Ein warmes Buch! Es möchte manches Warnungsfähnlein aufstecken, manchen Wegweiser abgeben, manches Leben mit dem rechten Inhalt füllen. Ich kann das treffliche, von gläubiger Liebe durchhauchte Buch jedem jungen Mädchen empfehlen.

Sup. Krepke, Die gegenwärtige religiöse Krisis. Liegnitz, Vereinsbuchhandlung. 40 S.

Die Ursachen des Niedergangs des religiösen Lebens der Gegenwart sind in geradezu klassischer Weise dargelegt und gebührt dem Verfasser der Dank eines jeden Denkenden für diese Auseinanderfaltung verborgener Gedankengänge.

G. Ring-Lewis, Elisabeth Fry. Deutsche Ausgabe von F. Siegmund-Schulze. Stiftungsverlag, Potsdam. Geb. 3 M.

Wenn England die Gräber seiner Propheten schmückt, dann wird es für den Grabstein der berühmten Elisabeth Fry viel Kränze brauchen. Ist doch von ihrem Liebewesen die Fürsorge für die strafenlassenen Gefangenen ausgegangen. „Ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht,“ — wird die Melodie gewesen sein, darnach die Engel bei ihrem Empfang gesungen haben. Das Buch dürfte auch bei uns einen frischen Liebeshauch entfachen.

Ernst Schreiner, Gottes Abrechnung mit den Völkern Europas. Stuttgart, Philadelphia-Verein. 20 S.

Man braucht nicht mit jedem hier ausgesprochenen Urteil einverstanden zu sein und muß doch zugeben, daß der Ernst und der Wirklichkeitsinn des Verfassers ergreifend wirken.

Das apostolische Glaubensbekenntnis und das Neue Testament. Von D. Dr. Johannes Runge, Professor der Theologie in Greifswald. Preis 90 S. (Biblische Zeit- und Streitfragen, VII. Serie, Heft 6/7.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Die klare, vornehme Form dieser wissenschaftlichen Untersuchung muß auch dem Gegner Achtung abnötigen. Wir aber freuen uns, daß auf unserer Seite es immer noch scharfsinnige Gelehrte gibt, die jeden Angriff auf unsern Glauben abzuwehren imstande sind. Für gebildete Laien dürfte die kleine Broschüre geradezu glaubenstärkend sein!

Maria Kühn, Macht auf das Tor! Alte deutsche Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele. 40. Tausend. Düsseldorf, Verlag von Langewiesche. 1.80 M.

Kein Wunder, daß dieses prächtige Kinderbuch schon eine solche Verbreitung gefunden hat. Bei billigem Preise, guter Ausstattung der reiche Inhalt! Vollzähliger findet man wohl kaum irgendwo diesen originellen Jugendschatz!

Friedrich Kaiser, Ist die sogenannte Versammlung (darbystische) in ihren Lehren und Einrichtungen biblisch? Bonn, Verlag von Schergens. 30 S.

Wer mit Darbysten zu kämpfen hat, kann sich dieser sachlichen biblischen Widerlegung bedienen.

H. Nagel, Pastor, Die Aufgaben des evangelischen Geistlichen in der Gegenwart. Gütersloh, Bertelsmann.

Man sieht, wie die Not der Zeit dem treuen Seelsorger auf der Seele brennt, und darum läßt man sich seine warmen Ratschläge und Bitten gern gefallen.

Prof. D. Dr. Schnedermann, Wie der Israelit Jesus der Welttheiland wurde. Leipzig, Hinrichs Verlag. 80 S.

Eine interessante Gedankenführung, der man zustimmen könnte, wenn die Göttlichkeit Jesu und seine leibliche Auferstehung deutlich ausgesprochen wären.

Prof. C. F. Georg Heinrichi, Die Eigenart des Christentums. Rektoratsrede. Leipzig, Hinrichs Verlag.

Diese Studie ist so vornehm und dabei in ihrem Ausgang so warm, daß sie wirkt, wie ein Bekenntnis. Studenten würde ich sie gern in die Hand geben.

Mar Glage, Zu viel! Eine ernste Parole für den Kampf um die Landeskirche. Schwerin, Bahns Verlag. 1.20 M.

Wenn ich auch nicht glaube, daß mit diesen Vorschlägen zur Besserung der unheilvollen Zustände in der Hamburger Kirche sehr viel erreicht würde, — man muß zwei ganz verschiedene Konfessionen anerkennen, — habe ich doch die Wärme der Überzeugung und den Mut der Aussprache freudig begrüßt. Mit mattherziger Mischmaschwirtschaft geht es da auf die Dauer doch nicht mehr!

Prof. Dr. C. Dennert, Vom Leben und vom Licht. Ein Buch für nachdenkliche Leute. Halle a. S., Mühlmanns Verlag. 1.50 M.

Späne aus der Werkstatt eines Naturforschers, der seinen Gottesglauben freimütig bekennt und gelegentlich geschickt zu verteidigen weiß. Einige der Unterhaltungen mit Atheisten sind vorzüglich.

D. Dr. Franz Dibelius, Dein Reich komme. Festpredigten. Dresden, Ungelenks Verlag. 2.75 M.

„Festpredigten sind mein Tod!“ hörte ich einst einen Amtsbruder seufzen. Nun, hier kann ihn einer der berühmtesten Kanzelredner der Gegenwart lehren, wie man Festpredigten zu halten hat. Die Form — und sie ist vollendet — hat den Geist nicht erwürgt und die Begeisterung nicht gelähmt, sondern man spürt etwas davon beim Lesen, was die Hörer mit fortgerissen hat. Darum seien sie allen Amtsbrüdern aufs beste empfohlen.

„Der Mensch, der durchs Leben ginge, ohne jemals mehr zu empfangen, als das, worauf er ein volles Recht hat, wäre unerträglich. Zum Glück sind wir nie einem solchen Menschen begegnet. ... Welche schrecklichen Fehler haben wir begangen, wenn wir alles zurückbehielten, was wir nicht zu geben schuldig waren! ... Wenn wir ja unsere verlorene Tatkraft wieder erlangten und Glück und Mut in unser Herz einkehrte, so geschähe das durch ein gesegnetes, barmherziges Mißverhältnis zwischen dem, was wir verdieneten und dem, was wir wirklich erhielten.“

(Niclaus Volt.)

Die Evangel. Predigerschule in Basel

wird im April 1912 wieder einen neuen Kurs beginnen. Jünglinge, die, von unserem Herrn Jesus Christus ergriffen (siehe Philipper 3, 7—14), sich zur Verkündigung des Evangeliums berufen glauben und eine gründliche Ausbildung dafür erstreben, werden eingeladen, sich sofort zur Aufnahme anzumelden. Zeugnisse und Lebenslauf sind beizufügen. Solchen, welche die Maturitätsprüfung zu bestehen wünschen, um sich nachher für den Kirchendienst vorzubereiten, soll die Erreichung ihres Zieles erleichtert werden.

Die Direktion der Predigerschule,
Mbanvorstadt 30.

Quittung

Seit der letzten Veröffentlichung in der Februarnummer sind weitere Gaben für die Ausfälligenaschle in Purulia und Salur eingegangen: G. U., Dohsch 10 M; N. N., Freiburg 2; E. M., Breslau 3; G. G., Obermais bei Meran 8.50; L. R., Düsseldorf 3; F. F., Augsburg 5; S. B., B. 10; R. R., Dresden 5; E. F., Weddel 10; E. F., Mek 10.05; Engländerin, Breslau 2.50. Damit hat die ganze Sammlung, die nunmehr geschlossen wird, die Gesamtsumme von 855.95 M erreicht. Heute sei allen Gebern nochmals herzlicher Dank gesagt und in der nächsten Nummer kann ich dann hoffentlich über die Verwendung des Geldes in beiden Asphen etwas berichten.

R a s t a t t, den 1. März 1912.

H a n s K e l l e r, Divisionspfarrer.

Reiseplan

12. April Bronke.

14.—23. April Danzig.

25. April bis 2. Mai Köslin.

5.—12. Mai Bittau.

13.—17. Mai Dybin (Wibelfurs).

19. Mai Wolmirsleben (Miss.-Fest).

Für den Herbst sind in Aussicht genommen: Schwelm, Wandsbeck, Os-nabrück, Celle, Heidelberg, Freiburg, Gildesheim. Psalm 17, 5—8.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 8

Mai 1912

10. Jahrgang

Þfingstlied

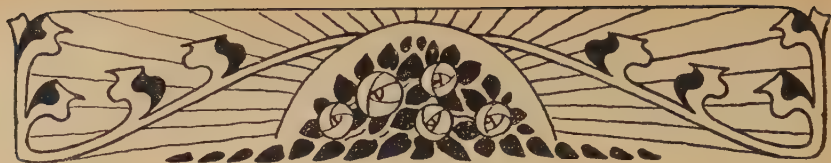
Vergiß nicht, Seele, daß du Flügel hast,
Dich über Erdenstranken frei zu schwingen;
Enteilend allem Kampfgeschrei und Ringen
Des Tags und seiner heutigier'gen Gast!

Laß Alltagsstaub sie nimmer dir beschweren,
Und nie verstummen laß das Hohe Lied,
Das ahnungsvoll durch deine Tiefen zieht,
Wie frohe Botschaft aus dem Reich der Sphären.

Laß dir die Märchenblume nicht verkümmern,
Voll Schmelz und Duft aus einer andern Welt;
Wo ihrer Blüte Pracht sich frisch erhält,
Muß Himmelsglanz durch alle Nächte schimmern.

In dieses Geistes Tempel halte Raht!
Lausch' seinem Lied, — heg' deine Wunderblume;
Sei stets daheim in deinem Heiligtume:
Vergiß nicht, Seele, daß du Flügel hast!

Marie Sauer, Wiesbaden.



Der Hebräerbrief in Bibelstunden

4. Das Feuermal.

Hebr. 2, B. 14—18. Fleisch und Blut! Was liegt nicht alles in dieser biblischen Bezeichnung! Grund genug zum Dank und Grund genug zur Klage, denn das Fleisch und Blut sind der Sitz der Empfindungen und Begierden, im guten wie im bösen; Lust und Schmerz haben hier ihre Stelle. Wie man ohne Feuchtigkeit in der Luft keine der farbenprächtigen Sonnenuntergänge am Meer beobachten könnte, so gäbe es, ohne diese empfindliche Stelle der Persönlichkeit, weder den Reiz großen irdischen Glückes, noch die stete Last täglicher Versuchungsmöglichkeit. Und in dieses wechselnde Theater menschlicher Schwäche ist der heilige reine Gottessohn hinabgestiegen. Wenn er den Menschen wirklich ganz ähnlich werden wollte, mußte er ihr Fleisch und Blut, wenn auch ohne Sünde, annehmen. Darum hat er Lust und Schmerz in ihrer ganzen Bedeutung kennen gelernt, auch wenn an keiner Stelle seines Lebens er feige auf der Flucht war vor einem Schmerz, oder voll listerner Begierde sich streckte nach irgend einer verbotenen Lust. — Die Spannung, der Druck, die Aufregung der Empfindung nach beiden Seiten machte es ihm erst möglich, daß er versucht werden konnte, daß er leidensfähig war und mit dieser Natur gleich andeuten konnte, daß er bereit zum Sterben sei. Nur so konnte Davids Wort auf ihn Anwendung finden: Ich will dem Herrn kein Brandopfer bringen, das mir nichts kostet.

In B. 14. ist der Nachdruck auf seine Todesüberwindung gelegt. Man könnte höchstens fragen, inwiefern hat der Teufel des Todes Gewalt? Der Tod ist durch die Sünde in die Welt gekommen, die Sünde ist des Teufels Machwerk, — — was liegt dann näher, als daß alle, die um ihrer Sünde willen sterben, damit in eine Art Verhaftetsein dem Herrn der Sünde gegenüber geraten? Vielleicht ist das der geheimste Grund für die in B. 15 ausgesprochene Angst der Menschen vor dem Tode. Sie fürchten sich aus diesem Leben, wo sie doch immer noch eine gewisse Selbstbestimmung hatten, restlos unter die Herrschaft des Teufels zu geraten. In was für grause Gesellschaft mag der Tod die Sün-

der führen! Die entsetzliche Furcht der Naturvölker im ganzen animistischen Heidentum spricht das deutlich aus; vielleicht deutet auch Jesu Ruf am Kreuz nach dieser Richtung: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Sah er ums Kreuz her eine fürchterliche Geistergesellschaft und fürchtete er, daß er im Augenblick des Todes, wo für einige Sekunden die freie Selbstbestimmung der selbstbewußten Persönlichkeit ausgeschaltet wird, daß sich diese seine Todfeinde seines Geistes bemächtigen könnten und ruft er dazu den Vater um Schutz an? Dann ist er glänzend erhört worden.

Jedenfalls ist die Wirkung des Todes Jesu auf unseren Tod von der allergrößten Bedeutung. Manche Giftschlange hat nur einen einzigen Giftzahn, der dazu lose im Rachen sitzt. Da reizen die Eingeborenen das Tier, bis es zornig auf sie loschießt, und dann halten sie ihm einen weichen Filzhut hin, in den sich die Schlange verbeißt. Reißt man den Hut stark zurück, so bleibt entweder der herausgerissene Giftzahn im Filz stecken, oder aber der Vorrat des vorhandenen Tröpfchens Gift hat sich in den weichen Stoff ergossen; dann kann man gefahrlos das Tier anfassen. So ist der Giftstachel des Todes die Macht, die der Satan, um unserer Sünde willen, über uns hat. Nun ist durch Jesu Tod unsere Sünde vergeben, der Giftstachel herausgebrochen, (Tod, wo ist dein Stachel?) und somit das Schrecklichste des Todes ihm genommen. Der gläubige Christ hat es jetzt nur noch mit dem Schatten des Todes zu tun. Wer wollte sich vor dem Schatten eines Hundes fürchten? Der kann nicht beißen. Früher war der Tod wie die Höhle eines Löwen; die Spuren aller Tiere gingen hinein, aber keine heraus. Jetzt weiß der Christ, es ist ein Tunnel daraus gemacht. An der anderen Seite führt ein Weg ins Licht. Wer einmal am Sterbebett eines Juden oder eines lästernden Ungläubigen gestanden hat und die dort erhaltenen Eindrücke damit vergleicht, was er bei vielen Gläubigen sieht und hört, der muß dem Verfasser zustimmen: Er erlöste die, so durch Furcht des Todes ihr Leben lang Sklaven sein mußten.

Wie konnten eigentlich nur die Leser Anstoß nehmen an der Knechtsgestalt Jesu, wenn er dadurch allein uns so nahkommen, unser Bruder werden und uns erlösen konnte! Dazu erzähle ich gern eine kleine Geschichte: In einem Dorf brannte das Haus einer armen Witwe. Wie sie vom Feld zurückkommt und ihre Heimstätte in Flammen stehen sieht, schreit sie auf: „Aber mein Kind ist noch darin! Ich muß mein Kind retten!“ Die Männer wollen sie zurückhalten, es sei zu spät, der brennende Dachstuhl müsse jeden Augenblick einstürzen. Sie stößt die Warner

zurück, sie eilt hinein ins brennende Haus, und wie sie mit dem Kind auf dem Arme zurückkommt, stürzt allerdings der Dachstuhl hinter ihr ein, und ein brennendes Balkenende trifft sie so ins Gesicht, daß das Fleisch der linken Wange verzehrt wird und sie ein großes häßliches Feuermal, zum Andenken an diese Stunde, nachbehält. Später zog die Witwe in die Stadt und verdiente sich ihr Brot durch Waschen. Aber sie sparte sich jeden Groschen vom Munde ab, um ihrem einzigen Töchterchen eine bessere Erziehung geben zu können. Wie das Mädchen etwa vierzehn Jahre alt ist, geht sie eines Tages mit ihren Kameradinnen in ausgelassener Stimmung spazieren. An einer Straßenecke begegnet ihnen ein Weib, einen Korb Wäsche am Arm, und den Kopf mit einem wollenen Tuch halb verhüllt. Da reißt der Wind das Tuch ab, und die Mädchen fahren zurück. Eine ruft ganz entsetzt: „Pfui, wer mag dies häßliche Weib sein?“ Und die Tochter, die da weiß, woher dies Feuermal stammt, zuckt die Achseln und sagt, sich abwendend: „Ja, wer weiß!“ Ähnlich geht es, wenn wir uns an der Niedrigkeit des Lebens und Sterbens Jesu stoßen und ihn darob verleugnen. Das war ja das Feuermal, das er, um unserer Errettung willen, sich hat schlagen lassen. Wie dürfen wir dann sagen: So gefällst du uns nicht!

Vers 16. Denn er nimmt sich ja nicht der Engel an, sondern des Samens Abrahams nimmt er sich an. Das steht hier, weil der Verfasser an Juden schrieb. Wenn ich heute zu Deutschen rede, müßte ich ein Recht haben zu sagen: Sondern der Deutschen nimmt er sich an.

Vers 17. Jesus hat sich durch die Annahme unseres Fleisches und durch die Aufopferung bis zum Tod erst das Recht erworben, barmherzig zu sein. Es soll also nicht heißen, daß er vorher unbarmherzig gewesen wäre, aber ein Recht, seine im Herzen empfundene Barmherzigkeit in die Tat zu übersetzen, hat er erst, seit er seinen Brüdern so gleich geworden ist. Seit er diese Aufgabe, uns zu versöhnen, auf sich genommen, ist ihm daraus eine Art Pflicht entstanden: Nun war er schuldig, uns gleich zu werden und zu sterben. Nun lag darin die Treue des Hohenpriesters, daß er gegen alle Versuchung, die ihn von des Vaters Werk ablocken wollte, auf dem ganzen Wege seiner geschichtlichen Lebensentwicklung, die Eigenschaften des rechten Hohenpriesters hervortreten ließ. Man beachte vielleicht noch den Ausdruck: Zu versöhnen die Sünden des Volkes. Ein Herzog von Braunschweig soll vor 150 Jahren einen Preis von 1000 Gulden versprochen haben für den, der ihm aus dem Neuen Testament klipp und klar nachweisen könne, daß

Jesus gestorben sei, um durch seinen Tod den Zorn Gottes zu stillen, etwa so wie es im Kirchenlied heißt: Tilge in dem Lammleibe deines Grimmes Flamme. Lavater berichtet in seinem Briefwechsel mit Jung-Stilling davon und setzt hinzu: „Der Preis ist noch nicht erhoben und wird es nie werden.“ Gibt es wirklich einen Bibelspruch des Neuen Testaments, der das sagt? Ich weiß keinen. Aus dem Alten Testament ließe sich schon etwas Ähnliches nachweisen, daß durch das Opfer eine Umstimmung des Zornes Gottes in ein gnädiges Übersehen der Sünde sich vorstellen ließe. Im Neuen Testament ist wohl davon die Rede, daß der Zorn Gottes über denen bleibt, die das einzige gottgewollte Hilfsmittel in Christo abweisen, aber die Versöhnung wird nicht dargestellt, als ob durch den Tod Jesu eine zornige Erregung in Gott ausgelöscht würde. Das widerspricht auch den Ausdrücken: „Also hat Gott die Welt geliebt,“ „er selbst, der Vater, hat euch lieb,“ oder Gott habe Jesum kommen lassen zur Erweisung seiner Gerechtigkeit, oder er habe selbst das Lamm gestellt, das die Sünden tragen soll. Man sieht an diesem Beispiel wieder, wie viel vorgefaßte Meinung wir an die Lektüre des Neuen Testaments heranzubringen pflegen. Ganz aufgeklärt wird das Geheimnis der Versöhnung ja auf Erden nie werden, denn alle Theologieerklärungen sind im letzten Grunde ungenügend und versagen. Genug, wenn der arme Sünder die Wirkung des Heilmittels an sich selbst lebhaft und beglückend erfährt. Es ist wie mit einer Medizin, deren Wirkung ein Kind an sich erproben kann, während die klügsten Mediziner oder Chemiker noch nicht darüber zur Klarheit gekommen sind, weshalb gerade dieses Mittel diese Wirkung haben müsse.

B. 18. Kennst du eine kürzere und ergreifendere Beschreibung des ganzen Menschengeschlechtes, als die in den letzten drei Worten dieses Verses: *D i e v e r s u c h t w e r d e n*? Ja das ist unser Los: Die versucht werden! Keiner bleibt von der Versuchung verschont. Bei manchem war es schon so, daß er nachher geklagt hat: Ja wenn nicht gerade damals gerade diese Versuchung an mich herangekommen wäre, wäre ich sicher nicht gefallen. Somit sind wir in Gefahr, es ebenso zu machen, wie die ersten Menschen. Adam schob die Schuld der Versuchung auf Eva und Eva entschuldigte sich mit der Versuchung durch die Schlange. Und doch kann niemand, ohne Versuchung erlebt zu haben, einen Anspruch auf Religion und Sittlichkeit erheben. Erst in der Versuchung, wo die Freiheit, auch anders zu wählen, einem ganz in die Hände gegeben ist, bewährt sich das Gute, oder reißt sich das Böse aus. Denn jedes Ding wird erst offenbar durch seinen Gegensatz.

Nun aber ist Jesus erschienen und ist versucht worden, gleich wie wir, damit er uns ein Helfer werden könne in unserer Versuchung. Dazu hat er Fleisch und Blut, damit die von außen kommende Versuchung nicht wie von einem Marmorbild zurückprallen, sondern in seinem Inneren wenigstens die Resonanz wecken konnte, daß sich Lust oder Schmerz, daß sich Empfindung dafür und dagegen regen konnte. Er war in jedem einzelnen Augenblick stets Herr seiner Entscheidung. Wenn er gewollt hätte, hätte er noch am Kreuz, im Bruchteil einer Sekunde, entscheiden können, daß die Nägel an seinen Händen und Füßen hätten verschwinden müssen! Er stand gewissermaßen all den Einzelheiten seines Leidens gegenüber, wie Andreas Hofer auf dem Walle zu Mantua, der die Schergen seiner Hinrichtung selbst kommandierte: „Regt an! Zielt gut! Geht Feuer!“ Nur regt sich bei unserem Nachdenken noch eine Frage: „Sätte Jesus in einer Versuchung fallen können? Lehnt man diese Möglichkeit, um seiner Natur willen, prinzipiell ganz ab, dann wird die Versuchung zu einer Komödie und sie verliert allen Sinn. Wir können ja freilich nicht genau sagen, was im Falle einer solchen, auch nur gedachten Entgleisung aus ihm geworden wäre, aber jedenfalls stand die ganze Rettung der Menschheit auf dem Spiel und die Ehre des Vaters, die sich eingesetzt hatte, dies Werk gerade so zu vollenden. Also Liebe zum Vater und Liebe zur Menschheit, das waren die beiden starken Triebfedern, die ihn in jedem Augenblick der Versuchung bewegten, treu zu bleiben. Dadurch ist erst die Wirklichkeit der Hilfe entstanden. Er neigt sich zu denen, die versucht werden, und spricht: Ich habe die Sünde überwunden, flüchte dich zu mir, bei mir ist eine Lust des Sieges, in der keine Niederlage mehr vorzukommen braucht. Wer im Bruchteil einer Sekunde sich mit Jesus verbindet, dem ist der Sieg garantiert. Durch die Kraft des neuen Lebens Jesu, leben und kämpfen und siegen seither, die versucht werden.





Verschämte Armut

Die leeren Hände der Not zu füllen,
 Des Mangels Hunger und Durst zu stillen,
 Ist jeder Güte ein einfaches Ding;
 Aber verschämter Armut helfen,
 Können nur Hände zart wie von Elfen, —
 Beh' dem, der täppisch sich das unterfing!

Suchenden Seelen den Pfad zu weisen,
 Hungernde Herzen mit Hilfe zu speisen,
 Ist dem Glauben natürlich und leicht;
 Aber den stolzen, verschämten Armen
 Wird das Heil nur durch tiefes Erbarmen,
 Zart mit Engelhänden, gezeigt.

Stephanie v. Gohlar.





Festigkeit = Persönlichkeit

Von Superintendent W. Richter = Potsdam. *)

„Ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule,
zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande. Jer. 1, 18.

Fest steht der Berg über dem Flachland. Um ihn her wechselndes Leben, Wolken und Winde, Blüten und Welken. Er bleibt sich gleich. Darum ist der Berg der Wettermacher des Landes, der Aristokrat, dem seine Umgebung sich fügt, der König in seiner Welt.

Wozu sind Christen berufen? Aufzugehen wie Sonnenstrahlen und Nebel in der allgemeinen Witterung beständig wechselnder Zeitstimmung, oder selbst Wetter zu machen? Hörig zu werden jedem Augenblicksgeist, dem sie begegnen, oder aristokratisch anderen den Stempel ihres eigenen Lebens aufzudrücken? Sklaven ihrer Umgebung oder Könige ihrer Welt zu sein? Um ihres Christennamens willen ist nur eins möglich. Als man die Jünger Jesu in Antiochien zum ersten Male Christen nannte, da schickten sie sich an, das Wetter in der damaligen Welt zu machen. Seitdem sind in ununterbrochener Folge die wahren Christen auch die wahren Herrennaturen gewesen, die Aristokraten des Geistes.

Dies natürliche Vorrecht freigebohrer Königsfinder dürfen wir uns auch heute nicht schmälern lassen, unsere aristokratische Verpflichtung dürfen wir nicht vergessen. Gaben wir eben bei dem Gedanken an die vielen Erfolglosigkeiten christlicher Einzelarbeit an anderen uns damit getröstet, daß der Gesamtcharakter menschlichen Geisteslebens den christlichen Einschlag jetzt nicht mehr verleugnen, nicht mehr los werden kann, — dauernd dürfen wir an diesem Trost uns nicht genügen lassen. Wenn ich mich nur auf die hygienischen Erfolge anderer verlasse, dann bin ich kein Arzt. Und wenn ich mich ganz damit zufrieden gebe, daß andere vor mir eine allgemeine christliche Wetterlage auf Erden

*) Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus: „Nicht müde werden.“ Biblische Gedanken über evangelische Gemeindegemeinschaft von Superintendent W. Richter-Potsdam, Stiftungsverlag.

geschaffen haben, dann bin ich kein Christ. Selbst Fels zu sein, der Wetter macht, nicht Wolke, die im Wetter treibt, muß noch immer das Ideal christlicher Charaktere sein.

Etwas Selbstverständliches wird damit ausgesprochen. Und doch etwas Gewaltiges. Versetzen wir uns in die Zeit, in der jenes Gotteswort dem Jeremias gesagt wurde, das über diesen Zeilen steht. Es ist letztes Drittel des siebenten Jahrhunderts vor Christus. Israel ist dahin. Juda hält sich noch. Aber die Welt ist in Bewegung. An den Pforten Vorderasiens rütteln die Scythen. Aegypten, das verschlossene, öffnet sich den Griechen. Ferne Erdbeben zittern nach bis unter die Schwelle der Königsburg des Josias, bis unter die Säulen des Tempels von Zion. Das Volk in Angst, bereit, je dem Entschlossenen zu folgen so lange, bis ein anderer Entschlossener ihm mehr Eindruck macht; der König schwankend, bald mit allem Ernst kirchlich-sittliche Mißbräuche abstellend, bald ganz unzuverlässig — keiner, der in Juda Wetter macht, keiner, der aristokratisch die Menge unter den Bann seiner Persönlichkeit zwingt. Lang suchen Gottes Augen vergeblich nach einem, der fähig ist, fest zu werden unter Gottes Hand, ein Wettermacher, ein König unter den Geistern der Seinigen. Bis an den Priesterjohn zu Anathoth das Wort ergeht: „D i c h will ich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer machen.“

Dreifach wird das Wort von der Festigkeit gesprochen. Wir hören, wie nötig es war. Wir denken uns in die Seele des Jeremias hinein. Er steht vor dem Könige — unerhört bei Orientalen! —, er widerstrebt den Großen — werden sie den Unbekannten aus dem Lande Benjamin nicht erdrücken mit ihrem Einfluß? Eherne Mauer! — ist Gottes Gebot. Er ist von Tausenden umbrandet, die ihn verwünschen — wird er nicht nachgeben? Feste Stadt! — ist des Einsamen Trost. Er ist ganz verlassen von jeder Menschenseele — wird er nicht verzagen? Eiserne Säule! — ist des Verlassenen Größe.

Nun aber das Oftgesagte, was uns Christen immer am meisten ergreifen muß. So groß, so fest sind Männer wie Jeremias gewesen — nur weil sie die S o f f n u n g als etwas G e w i s s e s behandelten. Sie verließen sich auf die Verheißungen Gottes als auf etwas W i r k l i c h e s. Alle anderen ihnen begegnenden Kräfte waren ihnen dagegen n i c h t w i r k s a m. Darum sahen sie in Zeiten völligen Zusammenbruches fern, fern ein Licht, hörten in dem Brausen todatmender Winterstürme erste Raute des Frühlings. Und so sind diese Prophetennaturen doch die großen Wettermacher der Menschheit geworden. Auch durch die persönliche

Vernichtung hindurch haben sie das gerettet, was ihnen anvertraut war, die Herrschaft über die Geister. Laßt nur einen ehrlichen Mann das Jeremiafbuch aufschlagen, er mag allen unmittelbaren göttlichen Einflüssen sich lang entzogen haben, der Hauch des Geldentums weht ihn an aus diesen Blättern. Dann aber — laßt ihn weiterblättern, laßt ihn die Evangelien lesen, und dann die Apostelgeschichte, die Paulusbriefe, dann weiß er, wo die Geisteserben jener Aristokraten zu suchen sind, sieht, daß die Hoffnung der Propheten in der That die eine große Realität der Menschheitsentwicklung geblieben ist, bis sie abgelöst wurde von der Gewißheit der Apostel. Und staunend erfährt er, wie nun diese neue Gewißheit wieder Charaktere schuf, die gleich einer festen Stadt, gleich einer ehernen Mauer in trotziger Selbständigkeit ihr Eigenstes wahrten gegen alle Welt, auch durch die eigene Vernichtung hindurch.

Wer aber das begriffen hat, der braucht gar nicht an unseren Luther erinnert zu werden, der kennt auch so den Beruf eines rechten Christenmenschen: und ob du zusammenzuckst unter dem Wort, und ob du dich hinter dem Bewußtsein deiner Geringfügigkeit verkriechen möchtest — willst du bleiben, was du nach Gottes Willen bist, dann erreicht auch dich noch der letzte Hauch des Wortes von der festen Stadt und der eiserne Säule. Wettermacher sollst du sein, du Christenmensch, Herr deiner Umgebung. Und je schwankender die seelische Witterung deiner Welt ist, desto deutlicher mußt du dieses deines Berufes dich erinnern.

Gewiß, es liegt auch in diesen Gedanken eine Gefahr, der gerade in unseren Tagen manche Christen erliegen. Die Gefahr, lautes, taktloses, herrisches Sichdurchsetzenwollen für den Ausdruck evangelischer Festigkeit zu halten. Wer aber das nicht vergißt, daß auch unser Schriftwort mit dem großen Ich anfängt, daß Gott allein einem Jeremias, einem Stephanus, einem Luther eiserne Festigkeit gegeben hat, daß es also auch heute noch gilt, sich von Gott führen, von ihm das Arbeitsfeld und die Arbeitsgelegenheit weisen zu lassen — der soll dann auch vor Tauter Takt nicht vergessen, seine Führerpflicht auszuüben.

Oder bedarf unsere Zeit im großen, bedürfen unsere Gemeinden im einzelnen nicht derselben Führung, deren Instrument damals in Juda Jeremias gewesen ist? Werden durch den jetzt beständigen seelischen Witterungswechsel in unserem Volksleben nicht Katastrophen heraufbeschworen, die unter allen Umständen verhütet werden müssen, die sich aber nur verhüten lassen durch ihrer selbst und ihres Gottes gewisse Festigkeit? „Der Mann, der in schwankender Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter.“

Weißt du als Christenmensch selbst nicht, wer du bist und was du willst, so bist du mitschuldig an der Zerſetzung deiner Zeit auch dann, wenn du u n m i t t e l b a r nur für eine Kindesseele dich verantwortlich mutest. „Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“ Du mußt als Christ nur deines aristokratischen Berufes dich erinnern und ihn durchsetzen, so bist du Wettermacher in deiner Welt, selbst wenn du täglich nur mit ein paar Menschen zusammenkommst.

Wir reden heut nicht davon, wie schwer das ist, diese „Beseworte“ zu „Lebeworten“ zu machen. Wer anfängt, sie zu leben, der spürt das selbst. Er soll sich dann aber der Jeremiasverheißung getrösten: „Ich bin bei dir, spricht der Herr, daß ich dich errette.“ —



Nehmen wir den alten Vergleich des Menschenlebens mit einem Baume! Dann sind die ersten fünfundzwanzig bis dreißig Jahre die Wurzel, das Werden und Wachsen der Persönlichkeit, wo es noch nicht so sehr auf eine laute Wirksamkeit ankommt, die sich andern aufdrängte, sondern auf die Anlagen der Quellorte und Wasserbassins, die später das eigentliche Manneswirken speisen sollen. Ich weiß, es gibt Ausnahmen, aber im allgemeinen gilt doch die Regel: „Gehet nach Jericho, Knaben, und wartet, bis euch der Bart gewachsen ist.“ Das zweite Drittel — etwa bis zum fnfundfnfzigsten oder sechzigsten Jahre, ist die eigentliche offenbare Lebensführung, — der Baum mit seiner Höhe, seinen weitausladenden Asten, seinem starken Stamm und seinem erquickenden Schatten in heißen Tagen. Natürlich geht hier das Wachstum nach oben und außen noch fort und das Frchtetragen muß längst die Hauptsache geworden sein. — Was bleibt dann noch für das eigentliche Alter? Nun, das Weiterwachsen fllt nicht mehr sehr ins Gewicht, wohl aber ist jetzt der Höhepunkt des Baumes gekommen, was der Ertrag seiner reifen Früchte und seine Bedeutung für seine Umgebung anlangt. Aber es geht schon ein prophetischer Zug von Fernblick durch die obersten Zweige, die weiter schauen, als die anderen Baumwipfel ringsum, und der himmlische Gärtner steht nachdenklich vor ihm still: „Wie lange noch, dann muß er dem Jungholz, das rings kräftig empor-schießt, Platz machen! Wozu taugt dann noch sein Holz, daß er dadurch weiter rede, wiewohl er gestorben ist?“

(Aus einer Ansprache von mir.)



Der Dank vom Ausfägigenasyl in Salur*)

Von Hans Keller.

Die erste Gabe, die ich am 13. Juli im Namen der Lesef von „Auf dein Wort“ nach Salur geschickt habe, hat dem Asyl einen wertvollen Dienst leisten können. Im heißen Indien ist begreiflicherweise das Wasser eine Lebensfrage, ja für jede derartige Anlage direkt die Existenzfrage. Das Asyl braucht unbedingt sein gutes Wasser, wenn Menschen, Tiere und Pflanzen bestehen wollen. Die Lage desselben in Salur ist in dieser Hinsicht verhältnismäßig sehr günstig. Es liegt am Fuße einer Bergkette, und in der Regenzeit bringt ein kleiner Wasserlauf das kostbare Raß unmittelbar durch das Asyl. Es ist bisher notdürftig in einer Grube aufgefangen worden, da man in der neuen Anlage Interesse und Geld zunächst auf noch wichtigere Punkte hinlenken mußte.

Unser Geld hat nun den Missionar Schulze in den Stand gesetzt, ein regelrechtes Wasserreservoir anzulegen in Quadratform von 11 Fuß Tiefe. Hier kann jetzt während der Regenzeit so viel Wasser angesammelt werden, als das Asyl in der heißen Zeit braucht. Daher kann von nun an für die Bedürfnisse der Kranken, für die Tiere, welche das Asyl nötig hat und auch für die schönen Bäume und Blumen, welche der Missionar angepflanzt hat und welche dem Ganzen ein so überaus freundliches Aussehen geben, auf bequeme Weise Wasser geholt werden. Gerade der schöne gärtnerische Schmuck, der mir bei meinem damaligen Besuch so angenehm auffiel, nimmt dem Orte das Traurige und Bedrückende, das ihm naturgemäß anhaftet. Die Kranken können unter dem Schatten der Bäume, die gut gepflegt und gewässert von Jahr zu Jahr größer

*) Für neue Leser sei bemerkt, daß ein Aufruf von mir für die Ausfägigen zur Folge hatte, daß etwa 80 Leser von „Auf Dein Wort“ Gaben eingesandt haben im Werte von zusammen 855.95 M. Davon ging ein Teil an die beiden in Betracht kommenden Missionsgesellschaften in der Heimat, die Hauptsumme aber in zwei Sendungen nach Salur (Brexlumer Mission) und Purulia (Gößnersche Mission). Eine dritte Sendung geht nach Ostern abermals an die beiden Asylle ab.

werden, manche schöne, lustige Stunde erleben, und an den Blumen, die sie selber pflanzen und besorgen müssen, sich freuen, ohne die beständige Angst zu haben, daß sie durch die Dürre des Sommers ausgehen.

Missionar Schulze schrieb mir, er habe die Absicht, noch eine breite Treppe bis an das Wasser hinabzuführen, damit die Kranken auch auf bequeme Weise das Wasser selbst schöpfen können. Diese weitere Neuerung wird ihm vielleicht ermöglicht durch das Geld, das nach Ostern nochmals an ihn abgeschickt wird.

Die zweite Gabe, welche kurz vor Weihnachten in Salur eintraf, versetzte den Missionar in die Lage, den Ausfägigen eine besondere Weihnachtsfreude zu machen und lang gehegte Wünsche zu erfüllen. Das Weihnachtsfest vom Jahre 1910 wurde noch so gefeiert, wie ich es in meinen Reisebriefen in der Juni-Nummer vorigen Jahres geschildert habe. Das letzte Weihnachtsfest fand schon in der neuen Kirche statt, die ich kurz vor ihrer Vollendung gesehen hatte. Zu diesem Feste war die Kirche festlich geschmückt worden, rechts und links vom Taufstein prangten zwei schöne Weihnachtsbäume mit strahlenden Kerzen. Missionar Schulze schreibt, es wäre rührend gewesen, wie die Gesichter der armen Kranken gestrahlt hätten, als sie dieses schöne Bild vor sich sahn.

Seine Ansprache über die Liebe Gottes, die uns zu Weihnachten erschienen, konnte er diesmal auch für die anwesenden Heiden recht nachdrucksvoll machen durch den Hinweis auf die Liebe der Christen in seiner fernen deutschen Heimat, welche sie so reichlich beschenkt hätten. Er erinnerte die Ausfägigen an meinen Besuch — die Mehrzahl derselben, so schreibt der Missionar, hatten ihn noch nicht vergessen — und erzählte ihnen dann, wie weiße Christen, denen ich von ihrem Elend berichtet hätte, aus lauter Liebe ihnen eine große Weihnachtsfreude bereitet haben. Und nun kamen die einzelnen Geschenke, welche er für unser Geld gekauft hatte, zu Tage und wurden ihnen erläutert.

Missionar Schulze hatte in der Nähe der Kirche einen Platz unbebaut und unbepflanzt gelassen, ihn mit einer kleinen Mauer abgeschlossen, und das sollte eine Art Sportsplatz werden. Nun hatte er Schaukeln und einige Turgeräte angeschafft, die besonders für derartige Kranke geeignet sind, und für die Schwerkranken, welche nur zuschauen können, bequeme Ruhelager. Um nun diese letzteren dorthin fahren zu können, und natürlich auch in die Kirche, ließ der Missionar einen kleinen, handlichen vierrädrigen Wagen bauen, wie ich ihn zu demselben Zwecke in Burulia gesehen habe. Die Freude der Kranken über diese

Herrlichkeiten muß unbeschreiblich gewesen sein. Sie stieg aber noch, als sie sahen daß noch andere lange schon gehegte Wünsche ihnen erfüllt wurden. Die Inder musizieren sehr gerne und vor allem natürlich solche Kranke, welche, völlig abgeschlossen von der Welt, Zerstreuung suchen. So konnten ihnen denn zwei neu aufgearbeitete Zithern und zwei Trommeln überreicht werden. Und damit die Lesekundigen — und das sind die christlichen Kranken in der Regel alle und auch viele von den Heiden — auch eine besondere Freude hätten, so zeigte ihnen der Missionar als Anfang einer Asylbibliothek einen Schrank und darin eine Anzahl guter Bücher in der Telugusprache.

Aber in Indien bekommt man anscheinend viel für sein Geld, oder Herr Schulze ist ein sehr praktischer und geschickter Mann — und das trifft allerdings sehr zu, wie ich es damals gleich merkte. Jedenfalls hat er von dem Gelde noch einen Rest übrig behalten, und mit ihm sollen die Frauen zu ihrem Rechte kommen. In meinem Reisebrief schrieb ich damals von dem gemüthlichen Plaze, überschattet von einem herrlichen Baume, auf dem ich auch meine Ansprache an die Kranken gehalten hatte. Aber dieser Platz liegt in der Männerabteilung. Nun soll ein derartiger Platz auch für die Frauen eingerichtet werden, wo dann die Senana-Schwestern künftig mit ihnen sprechen können und sie unterrichten. In dem Dankesbriefe des Herrn Missionars heißt es zum Schluß: Die Inder sind im allgemeinen sehr unzufrieden, und oft genug werden einem derartige Feiern verdorben, weil die Leute nicht so viel erhalten haben, als sie erwarteten und das dann deutlich zur Schau tragen. Davon wäre diesmal nichts zu merken gewesen. Freude und Dank habe auf allen Gesichtern gelegen und tief gerührt durch die Liebe ihrer weißen Brüder und Schwestern hätten sie glücklich und still das Gotteshaus wieder verlassen.

Soll ich noch von mir aus einen Dank an die Geber hinzufügen? Ich glaube darnach wird keiner mehr Verlangen tragen. So viel Freude haben wir mit der einen Hälfte der Gaben machen können. Alle diese Geschenke sind bleibende Geschenke und noch vielen hundertten von Kranken werden sie künftighin zur Freude und zum Segen reichen, auch wenn sie selbst nichts mehr wissen werden von meinem Besuch und den freigiebigen Lesern von „Auf Dein Wort“. Das schadet nichts: „Was Du getan, schreib' in den Sand“. Es gilt aber auch hier Jesu Wort: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“.



Das Markus-Köpflein oder Leben aus dem Tode

Es war im April 1904, als wir vom Hochland Süd-Mahratta nach Nord-Kanara versetzt wurden, einem Küsten-Gebiet, das unmittelbar südlich an die portugiesische Kolonie Goa grenzt. Honor war die Station, wo wir während sieben Jahren viel Freud und viel Leid erleben und viel Gotteserfahrungen machen sollten. Honor ist die einzige Basler Missionsstation in Nord-Kanara, einem Gebiet von zirka 450 000 Einwohnern. Ein Missionar auf fast eine halbe Million Menschen! Wie ist da Erfolg möglich!? Wohl hatte ich zwei oder drei Katechisten zur Hilfe, aber tiefergehende Arbeit war bei der großen Masse der Bevölkerung unmöglich. Die Station war 1845 gegründet worden, aber 1904 fand sich nicht ein Getaufte von Nord-Kanara in Honor. Das kleine Häuflein Christen, das wir da in Honor begrüßten, waren importierte Tulu-Leute aus Süd-Kanara. Zuerst machte ich etliche große Reisen und lernte mein Gebiet kennen. Dann konzentrierte ich mich mehr und mehr auf zwei Nachbarbezirke Honor und Rumba, mit 62 000 und 66 000 Einwohnern. Es wird mir zur Gewißheit, daß in Rumba eine zweite Missionsstation für Nord-Kanara gebaut werden muß.

In Honor durfte ich eine Schule bauen, die jetzt von 250 Schülern besucht wird. Als ich den Grundstein legte, da starb unser kleiner Richard. Es war aber noch ein lieber kleiner Junge da. Das war mein Markus-Kornelius mit seinem lockigen Raphaelköpflein. O, wie innig lieb hatten wir ihn und er uns! So oft holte er mich abends mit der Mama vom Bauplatz ab, so oft lief er mit mir auf dem Bauplatz herum, auf der Mauer, auf Brettern und Balken, aber als der letzte Ziegel gelegt war, da starb auch er. O, welch großes Leid war das! Im Gottesdienst, so oft er von meinem alten Evangelisten Samuel Bunhan gehalten wurde, ließ er am Schluß das Lied singen: Jehova, Jehova. Das machte Eindruck auf den Kleinen. Zu Hause mußten wir's in Deutsch singen. Und wenn er mittags in seinem Bettlein ausruhte,

dann hörten wir so kräftig und so köstlich, so sanft und lieblich zugleich sein Stimmlein erschallen: Jehova, Jehova! Heilig, heilig! Es war etwa 14 Tage vor seinem Tod, als er noch völlig gesund war, daß er zur Mama sagte, er möchte gerne Jesum sehen. Und dieses Wort steht nun auf seinem Grabmal, Luk. 19, 3 und Joh. 12, 21. Wir waren so reich mit unsern Kindern, und nun waren wir so arm geworden. Ein Töchterchen daheim, das mit uns weinte, aber im Missionshaus war es still, ganz still geworden. Wir waren gebrochen an Leib und Seele. Da fing aber Gottes Licht an hineinzustrahlen in unsere Dunkelheit, und wir konnten den Gottesgedanken erkennen. Das Leiden und Sterben unserer Kinder war dazu bestimmt, Frucht zu bringen. Unsere Liebe zur Mission, zu unserer Arbeit in Nord-Kanara wurde vertieft und geheiligt. Aus dem Verlust wurde Gewinn, aus der Armut Reichtum, aus dem Tode Leben. Es wiederholte sich in mir immer gewaltiger der Ruf: Er starb für mich! Er starb für Kumta! Kumta muß gebauet werden! Da ist mir das schwerverständliche Wort Pauli, Kol. 1, 24, zu Licht und Trost und Kraft geworden.

Der kleine Markus hatte ein Sparkäselein mit etwa 150 Franken. Sofort hieß es: Das ist heiliges Geld. Das gehört nicht uns. Das gehört dem Herrn. Heilig dem Herrn! Und wieviel Segen hat das uns persönlich gebracht, und wie hat uns das neu geweiht für unsern Beruf an den Heiden! Das Sparkäselein sollte uns das Saatkorn sein, dem Senfkorn im Gleichnis ähnlich, das zu einem Baum wird, unter dem die Heiden sich sammeln können. Dieses Käselein sollte so wachsen, daß daraus könnte die zweite Missionsstation in Nord-Kanara, Kumta, gebaut werden. Am 7. März letzten Jahres verließen wir Honor, um in die Heimat zu ziehen. Das Gemeindlein begleitete uns zum Boot, das uns auf den Dampfer bringen sollte. Da waren zwei Gestalten, auf denen mein Auge mit besonderem Wohlgefallen ruhte: Der charaktervolle, bald 70jährige eingeborene Evangelist Samuel Bunhan, der mir Mitarbeiter und Freund und Bruder war, der mit uns unser Leid trug, dem der Tod eines eigenen Kindes nicht schwerer hätte sein können. Ich umarmte und küßte ihn. Es war mir das Bedürfnis. Und dann der 19jährige Jüngling, mein Sathawanta, den ich am 15. März 1910 taufen durfte. Wie groß und merkwürdig war mir's, daß ich zwei Jahre nach dem Tod meines Markus und ein Jahr vor meiner Abreise das erleben durfte. Das war Leben aus dem Tode. Bis Ende 1911 sind es unter meinem Nachfolger A. Bernius acht Seelen geworden, die aus dem Heidentum Nord-Kanaras für Christus gewonnen worden sind.

So dürfen wir jetzt Ähren sammeln, und wir freuen uns unendlich der Zeit, wo wir können Garben binden. Wir sind dann hinausgefahren auf das Dampfschiff. Es war Abend geworden und der Sonne schönes Licht fiel auf unser vielgeliebtes Sonor. Auf der Höhe ist der Gottesacker. Dort leuchtete das weiße Grabmal unserer zwei Kinder. „Ich bin die Auferstehung und das Leben,“ steht auf dem Kreuz. Wir konnten nicht reden, wir weinten. „Vergesse ich dein Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.“ Mein Jerusalem aber ist Nord-Kanara, es ist Sonor und Rumba!

Das Markus-Rumba-Kästlein hat jetzt total 1280 Franken. Was ich für Gründung der neuen Missionsstation brauche, sind wenigstens 20 000 Mark = 25 000 Franken. Silberstücke und Goldstücke und Banknoten, kleine und große Gaben sind mir bisher geworden. Mein eigenes zwölfjähriges Töchterlein bekam auf Weihnachten von jemand zehn Franken. Ich fragte sie: „Gibst du mir auch etwas davon fürs Markus-Kästlein?“ Sie gab sofort und freudig die Hälfte. Durch Herrn Pastor Keller bekam ich eines Tages von einer Dame 500 Mark. Ob die drahtlose Telegraphie diese Dame etwas hat empfinden lassen von meinem mächtigen Herzensjubiläum!? So lange bin ich an dem Abend nicht eingeschlafen vor innerer Gemütsbewegung und Dankbarkeit.

Basel, Buchenstr. 30, 20. Febr. 1912.

Erg. Luz, Basler Missionar.

* * *

Dieser eigenartigen Missionsbitte habe ich nichts hinzuzufügen, als den Wunsch: meine 9000 Abonnenten möchten doch den Bau der Missionsstation Rumba übernehmen. Dann hätten wir unsere eigene kleine Stelle draußen, für die wir alle täglich beten könnten!

E. Keller.





Dort ist die Kraft

Unter all den Menschenkindern, die dir auf deinem Wanderwege begegnet sind, hast du da noch nie eines gefunden, wo dir im Herzen das Gefühl emporstieg, als du ihm in die tieftraurigen Augen schautest, in denen so viel wahrer Schmerz, so viel dunkle Wehmut lag, das eine heiße Gefühl: ich möchte ihm helfen können? Ein Gefühl, so ganz frei von dir selbst, nicht mit dem Schatten darin: „und wenn ich ihm etwas bin, dann muß er mich lieb haben und das möchte ich,“ — nein, nur das eine unendlich reine Gefühl: ihm etwas sein, damit er froh und still wird, und dann gehe ich leise weiter. Trafest du so einen Menschen? Und wenn du ihm gegenüber standest und dieser Wunsch so tief und groß in dir wurde, und du ihm all deine Liebe gabst und all dein Können, und du ihn an seiner zitternden Hand nahmst, da hast du dennoch, dennoch gefühlt, wie ohnmächtig du mit all deiner Kraft so einem großen Leid im Menschenherzen gegenüber standest — und du bist traurig geworden. Du bist hinausgegangen in die Welt und hast die Menschen gefragt: „Wißt ihr nicht etwas, womit ich ihm helfen kann?“ Und du bist in den reichsten Abgrund deines Herzens gestiegen: ist da nichts, womit ich ihn heile? Und als du sinnend in die Ferne schautest und deine Liebe immer wieder zu den traurigen Augen wanderte, da ist vor dein Denken plötzlich eine Lichtgestalt getreten! Du sahst sie wandern über die Erde und sahst, daß alle traurigen Augen an ihr hängen blieben, und daß sie still und weich wurden — jene Lichtgestalt mit dem Ewigkeitsleben! Als der Seiland durch die Menschenwelt wanderte, da sah er nur das Leid in den Augen, und der Wunsch entbrannte in ihm: ich möchte ihnen helfen und möchte ihnen das sein, was sie brauchen — so wie du: ich möchte ihm etwas sein; so ein wenig von dem großen Seilandsgefühl ist auch in deinem Herzen erwacht! Nur mit dem großen Unterschied: er konnte, was er wollte, er war ihnen, was sie brauchten, er heilte ihr Leid — himmelweiter Unterschied! Und du siehst den Seiland heilen — kommt dir da nicht über die Lippen die eine Bitte: „Herr, gib mir

deines Geistes Kraft"? Und wenn er dir nur einen Funken gibt von seiner Ewigkeitskraft, dann kannst du getrost wieder zu jenen traurigen Augen gehen, zu dem Herzen, dem du helfen möchtest, nun bringst du ihm nicht nur *d e i n e* Liebe, nein, des Heilands Liebe — und das ist mehr! Und das ist der Friede für das Leid auf dieser Erde — und du wirst helfen können.

A. Eitner.



Man möchte manchen Gotteshassern und Kirchenfeinden von heute ins Stammbuch schreiben, was der alte St. Deubes gesagt hat: „Chassez la religion par la porte, elle rentre par la fenêtre!“ (Jagt die Religion durch die Thür heraus, sie kehrt wieder durch das Fenster.)

„Niemand tut uns so weh, wie der, dem alles weh tut. Niemand versteht uns in solches Unbehagen, wie der, der bei jeder Kleinigkeit verletzt ist. In seiner Gegenwart sitzen wir wie auf Nadeln und wagen es nicht uns natürlich zu geben, aus Angst, daß er verstimmt wird. Auf unsere eigenen Gefühle kommt es gar nicht an, wenn er zugegen ist. Wir müssen sie unterdrücken und alles nur nach seiner launenhaften Erregbarkeit einrichten. Weil er sich daran gewöhnt hat, jede kleinste Regung seiner Empfindlichkeit sofort zu zeigen, bildet er sich ein, alle anderen würden es auch verkünden, wenn sie elend oder traurig wären, und da sie das nicht tun, ist er überzeugt, daß alles in Ordnung ist und er auf sie keine Rücksicht zu nehmen braucht.“

(Niclaus Bolt.)





Aus englischer Evangelisation

(The Christian)

Mr. Charles M. Alexander in Somerset.

Die Stadt Wellington in Somerset wurde tief erregt durch eine viertägige Mission unter C. M. Alexander. . . Eine Woche vor und während der Sendung verbrachten viele Gottesarbeiter nach Verabredung fünfzehn Minuten täglich im Gebet für ein gnädiges Ausgießen des Heiligen Geistes, für die Arbeit und die Arbeiter und für die Errettung der Verlorenen. Tägliche Gebetsversammlungen wurden auch gehalten, und vor der Ankunft Mr. Alexanders hatten viele angefangen, täglich ein Kapitel in der Bibel zu lesen und ein Testament bei sich zu tragen, so warben sie für die „Pocket Testament League“ an!

Frei-Luft-Mission in Wales.

Das erschreckende Geistesniveau ungeheurer Menschenmassen in großen industriellen Zentren ruft laut nach Evangelisationsbemühungen im großen Stile. — Wir möchten sofort einen dreimonatlichen Feldzug durch ausgewählte Evangelisten in Manelly und anderen Plätzen in Süd-Wales und in Nord-England einrichten, aber mit einer erschöpften Bankbilanz dürfen wir es nicht wagen. Im in Aussicht genommenen Maßstabe würden die Kosten etwa £ 200.— betragen. Eine Organisation ist bereit, das Evangelium den Massen zu bringen, und alles, das wir brauchen, ist ernste christliche Mitwirkung.

Winona-Bibel-Konferenz.

. . . Rev. C. Silvester Horne, London, sagte: Ich war vierzehn Jahre Pastor in Londons elegantem Westend und acht Jahre bei den Arbeitern. Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich sage, daß es mehr Skeptizismus in den reichen Kirchen als in den armen gibt. Ein kräfteanspannendes Leben bringt kraftvollen Glauben. Die Kirche verliert nie in Tagen der Verfolgung, wohl aber in Tagen des Wohlsseins ihren Glauben. Weder

Wesley noch Calvin schrieben ihre Theologie in einem Lehnstuhle, sondern auf dem Schlachtfelde... Aber von all den sechs Ansprachen, die Mr. Horne hielt, erregte keine soviel Begeisterung, wie der Bericht von der *Brotherhood Movement* in England.

... Mr. William J. Bryan sagte über „Altmodische Religion“: Der Christ hat nicht nötig, irgend eine neue Religion oder irgend eine Umgestaltung der alten in Betracht zu ziehen. Das Christentum hat sich bewährt. Bis unsere Gegner uns zeigen, daß sie eine Religion entdeckt haben, die größere Kraft zur Rettung der Menschen hat, wollen wir das halten, was wir haben. Das Christentum ist nicht mehr der sich verteidigende Teil. Der Christ braucht sich nicht wegen seines Glaubens zu entschuldigen! Die drei Hauptpunkte der altmodischen Religion sind: der Glaube an einen persönlichen Gott, an die Inspiration der Bibel und an die Gottheit Christi; und, sagte Bryan, indem er schloß, weil Winona diese drei Punkte festhält und keinen anderen Glauben kennt, bin ich stolz, noch einmal auf dieser Rednerbühne zu stehen.

... Wie der Boden vorbereitet wird.

Der erste Abendvortrag beschäftigte sich mit dem Dasein Gottes und der Wahrheit der christlichen Offenbarung. Die Natur beweist, daß es einen Gott gibt. Auch die Geschichte. Er sprach dann von den Bemühungen, die gemacht worden wären, um den übernatürlichen Einfluß Gottes in den Wundern zu widerlegen und führte aus, daß, wenn irgend ein Mensch in solch einem Versuche Erfolg hätte haben können, es der große deutsche Gelehrte David Strauß hätte sein müssen, der zu diesem Zwecke alle seine Kraft an die Erzählungen der vier Evangelien gewandt hatte. Nach jahrelanger Arbeit gab er sein Werk heraus. Es schien eine Zeitlang, daß er seinen Zweck erreicht hätte, aber als man sein Werk der Kritik unterzog, fiel es zusammen. Der bekannte Franzose Ernest Renan machte sich an denselben Gegenstand. Man meinte zuerst, er habe bestanden, wo Strauß versagte, aber bei genauer Untersuchung seiner Arbeit ward sie auch zunichte.





Ich hab' ein Amt*)

(Krankenlied.) Röm. 12, 7.

Ich hab' ein Amt! Ich muß des Amtes warten!
Das Amt hab' ich, ein Kranker jetzt zu sein
Und auf den Herrn zu harren! Die Sein harren,
Die hüllte immer er in Gnaden ein
Und schenkte ihnen Kraft, ob Tal und Hügel
Dem Himmel sich zu nah'n auf Aares Flügel,
Zu laufen ohne Maß und Zeit,
Zu wandeln ohne Müdigkeit.

Ich hab' ein Amt: nun krank, Geduld zu üben
Und nicht zu murren über trübe Zeit;
Die um mich sind, soll ich jetzt nicht betrüben
Durch Ungeduld und Unzufriedenheit.
Nein, dankbar soll ich sein in allen Dingen,
Ob Gottes Güte soll ich jeden Morgen singen,
Denn Gottes Gnade, Güte und Treu'
Ist jeden Morgen wieder neu.

Ich hab' ein Amt, der lauen Welt zu zeigen,
Welch eine Kraft in schwerer Tage Not
Dem Christen ist durch Jesu Gnade eigen,
Und wie er fröhlich bleibt trotz Pein und Tod,
Wie er in schlaflos dunkler Nächte Länge
Sich sehnet nach des Morgenrots Gepränge
Und glaubend hofft, der Sonne Schein
Bring' früh in seine Kammer ein.

*) Dieses köstliche Lied dichtete der Missionsarzt Dr. Vortisch, nachdem er zwei Jahre unermüßlich an der Goldküste tätig gewesen war und schließlich selbst erkrankte.

Ich hab' das Amt, den Spöttern zu beweisen,
 Daß Gottes Wort mein Brot und Trost und Kraft,
 Daß alles, was der Herr einmal verheißen,
 Erfüllen wird und nie sein Arm erschläfft,
 Daß, was den Seinen immer er mag senden,
 Zu ihrem Besten dienen muß und enden;
 Dies halt' ich fest trotz Spötter Ruf,
 Weil es mein Amt ist und Beruf.

Ja, hilf mir, Herr, durch deine große Gnade,
 Daß meines Amtes ich getreulich wart',
 Des Amtes, das du jetzt auf mich geladen,
 Und jedes weitem, das noch meiner harret.
 Ich selbst bin schwach und blind und taub und blöde,
 Und leicht verdurst' ich in der Wüste Ode;
 Doch Du zeigst gerne mir, wo hell
 Aus Felsen quillt der frische Quell.



„Es gibt Leute, die uns zum Himmel führen, aber auf dem ganzen Wege
 dahin uns mit Nadeln stechen.“

(H. H.)

„Beide Parteien sind im Grunde einig und vielleicht sind sie im tiefsten Herzen bereit für einander zu sterben. Aber sie haben nicht die hohe Kunst gelernt, für und miteinander zu leben. Eine kleine Reibung nur ließ die Maschine heiß laufen und brachte den Zug zum Stehen, — ein Tröpfchen Öl hätte das verhindert.“

(Klaus Bolt.)



Aus der Briefmappe des Evangelisten

N. S. Lassen Sie sich das kleine Heft „Religion der Kraft“, ein Mahnruf an die Männerwelt, kommen (Verlag von Paul Müller, München) und Sie werden nach der Lektüre meiner Ansicht sein, daß solch ein warmes und dabei glänzend geschriebenes Schriftchen mehr Eindruck auf junge Männer machen kann, als langatmige Bücher und Traktate, deren Sprache nicht modern ist. Ich wünschte, jeder Student würde gezwungen, diesen Mahnruf wirklich durchzulesen.

N. S. Ihr Respekt vor den Naturgesetzen ist so groß, daß er fast an den Fetischglauben mancher Negerstämme erinnert. Sollten Sie sich nicht irren? Welcher berühmte Naturforscher war es doch, der sie nur mit „Frachtzetteln“ verglich, „auf denen man Herkunft, Inhalt und Bestimmungsort eines Gepäcksstückes angibt?“ Zur Erklärung der Natur oder ihrer Vorgänge leisten sie herzlich wenig. Sie registrieren und ordnen verschiedene Tatsachen, aber über die eigentliche wirkende Ursache eines Vorganges sagen sie nichts aus; die kennt trotz aller Gesetze kein Mensch. Und nun wollen Sie schließen, daß ein Vorgang, der gegen ein uns bekanntes Naturgesetz zu widersprechen scheint, gar nie habe geschehen können! Vielleicht gibt es ein anderes, nur Gott bekanntes Gesetz, nachdem er ebenso „natürlich“ geschehen muß, wie das Fallen der Körper nach dem Gesetz der Anziehungskraft der Erde! Und um dieser Formeln willen, die im Gebiet der niederen Natur gelten, wollten Sie auf Ihre höhere Natur verzichten?

3. R. und anderen. Nun ist der 21. März ohne die fest geglaubte Enttückung vorübergegangen und wie unfreundlich hatten Sie mir vorher wegen meiner Warnung vor dieser Schwärmerei geschrieben! Wollte man doch endlich das Ausrechnen von Jahren und Tagen für dergleichen unterlassen: des Herrn Tag wird kommen wie der Blitz, ebenso unberechenbar und beim Erscheinen plötzlich allen offenbar. Was wird Ihr vorher fast angebeteter Prophet nun anfangen?

b. S. Wohl habe ich eine lange Reihe höchst merkwürdiger Gebetserhör-
rungen erlebt: im Geldpunkt für mich oder andere, im Zusammentreffen von
Kausalreihen der verschiedensten Art, in Leibeshilfen und Krankheitsfällen bei
mir und anderen, aber ein eigentliches Wunder, bei dem jeder Gedanke an
menschliche oder natürliche Zwischenfaktoren unbedingt ausgeschaltet gewesen
wäre, hat sich darunter nicht gefunden. Das Wunderbare und Glaubenstärkende
war für mich, daß Gott eben jene entfernten Wirkungsreihen so zusammen-
führte, daß sich das fast unmöglich Gedachte doch ereignete. Für den Ungläu-
bigen war es doch stets ein Zufall, daß so etwas geschah. Darum muß ich bei
Ihrer Geschichte aus Finnland mit meinem Urtheil zurückhaltend sein: daß sich
auf das Gebet einer gläubigen Frau die Geldsumme im festverschlossenen Käs-
tchen um 451 Mark vermehrt habe, ohne daß jemand hätte dran kommen können.
Wenn Gott seinen Kindern noch mehr solcher Wunder, wie eins im Büchlein
„Nichts unmöglich“ von S. D. Gordon (Berlin, Deutsche Traktatgesellschaft) von
dem finnischen Kapellenbau berichtet wird, schenkt, dann hört unsere jetzige Art
von Glauben „ohne zu sehen“ auf; dann muß Jesus gleich wiederkommen.
Denn dann gilt es nicht mehr: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert“ — und
„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Geschähen auf das ernste Gebet
der Gläubigen hin in aller Welt solche Wunderzeichen, dann bricht das Reich
Gottes in Herrlichkeit an! Schade, daß in dem Büchlein nicht der Name der
Frau und des Ortes, wo es geschehen ist, angegeben sind, damit andere Gläu-
bige in Finnland wenigstens die Sache nachprüfen könnten.

Zwei Rusinen in Holland. Sie dürfen ruhig einzelne Stücke von „Auf
Dein Wort“ ins Holländische übersetzen und in Ihrem Sonntagsblatt erscheinen
lassen. — Die Antwort, die Pastor Wallenbeck auf Seite 173 meines Buches
„Um die Kanzel“ gibt, dürfte länger ausfallen, als hier möglich ist. Vielleicht
schreibe ich mal darüber einen Artikel. — Gibt es nicht heutzutage, wo es noch
für rechtgläubig gilt, an die Endlosigkeit der Höllestrafen zu glauben, genug
ungläubige und sorglose Leute? — Ich kann nur da reden, wo man mich auf-
fordert, und das muß fast zwei Jahre im voraus geschehen, weil soviel Bestel-
lungen einlaufen. Im übrigen habe ich mich über Ihre beiden Briefe herzlich
gefreut und danke Ihnen. Im Juni komme ich nach Holland!

Mülhausen. Beruhigen Sie sich, das Gerücht, ich sei Adventist geworden,
ist aus der Luft gegriffen. Vielleicht ist das die Rache dieser Sekte dafür, daß
ich ihr verschiedene Opfer noch im letzten Augenblick entrißen habe!

A. S. Beim Leiter des Christl. Ver. J. M. in D. würde Ihr Schwager
Anschluß finden. Auf keinen Fall darf er jetzt aus der Kirche austreten, um
sich der Irrlehre der Neu-Apostolischen anzuschließen. — Die Theosophie kann
für Ihren „ungläubigen“ Pfarrer eine Brücke zu Jesus geworden sein. Aber,
wenn er jetzt die Schrift studiert, wird er auf dieser Brücke nicht bleiben können.

J. S. Daß Sie erfasst sind, freut mich sehr. Nun bleiben Sie Jesu treu:
er wird Sie weiter stärken, festigen und gründen. Sie sind aus Ihrem Ort
der vierte, der mir bezeugt, daß meine in körperlicher Schwachheit durchgeführte
Arbeit nicht vergeblich war. Solche Erfahrungen machen mir Mut, jeden Ruf,
der mich aus meiner jetzigen Arbeit herausziehen will, abzulehnen!

Alte treue Leserin. In der Sonntäglichen Predigt (Berliner Stadtmission) erscheint jedes Jahr von mir zu Himmelfahrt eine Predigt. Da sage ich schon alles, was ich über Himmelfahrt denke!

A. M. Wenn der Herr Ihnen so handgreiflich Ihren Wirkungskreis gezeigt hat, dann machen Sie sich keine weiteren Zweifel wegen Aufgabe jener Vereinstätigkeit. Will Er Sie wieder in solcher Arbeit brauchen, wird Er es an klarem Rufe nicht fehlen lassen. Jetzt ist an anderer Stelle Ihr — „vernünftiger Gottesdienst“!

S. M. Vielleicht wäre der Bibelfursus zu Dybin (vergl. Reiseplan!) die Gelegenheit, „auf die Sie schon lange gewartet haben, um mehr von Jesus zu hören!“

Von L. M. in R. 10 M für die Mission dankend erhalten.



Wo das Gebirge bis an den Ozean reicht, hat man es beobachtet, daß wenige Schritt vom gewöhnlichen Wasserstand des Meeres zwischen den Felsen eine Quelle entspringt, die köstliches süßes Wasser spendet. Kommt die Flut, so steht einen Meter hoch das salzig-bittere Meerwasser über jener Stelle, und ein Fremder würde es gar nicht glauben, wenn man ihm von der süßen Quelle erzählte. Tritt die Ebbe ein, dann ist die Quelle frei und hat sich in wenig Minuten durch schnellen Abfluß von allen bitteren Bestandteilen gereinigt. Dann bietet sie für einige Stunden wieder den köstlichen Labetrunk! Kannst du das Bild für dein Christenleben deuten?

„Unter den großen Menschen sind diejenigen die größten, deren Einfluß sich sowohl auf dem Gebiet des Denkens als auf dem des Handelns geltend macht.“

(W. B. Carpenter.)



L. H. Traub, Stadtpfarrer in Stuttgart, *Handreichung für Glauben und Leben*. Halle, Mühlmanns Verlag. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Ein paar ungleiche Brüder! Der Dortmunder agitiert für Niederreißen der Mauern Zions und der Stuttgarter baut sie wieder auf! Das Buch enthält eigene Gedanken und gute Zitate, Geschichten und Beispiele für Predigten und Vorträge. Mit herzlicher Freude habe ich es gelesen und mir manchen Satz notiert. Nicht nur Pastoren, sondern alle, die in Gottes Reich selbst etwas tun, werden viel Anregung daraus schöpfen.

A. S. Thenes, *Guter Rat für Leidende* aus dem altisraelitischen Psalter. Basel 1909. Verlag der Basler Missions-Buchhandlung.

Man muß selbst Leid, und nicht nur Körperliches, erfahren haben, um die tiefe Wahrheit, die in diesen kleinen Betrachtungen liegt, zu empfinden; sie drückt zu Boden und erhebt gleichzeitig den Himmel.

Das Wunder, Prinzipielle Erörterung des Problems von Prof. Dr. Carl Betz in Wien, Verlag von Edwin Ruge in Gr.-Richterfelde-Berlin.

Das ist eine feine, ernste Arbeit! Gründliche Wissenschaftlichkeit und reiches, wohlgeordnetes Material zeichnen sie aus! Diese Broschüre gehört in die Hände Aller, die in ihrem Größenwahn das Wunder leugnen. Aber auch jedes Gotteskind mag's lesen, damit seine Freudeigkeit wachse und sein Glaube zunehme!
M. D.

W. B. Carpenter, Bischof von Ripon, *Er lebt! Christi Bedeutung für die Gegenwart*. Aus dem Englischen. Mit Geleitwort von D. Dr. Hander. Berlin, Verlag von Mittler u. Sohn, gebd. 3 M.

Seine Majestät der Kaiser hat sich für dieses Buch interessiert, sein Hofprediger hat ihm das Geleitwort gegeben — und ich bin doch im Zweifel, ob ich es so ohne weiteres meinen Lesern empfehlen soll. Hin und her sind überraschende Gedanken und schöne Stellen, die man gern liest, aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, so wie wir steht der Verfasser nicht zu den Heilstatfachen und nicht zur Person Christi. Der Uebersetzer hat sich viel Mühe gegeben, uns unverständliche Zitate und Anspielungen zu erklären. Manche Behauptung fordert meinen Widerspruch heraus. So z. B. wenn auf Seite 68 gesagt wird, bei Jesus trete das eschatologische Moment zurück!

C. Th. Müller, *Zwei Welten sind unser*. 20 volkstümliche Vorträge, Potsdam, Stiftungsverlag, M 2.40.

Vielen Leitern von Vereinen, die oft Reden schaffen müssen, fällt angeichts dieses vortrefflichen Stoffs ein Stein vom Herzen. Hier ist einem die Mühe des Suchens und Sammelns abgenommen: eine ganze Reihe volkstümlicher Vorträge sind fix und fertig da; einerlei, ob man sie vorlesen oder selbst halten will. Das Material ist geschickt ausgesucht, eigene Gedankenarbeit ist nicht gespart und das Ganze so schön billig!

W. Richter, *Nicht müde werden . . .* Biblische Gedanken über evangelische Gemeinbearbeit. Potsdam, Stiftungsverlag, M 1.60.

Das Buch hebt sich wieder einmal aus der Flut der viel zu vielen Rezensionsexemplare heraus, wie ein Trost und ein warmer Geistesgruß. Feinsinnige Schriftauslegung, überraschende Anwendung und passende Gewissensfragen machen das Ganze zu einer überaus anziehenden und innerlich belebenden Lektüre. Jedem Reichsgottesarbeiter, dem über der Sprödigkeit seines Materials die Gefahr der „müden Ungebild“ droht, dringend zu empfehlen.

Bibelfursus

Vom 13. bis 17. Mai beabsichtige ich im Landhaus Heidrich in Ohbin bei Bittau einen Bibelfursus abzuhalten. Vormittags 1 Stunde Kolofferbrieft, 1 Stunde Probleme des Lebens Jesu, nachmittags 1 Stunde Kolofferbrieft. Gemeinsame Andachten und Spaziergänge. Anmeldungen dazu wie auch für anderes Logis als im eigenen Landhaus (Pension 6 Mark) sind rechtzeitig an Frau Schulrat Heidrich zu richten. Die Teilnehmer zahlen außer der Pension zehn Mark für den Kursus, oder Tageskarten à zwei Mark.

C. Keller.

Reiseplan

5.—12. Mai Bittau.

13.—17. Mai Ohbin (Bibelfursus).

19. Mai Wolmiraleben (Miss.-Fest).

16.—20 Juni Amsterdam und Zeist
(Holland).

Dann bis 18. Sept. Pause. Vom 19.

bis 29. Sept. Schwelm. Nachher

Celle, Gildesheim, Freiburg, Heidelberg, Osnabrück, Wandsbeck.

Koloffrer 4, 2 u. 3.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor C. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. J. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 9

Juni 1912

10. Jahrgang

Zu 2. Mose 33, 18—23

Als du auf Mos' Antlitz deine Hand gelegt,
 War tiefes Dunkel für ihn unentwegt.
 Und doch ging deine Herrlichkeit vorüber.

In tiefes Dunkel hast du heute mich geführt.
 Von deiner Nähe hab' ich nichts gespürt.
 Und doch ging deine Herrlichkeit vorüber.

Als Mose dir dann hinten nachgeblickt,
 Da war sein Herz, wie keines je, erquickt.
 Denn deine Herrlichkeit ging dort vorüber.

Ich darf es glauben, Herr, wenn alles dunkel ist,
 Und wenn mein Herz jedwede Kraft vermisst:
 Setzt grad geht deine Herrlichkeit vorüber.

Meta Holland.





Gemeinde und innere Mission

(Aus einer Ansprache.)

Offen gestanden bin ich ein Gegner solcher „Referate“ bei Konferenzen und Versammlungen verschiedenster Färbung. Man konstruiert oft genug am Schreibtisch einen Prachtbau von Begriffen und übergießt ihn mit dem Zuckerguß des Konditors, damit sich nur niemand einen Splitter dabei hole. Wie der Homunculus in der Retorte sich zu dem wirklichen Menschenkinde verhält, so ist's oft hier bestellt: zwischen dem Alltagsleben draußen und der Konferenzstimmung ist eine Kluft befestigt, die weder Redner noch Hörer weiter geniert. Die einzige Frucht des Referates sind dann die Thesen, und man geht tief befriedigt heim, wenn dieselben als Resolution schließlich angenommen sind. Merkt denn niemand dieser Befriedigten, daß sie von einem Begräbnis kommen? Sie haben die anregenden Gedanken mit ihrer Zustimmung erwürgt! Ein halbes Duzend Thesen mehr sind in irgend einem Konferenzbericht begraben und Gott wolle in Gnaden verhüten, daß sie jemals alle aufstehen! Darum ziehe ich mich nach Möglichkeit von allen solchen Konferenzen zurück: ich pflege auf ihnen auch meist meinen schwarzen Tag zu haben und halte es mit Binsendorf, der einst, allerdings in anderem Sinne, gesungen hat: „Herr Jesu, du kannst glänzen — zumal auf Konferenzen . . .“ Ich kann das nicht. Wenn man mich hier doch zu einer solchen Ansprache gepreßt hat, muß man die Folgen sich gefallen lassen, daß ich in der Art und Weise, wie ich die Sache behandle, gründlich enttäusche! —

Gemeinde und innere Mission! Jetzt kommt's nur darauf an, wie man das Wörtchen „und“ zwischen diesen beiden Begriffen versteht.

Die Gemeinde Jesu Christi hätte die Kriegsschar des Heilands sein sollen, die ihm die Welt erobert, — das königliche Priestertum mitten in der widerstrebenden ungläubigen Welt, das an Menschenherzen das Amt der Veröhnung verwalten sollte: Was ihr auf Erden löset, soll auch im Himmel los sein . . . statt dessen hebt ja der bloße Name „innere Mission“ den Schleier von einer langen Bilderreihe, die nicht aus dem

Heiligtum stammen, sondern aus Elend, Unglauben und Sünde. Denn daß es überhaupt eine innere Mission innerhalb der christlichen Gemeinde gibt, bezeugt mit großer Deutlichkeit zweierlei: daß in ihrer Mitte viel Unchristentum, Sünde und Verfall um sich gegriffen hat, sowie daß die echte Liebe der Christen nicht mehr dazu schweigen kann; der Jammer der andern läßt sie nicht schlafen. Im allgemeinen angesehen haben wir ein dichtmaschiges Netz von Anstalten und Einrichtungen der inneren Mission geknüpft, das auch dem Ungläubigen imponieren könnte, wenn er sich daran nicht als an etwas Selbstverständliches gewöhnt hatte. Jener Sozialdemokrat in Frankfurt hatte nicht so Unrecht, als er mich nach einer Versammlung zum Hotel zurückbegleitete und in dem Gespräch lebhaft ausrief: „Ziehen Sie alle Diafonissen aus Deutschland zurück, schließen Sie alle Krippen, Kleinkinderschulen, Kranken- und Waisenhäuser und ähnliche Anstalten nur für drei Tage, und der unerträgliche Jammer, der dann losbrechen würde, müßte sofort den großen Kladderadatsch herbeiführen.“ Aber — alle jene Institutionen in Ehren, — wir haben doch noch ein Aber auf dem Herzen: sind nicht oft genug Institutionen der sichtbare Niederschlag von dem verdampften und verloren gegangenen Leben? Wenn nicht, dann muß die Stellung der Gemeinde zur inneren Mission eine ganz andere werden, als sie es meistens ist.

Ich erlaube mir zwei wahre Bilder zu zeichnen, ohne die Namen den Gemeinden zu nennen. Die Gemeinde A. ist unter katholischer Überzahl im Rheinland gelegen; die Gemeinde B. in fast rein protestantischer Umgebung im Herzen Deutschlands. Aber sie könnte auch anderswo liegen!!

Die Gemeinde A. ist selbst handelndes Subjekt der inneren Mission geworden. Was vor fünfzig Jahren einzelne von Jesus entzündete Menschenherzen ersehnten, erbeteten, anstrebten, hat sich allmählich durchgesetzt. Nicht nur hat man in A. eigentlich alle in Frage kommenden Anstalten in würdigem, zweckentsprechendem Zustande; sie leiden auch keinen Mangel und erfreuen sich des Interesses der Geistlichen und des Kirchenvorstandes, — sondern, was das Bezeichnendste ist: nie fehlen in der Gemeinde Männer und Frauen und Mädchen, die bereit sind, ohne Entgelt ein Stück Arbeit den Berufsarbeitern abzunehmen. Ich will nicht übertreiben, aber ich weiß es ganz genau, daß dasjenige, was dort von unbezahlten, freiwilligen Kräften jahraus jahrein geleistet wird, dem nicht nachsteht, was die Berufsarbeiter tun. Jeder Pfarrer hat außer der Gemeindediafonisse für seinen Bezirk noch

mehrere Männer und Frauen, die in Armenpflege und Krankenbesuchen ihm zur Hand gehen. Helfer und Helferin im Kindergottesdienst sind dort nicht, wie leider an manchem andern Ort, zum Teil junge, ungebildete Mädchen aus dem Volk oder überarbeitete Lehrerinnen, sondern reiche, hochgebildete Damen aus der Gesellschaft, Kaufleute und Beamte. Zu jeder neuen Unternehmung — Schriftenverbreitung, Bahnhofsmission, Jünglings- und Jungfrauenverein, Fürsorge für entlassene Strafgefangene, Trinkerrettung, Kinderschutz — gibt es dort sofort Kräfte genug, die sich melden. Die Stellung der Berufsarbeiter ist dort nach einer Seite hin geradezu ideal zu nennen, daß man sich um sie kümmert, sie entlasten will und ihnen aus Seeleninteresse Arbeit abnimmt. Die so nötige körperliche Erholung der Diakonissen, daß sie nicht unter dem Jubel der Last erliegen, wird so gehandhabt, daß junge Damen je einzelne Stunden der Woche opfern, um sie zu ersetzen.

Ich sage nicht, daß in der Gemeinde A. ein Paradies auf Erden sei. Nein, es bleibt noch genug zu tun übrig: es ist noch genug Stückwerk und menschliche Unvollkommenheit. Aber der Punkt, auf den es mir heute ankommt, ist wirklich in Ordnung: die Gemeinde als solche ist in der Mehrzahl ihrer Glieder zu der Erkenntnis gekommen, daß solche persönliche Beteiligung an allen Liebeswerken in ihrer Mitte ihre selbstverständliche, heilige Pflicht ist und müht sich ehrlich, solcher Verantwortung zu entsprechen. Die es nicht tun, werden als Laue, Abtrünnige scheel angesehen.

Die Gemeinde B. hat kleine übersichtliche Verhältnisse. Etwa tausend Seelen am Ort hat ein Geistlicher zu versorgen. Das eigentliche Großstadtelend fehlt dort völlig. Bis vor kurzem stand es aber dort so, daß man von innerer Mission nichts spürte, nichts wußte, und höchstens dreibis viermal im Jahr im schlechtbesuchten Sonntagsgottesdienst der Pastor eine Pflichtkollekte für irgend eine Anstalt der inneren Mission mit den stereotypen Worten anzeigte (die dadurch gerade das Gegenteil von dem bewirken, was sie bezwecken!): „und wird der Liebe der Gemeinde herzlich empfohlen“. Kein Mensch hörte etwas von Interesse oder Herz heraus und die Kollekten schwankten je nach dem Wetter zwischen sechzig Pfennigen und einer Mark zwanzig Pfennigen. Manchmal genierte sich der Pastor, so wenig abzuschießen und rundete die Summe aus seiner Tasche nach oben hin etwas ab. Für Heidenmission gab es auch aus der zum Teil wohlhabenden Gemeinde, wenn man den Beitrag der Gutsherrschaft abzog, im Jahr kaum soviel, um ein paar Stiefel für einen Missionar zu kaufen! Vereine existierten nicht, außer einigen welt-

lichen. Bibelfstunden, Kindergottesdienst wurden nicht gehalten. Tod, wohin das Auge blickte. Zur Erklärung dieser Sachlage, nach der die ganze Gemeinde als ein Objekt der inneren Mission anzusehen ist (ein Stück Heidenland mitten im evangelischen Deutschland!), muß noch gesagt werden, daß seit dreißig Jahren kein lebendiger Prediger des Evangeliums hier gewirkt hat. Der jetzige Geistliche ist ein ziemlich unbedeutender, gleichgültiger Mensch, an dem meine Bekehrungsversuche gänzlich abprallten. Er spielt im Wirtshaus mit seinem Kirchenvorstand Karten! Sein Vorgänger K, den ich auch gekannt habe, war ein kranker Mann, der jahrelang der Gemeinde fast nichts bieten konnte. Lange Zeit war die kirchliche Bedienung dieser Gemeinde eine so traurige, daß ich nicht begriff, wie eine Kirchenbehörde dergleichen dulden und eine Gemeinde sich das bieten lassen darf. Beihn Jahre zurück — bei dem Vorgänger von K. —, war es nicht besser. Er hatte das Vertrauen der Gemeindeglieder verloren und kümmerte sich auch, abgesehen von den Gottesdiensten und Amtshandlungen, nicht um sie. Seine komische Eigenart war, daß er mit seiner kinderlosen Frau halbe Tage lang Salma spielte! Kann man sich da wundern, daß eine Gemeinde Schritt für Schritt herunterkommt! Besonders, wenn zu gleicher Zeit der irdische Wohlstand wuchs!

Da haben wir den Fall in krasser Schärfe, auf den ich meine Ansprache abzielen lassen möchte: die Gemeinde selbst tot und ein Objekt der inneren Mission. Aber auch bei den meisten Mittelstufen zwischen diesen beiden äußersten Gegensätzen würden meine Wünsche einsegen. Wieviel Gemeinden kennen wir, wo es allerdings Diakonissen und Anstalten der inneren Mission gibt, in denen es aber an Verständnis und Interesse für dergleichen Bestrebungen völlig fehlt. Auch ganz gute Kirchgänger und Durchschnittsschriften ahnen nicht, daß diese Arbeit eigentlich ihre Aufgabe wäre, daß jeder wirkliche Christ das Verantwortlichkeitsgefühl kennen müßte: Was muß ich tun, damit Gottes Reich in unsere Gemeinde kommt?

Die erste Voraussetzung ist, daß der Pfarrer der Gemeinde selbst Leben aus Gott hat; denn mit einem Eiszapfen läßt sich kein Feuer anzünden. Er muß die Seele aller Bestrebungen der inneren Mission der Gemeinde sein. Gibt es unter seiner Arbeit hin und her brennende Herzen, dann wird es wichtig, daß sie im Rahmen der Gemeinde etwas Wirkliches zu tun bekommen; wenn nicht, treibt sie ihr Drang nach Betätigung entweder in die Sekten oder auf törichte Extrabagazen oder die schönste Anregung erliegt ungenutzt dem Gesetz der Trägheit. Solche

Schläden von früherer Gut schaden später jedem neuen Belebungsversuch durch ihre bloße Gegenwart. Der Pfarrer darf auch nicht in den „Tüchtigkeitsfehler“ eines Faktotum (wörtlich von fac und totum = ein Machalles!) geraten, als müßte er in allen Vereinen, Gemeinschaften, Anstalts- und Verwaltungsräten die Hauptarbeit und den Vorsitz haben. Viel wertvoller ist es, wenn er nach dem Beispiel von Apostelgesch. 6 sich auf die Lebenslinie seines Amtes zu beschränken weiß und sich für alle jene anderen Arbeiten Hilfskräfte aus der Gemeinde heranzieht. Jede neue Persönlichkeit, die, für Jesus warm geworden, in solche Arbeit gestellt wird, steigert die Lebenskraft und den geistlichen Besitzstand der Gemeinde, so daß man hier schon sagen kann: Was die Gemeinde der inneren Mission leistet, bekommt sie mit Zins und Zinseszins zurück.

Auch die Pfarrfrau hat hier eine Aufgabe. Ich weiß, was man dagegen zu sagen pflegt: sie soll zuerst ihrem Mann das Haus zu einer traulichen Erholungsstätte machen und für ihre Kinder und Dienstboten in vorbildlicher Weise sorgen. Außerdem bin ich ein Feind der Frauen, die viel predigen und überall das große Wort führen wollen. Petrus macht schon auf die Frauen aufmerksam, deren bloßer Wandel ohne Wort von der größten Bedeutung sei. Das ist ja auch eine Delikatesse! — Aber ich habe an die Adresse der Pfarrfrauen noch einiges auf dem Herzen. Zuerst soll sie nicht jeden Besuch sofort damit anöden: „Sie glauben nicht, wie schrecklich viel mein Mann zu tun hat.“ Zuletzt glaubt es der Mann und fängt an, sich überall um seine Pflicht zu drücken und die eifrigsten Gemeindeglieder sagen sich: „Das Pfarrhaus schaltet von vornherein aus allen Unternehmungen aus.“ Weiter soll sie ihrem Mann manche Arbeitsbeziehung zu solchen Leuten abnehmen, die in den Werken der inneren Mission etwas tun wollen. 90 Prozent davon sind ja doch Damen. Da sollte die Pfarrfrau das natürliche Bindeglied zwischen ihrem Mann und jenen Rekruten, sowie den Diakonissen, Frauenvereinen, armen Familien, Helferinnen im Kindergottesdienst u. a. m. sein. Nur gibt es hier noch eine Gefahr, der ein Weib, auch ein frommes, leichter erliegt als der Mann: daß sich der fromme Klatsch leichter auf ihre Seele legt und sie unfrei macht. Da gehört ein selbstloses, stilles, taktvolles Wesen dazu, dann braucht nicht jedes törichte Gerede durch die Pfarrfrau dem vielbeschäftigten Mann aufs Herz gelegt zu werden. Jedenfalls gebe ich jenem alten, gläubigen Christen in der Neumark recht, der mir mal sagte: „Der wichtigste Riegel, der erst weggeschoben werden muß, ehe es bei uns anders wird, ist unsere

unbefehrte Pfarrfrau. Sie ist des Pfarrers böser Geist und der Gemeinde ein Ärgernis.“ Wieviel Segen geht dagegen für die Arbeiten der inneren Mission, sowohl ihre Subjekte als Objekte, von einem Pfarrhause aus, wo Mann und Weib eins geworden sind, sich als die vornehmsten Diener Jesu in dieser Gemeinde anzusehen.

Ein Wort noch über den Kirchenvorstand. Von der Wahl geeigneter Persönlichkeiten in die kirchlichen Körperschaften hängt auch für die innere Mission unendlich viel ab. Sind das ungeistliche, unbefehrte, eitle Streber, kalte Rechnungsführer oder Nullen, die nur hinter der Eins des Pfarrers eine Bedeutung haben, dann wird die Gemeinde selbst notleiden und die Arbeiten der inneren Mission auch. Hier ist ein Schaden an vielen Orten zu beklagen, der gen Himmel schreit. Was habe ich selbst schon für Todfeinde Jesu und seiner Sache unter den Kirchenvorständen kennen gelernt, mit denen mich mein Pfarramt in Rußland und Deutschland zusammenführte! Sind sie dagegen wirklich für ihre Aufgaben begeistert und befähigt, dann sind sie die gegebenen Persönlichkeiten, um den verschiedenen Zwecken und Zweigen der Arbeit der inneren Mission in der Gemeinde vorzustehen. Ich habe auch solche kennen gelernt und mich gefreut, wenn sie mir recht viel Arbeit abzunehmen imstande waren. Wo man um der Kollegen oder der sonstigen Gemmnisse halber auf lange hinaus nicht in der Lage ist, die ungeeigneten Personen durch bessere zu ersetzen, da muß der treue Seelsorger es so machen, wie ich es in meinem Roman „Um die Kanzel“ geschildert habe: sich einen freiwilligen Generalstab von ernstern Männern sammeln, die ihm an die Hand gehen und ihm helfen, ja an manchem Platz ihn ersetzen kann.

Noch ein Wort über die Anwerbung der ganzen Gemeinde zur Arbeit. Das ist die Stoßkraft kleiner Sekten und Gemeinschaften, daß alle ihre Glieder wirklich arbeiten: jeder Christ ein Missionar! Wir brauchen heute mehr denn je ein aggressives Christentum! Jesus hat bei seinem Abschied nicht gesagt: „Singt, betet und erbaut euch, damit euch die Zeit nicht lang wird!“ — sondern: „Handelt, bis daß ich wiederkomme!“ Das Reich Gottes besteht jetzt eben in einem Handeln, das Gottes Willen entspricht. Wenn Jesus sagt: „Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat“ — so liegt für unsere Gemeinden darin ein Wink, wie sie zur rechten geistlichen Ernährung kommen könnten. Durch Tun des Willens Gottes, durch Arbeit für die innere Mission wächst der Hunger nach geistlichen Einnahmen, und man wird ganz anders zu seinem Sonntagsgottesdienst und zu seinem heimlichen Bibellesen stehen,

als wenn man nichts tut. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; über kurz oder lang kommt's dann noch weiter dahin, daß wer nicht arbeitet, gar nicht essen kann! Dann geht das Leben der Seele an solcher Krankheit zugrunde.

Der Pfarrer, der seine Gemeinde in rechter Weise für allerlei solche Arbeit anspannt, nützt sich selbst und seinen Hörern. Manche Predigt, die sonst über die Köpfe der Leute weggeht, würde plötzlich interessant und schläge wie eine Bombe ein, wenn man einen Zweig der inneren Missionsarbeit mit Bildern und Geschichten illustriert der Gemeinde vorführte und ihr klar machte, was jetzt in ihrer Mitte dafür geschehen müsse. Auf Familienabenden, bei Vereinsfesten usw. könnte ähnliche Propaganda getrieben werden. Die Konfirmanden müßten für irgendeine Art von solcher Arbeit begeistert werden. Das Echo eines solchen steten, warmherzigen Appells wird nicht ausbleiben. Eine Gemeinde ist wie ein Schrank: was man ordentlich hineingelegt hat, kann man später auch herausholen! Und das ist der Weg, wie überhaupt ein Fortschritt des Reiches Gottes in sozialer Hinsicht erzielt werden kann. Zuerst sammeln sich einzelne warme Persönlichkeiten, denen über einer Stelle der Not ihrer Umgebung das Herz brennt; dann wird durch sie die Gemeinde interessiert. Dann kommt's auf den Pfarrkonferenzen und Synoden zur Sprache. Hin und her hat man mit der Verwirklichung der Hilfe bescheidene Versuche gemacht und Erfahrungen gesammelt. Jetzt tritt die offizielle Kirche dafür ein. In der Öffentlichkeit wird für und wider geredet. Die Presse bemächtigt sich des Gedankens und schreibt ihn aus humanem Interesse der Kulturwelt ins Stammbuch. Ist dann im Denken und der Gewohnheit der öffentlichen Meinung dieses Stück Rettungsarbeit etwas Selbstverständliches geworden, wird der Staat oder die Kommune gezwungen, sich nach solchem Maßstab der Sache anzunehmen. So ist's schon mit verschiedenen Arbeitsgebieten der inneren Mission gegangen.

Ist aber die Christengemeinde auf solche Weise der Pionier der helfenden Liebe, wird von ihrem Tun der Maßstab genommen für das spätere Tun aller, dann möchten wir gern Feuer werfen in die Schläferhütten! Die Gemeinde, die nichts tut für Gottes Reich, fällt unter das Gericht: Was ihr nicht getan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir auch nicht getan!

(Hier — wo ein warmer Aufruf zur Mitarbeit an der inneren Mission einsehte — brach das Manuskript ab.)



Erbarmen für die verirrtten und gefährdeten Kinder unsres Volkes

Ein gesegneter Zeuge Westfalens, Superintendent Beckmann, der vor vierzig Jahren schon wiederholt und eindringlich als einer der Ersten auf die schreienden kirchlichen Notstände der Reichshauptstadt hinwies, hat diese als die Herzwunde bezeichnet, gegenüber der alle anderen Nöte doch nur Wunden an den Gliedern seien: „Der Geist, der in Berlin herrscht, ist der Sauerteig, der nach und nach das ganze Volk durchdringt.“ Ist Beckmanns Vergleich Berlins mit dem Herzen richtig, dann kann man die Notwendigkeit der Berliner Stadtmission nicht besser erweisen, als er es mit den zitierten Worten getan hat. Welch ein Geist aber in Berlin herrscht, ist in Stadt und Land bekannt. Nach dem, was der Präsident Roosevelt hier gesehen, fühlte er sich gedrungen, uns unverblümt zu sagen, daß zum Bestand eines Volkes vor allem hausbackene Moral nötig sei. Und der englische Minister Saltdane hat unlängst in einer Rede darauf hingewiesen, wenn man die auf den Berliner Bahnhöfen feilgebotene Lektüre mustere, müsse man staunen, wie sehr der Gallische Geist den deutschen Geschmack schon verdorben habe. Je nachdem hier der Geist aus dem Abgrund das öffentliche Leben regiert oder die sittlichen Lebensmächte des Evangeliums wirksam sind, wird auch der Einfluß der Reichshauptstadt auf Volk und Land sein. Sonach ist es eine Pflicht der Selbsterhaltung des gesamten Volkes, ein Werk zu fördern, welches seit 35 Jahren hier im heißen Kampfe gegen die Macht des Unglaubens steht und an der Arbeit ist, die drei Giftquellen zu verstopfen, von denen schon der Herold der Inneren Mission, J. G. Wichern, gesprochen hat: Die Unzucht und Trunksucht und den Schmutz in Wort und Bild.

Wir wissen freilich aus Erfahrung nur zu gut, daß der Name Berlin keinen guten Klang in der Welt hat; daß die Nennung des Namens oft genügt, um sich die Herzen zu verschließen. Dennoch müssen wir immer wieder an das Solidaritätsgefühl appellieren und das soziale Empfinden zu wecken suchen mit der physischen und sittlich-religiösen Not der entkirchlichten Großstadtmassen der Reichshauptstadt. (1. Kor. 12, 26.)

Von der Gesamtbevölkerung Berlins waren am 1. Dezember 1905 nur 822 270, d. h. $\frac{2}{5}$, in Berlin geboren, dagegen 1 217 878, d. h. reichlich $\frac{3}{5}$, von auswärts zugezogen. Alle Teile des Reiches sind an diesem Zuzug beteiligt, wenn er auch aus dem Norden und Osten am stärksten ist. Ob das von Jahr zu Jahr zunehmende Wachstum der Reichshauptstadt — die Geburtenziffer und der Prozentsatz der Wehrfähigkeit steigen trotzdem nicht — nicht doch hin und her im Lande das Wort Wüchens in Erinnerung ruft: „Unsere Großstädte sind Krater, die einen großen Teil unserer besten Volkskraft verschlingen und dem Untergange weihen?“ Ja, wenn diese Großstadtmassen kirchlich so versorgt, sittlich bewahrt und seelsorgerlich gepflegt werden könnten, wie es nötig ist! Wenn das aber bei unseren kirchlichen Notständen und in Massengemeinden von 40—80 000, wo einem Geistlichen mehr als 10 000 Seelen anvertraut sind, nicht möglich ist, dann müssen diese bald vom Geiste der Großstadttintelligenz und -kultur erfüllt und eine Beute der atheistischen und revolutionären Bewegung werden. Die Moabiter Revolten sind ja nur die Symptome der unheilvollen, schleichenden Krankheit. Hier heißt die einfache Logik der Tatsachen: Entweder Mission oder Revolution!

Das hat Hofprediger Stöcker getrieben, 1877 das Werk der Berliner Stadtmission zu beginnen, das unter Gottes sichtbarem Segen zu stattlichem Baume geworden ist: 8 Pastoren, 47 Stadtmissionare, 14 Stadtmissionschwestern und etliche Kandidaten stehen heute im Dienste der rettenden und bewahrenden Liebe hier an den entkirchlichten Großstadtmassen.

Die altbewährten Arbeitsfelder der Hausbesucher von Tür zu Tür — mit und ohne Veranlassung — und der damit verbundenen Schriftmission, die auch bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. am Totenfeste *), ihren fröhlichen Evangelistendienst tut, stehen im Programm der Stadtmission an der Spitze.

Sieben Kurrendechöre und eine Anzahl Gemeinschaftschöre treiben die gesegnete Mission des jungen Evangeliums auf den Höfen, in Alten- und Krankenstuben, Kranken-, Buthäusern und Gefängnissen.

Um die gesuchten und gewonnenen Seelen zu sammeln, zu pflegen und zu treuer Mitarbeit zu erziehen, treibt die Stadtmission in drei

*) Die letzte Totenfestpredigt hatte eine Auflage von 800 000, wovon allein 320 000 auf den Berliner Friedhöfen durch unsere Helferscharen verteilt worden sind.

Kapellen und 19 Sälen großzügige Gemeinschaftspflege, während ihr zur Predigt zwei Kirchen zur Verfügung stehen. Dadurch wird es ihr möglich, ins Volk zu dringen und öffentliche Mission zu treiben (Laubenmission und Evangelisation im Freien in verschiedenen Stadtteilen). Während 10 Blaufreuzvereine im Kampfe gegen die Trunksucht stehen, bekämpft die Nachtmission die öffentliche Unzucht.

Dazu kommen noch besondere Spezialgebiete, eine Selbstmordmission, die uns jährlich in 800—1000 unglückliche Familien führt, Zigeunermision, Sammlung der Eisenbahner, Mission an den Kellnern und Droschkenfutschern.

Was könnte hier noch, was mühte geschehen angesichts der tiefen Seelennot Berlins, wenn alle Christen im Lande den Willen Gottes (1. Tim. 2, 4) erkennen und die nötigen Mittel darreichen, uns vor allem stärken möchten durch treue Fürbitte.

Täglich gehen in Großberlin zirka 165 Menschen in die Ewigkeit, d. h. stündlich etwa 7, und wie viele deren ohne Licht und Hoffnung, vielleicht aber mit dem letzten Angstschrei, der ungehört verhallt: „Ist denn keiner hier, der mit einem Sterbenden beten kann!“ Hörst du nicht den Ruf: „Menschenseelen in Gefahr!“

Es ist dringend nötig, den Respekt vor der Reichshauptstadt und die falschen Träume von Glanz und Glück zu zerstören, die den unheilvollen Zug vom Lande hierher — wie schon Jahrzehnte — verursacht. Aber ebenso dringend nötig ist uns das Mitleid und Erbarmen mit den und für die hier Zugezogenen. Und Graf Douglas hat einmal gesagt: „Wer nicht mit rettet, was er kann, der mordet.“

Wer nähere Auskunft über unsere Arbeit wünscht, findet sie in unserem Monatsblatt, sowie in illustrierten Zehnspfennigheften, die die einzelnen Arbeitsgebiete behandeln, wie z. B. „Landsflucht — Stadtfucht“, „Laubenmission“, „Unsere Glendskirche“ u. a. bei der Buchhandlung der Stadtmission, Berlin SW. 61.

NO. 18, Birchowstr. 6.

Fr. Schlegelmilch, P.

Anmerk. des Herausgebers: Vorstehender Bitte habe ich wohl nichts hinzuzufügen! Außer, ich benutze die Gelegenheit bei Beginn der Reisezeit, meine Leser daran zu erinnern, daß ich die „Sonntäglichen Predigten“ schreibe und mich freuen würde, wenn sich die Sommerfrischler eine Anzahl derselben zum Verteilen an Sonntagslose in der Fremde kommen ließen. Desgleichen können die neuen Flugblätter (Verlag von Max Koch, Leipzig) bequem mitgenommen und bei Gelegenheit verteilt werden! Wer es versteht und mag, kann auch mündlich auf Reisen für „Auf Dein Wort“ werben!



Die Arbeit

Ansprache von Hans Keller.

In Indien tritt einem auf Schritt und Tritt die Anschauung entgegen, daß Arbeit, und vor allem körperliche Arbeit, den Menschen erniedrigt, ja eine Strafe für ihn ist. Das ist eine echt heidnische Auffassung, die aber leider auch aus manchen christlichen Köpfen nicht zu entfernen ist. Gewiß gibt es in unseren Tagen abstumpfende Fabrikarbeit, da der einzelne tagein tagaus denselben Handgriff mechanisch macht und niemals die Freude an einer fertigen, wohl gelungenen Arbeit hat. Hier wird der Arbeiter zur Nummer herabgedrückt, oder sinkt gar zum blöden Lasttier herab. Solche Arbeit ist allerdings Strafe, und Bemühen einer sozial billig denkenden Gesellschaft muß es sein, derartige Arbeiten zu verringern oder ganz verschwinden zu lassen.

Aber im allgemeinen darf die Arbeit nicht als Strafe aufgefaßt werden, und erst recht nicht von Christen. Solche Auffassung führt nur dazu, daß man seine „weltliche“ Berufsarbeit vernachlässigt und, um Gott doch etwas zu dienen, allerlei Reichsgottesarbeit treibt, unter welcher der Beruf leiden muß. Und den Erfolg dieses Tuns bekommt man dann von Feinden des Christentums nur zu oft gründlich zu hören: Die sogenannten bekehrten Kaufleute oder Handwerker taugen nichts in ihrem Beruf. Mag das auch übertrieben sein, etwas davon haben wir wohl schon alle erfahren, daß manche solcher christlichen Gewerbetreibenden tatsächlich ihre Berufsarbeit nicht als die Hauptaufgabe ihres Lebens betrachten und deshalb uns oft nicht befriedigen. Da liegt die Schuld nicht beim Christentum, sondern bei den Menschen, die es nicht recht verstehen. Wie soll sich denn der wahrhafte Christ zur Berufsarbeit stellen?

Diejenigen Christen, welche ihren weltlichen Beruf, besonders die Körperarbeit, als eine Strafe ansehen, berufen sich dabei auf 1. Mos. 3, 19: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Das ist jedenfalls ein Mißverständnis. Gott hat Adam schon vor seinem Fall

in den Garten Eden gesetzt, damit er ihn bestelle und sich der Tiere annähme, und das ist doch auch Arbeit. Nach dem Sündenfall aber bestand die Strafe darin, daß der Acker Dornen und Disteln trug, das heißt doch, daß die Arbeit auf solchen unfruchtbaren Feldern viele vergebliche Mühe machen würde. Es ist damit eine Arbeit gemeint, welche unter die Rubrik der Sisyphusarbeit fällt.

Die griechische Sage erzählt, daß Sisyphus für die Sünden seines Lebens im Hades damit bestraft wurde, daß er einen schweren Stein mit unendlicher Mühe einen Berg hinaufwälzen muß. Aber kaum ist er mit ihm oben angekommen und er meint seine Aufgabe erfüllt zu haben, da entrollt immer wieder seinen Händen der tückische Stein, und er muß seine Arbeit von vorne beginnen. Solche Arbeit — völlig aussichtslos und ohne jeden Erfolg — das ist allerdings eine Strafe, ein Fluch.

Allgemein aber kann man das von der weltlichen Berufsarbeit nicht sagen, sondern sie soll unser Lebensinhalt, unsere Lebensaufgabe sein, wie sie das Psalmwort zum Ausdruck bringt: „Unser Leben, wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Nur ständige, unsere Kräfte anspannende und unsere Zeit völlig ausfüllende Arbeit kann uns auch innerlich vorwärts bringen und heranreifen lassen. Es gilt nicht nur vom eisernen Handwerkszeug, sondern auch von den Menschen: „Rast ich, so rost ich.“ Was nun einmal unsere Berufsarbeit ist, das bleibt sich im Grunde einerlei, es kommt in Gottes Augen jedenfalls nicht darauf an, was für einen irdischen Beruf man hat, sondern wie man ihn ausfüllt. Auf keinen Fall sollen und dürfen sich Christen einer etwa in den Augen der Welt niedrig eingeschätzten Arbeit schämen, als könnten sie mit ihr Gott nicht recht dienen. Als Spurgeon einst eine Dame besuchte, traf er sie gerade nicht in Besuchstoilette, sondern in schlichtem Hauskleide beim Aufhängen der Wäsche an. Wie Frauen nun einmal sind, so schämte sie sich, bei dieser Arbeit angetroffen zu werden und begann sich zu entschuldigen. Spurgeon aber unterbrach sie mit den Worten: „Ich hoffe, daß der Herr Jesus, wenn er kommt, Sie nicht anders antreffen wird; denn so gefallen Sie ihm jedenfalls am besten.“

Für uns evangelische Christen stehen alle Arbeiten, ob Kopf- oder Hand-Arbeiten, in gleichem Wert im Blick auf die Ewigkeit. Jede Arbeit, die wir tun im Bewußtsein: Gott hat uns dieses Stück Arbeit zu tun zugewiesen, er gibt uns die Kraft, die wir brauchen, er sieht aber vor allem auch darauf, wie wir sie ausführen — jede solche Arbeit wird für uns zum Gottesdienst. Darauf hat Luther uns gewiesen in einer Zeit, da Bettelei und frommes Nichtstun als christliches Lebensideal galt. In

seiner Verteidigung des augsburgischen Bekenntnisses bringt er diese Ansicht in folgendem Bilde:

„Man lieset in den Lebensläufen der Väter von St. Antonio und etlichen anderen großen, heiligen Einsiedlern, welche durch Erfahrung dahin sind gekommen, daß sie gemerkt, daß sie ihre Werke für Gott nicht mehr fromm machen, denn anderer Stände Werke. Denn St. Antonius hat Gott gebeten, daß er ihm doch zeigen wolle, wie weit er kommen wäre im Leben der Vollkommenheit. Da ward ihm angezeigt ein Schuster zu Alexandria und ward ihm gesagt: Dem Handwerksmann wäre er gleich. Antonius zog gen Alexandria, sprach den Schuster an und fragte mit Fleiß, was er für einen heiligen Wandel führe. Da antwortete ihm der Schuster: Ich tue nichts Besonderes, denn morgens spreche ich mein Gebet für die ganze Stadt, darnach arbeite ich mein Handwerk und warte meines Hauses. Da verstand Antonius bald, was Gott durch die Offenbarung gemeint hätte.“

Dieses Wort Luthers hier sollten sich viele Christen merken, dann würden sie in ihrem irdischen Beruf mehr leisten und damit gleichzeitig am besten Gott dienen. Es ist ja bekannt, wie Luther das einmal ausgeführt hat, daß eine Mutter, welche ihre Kinder wäscht und erzieht, eine Magd, welche das Haus auskehrt, in der Küche spült und kocht, ein Knecht, welcher seine Pferde putzt und ihnen Futter gibt, damit ein Gott ebenso wohlgefälliges Werk tut wie der Prediger auf der Kanzel. In seiner charakteristischen Sprache sagt er an anderer Stelle wörtlich:

„Die ganze Welt wäre voll Gottesdienst, wenn ein jeglicher so lebte und täte, was ihm befohlen ist. Wenn ein Prediger Gottes Wort predigt, tauft, Sacramente reicht ... so hat er Freude im Herzen davon, daß er gewiß weiß, daß es Gottes Wille und Befehl ist. Desgleichen eine arme Dienstmagd hat Freude im Herzen und kann sagen: Ich koche jetzt, ich mache das Bett, ich kehre das Haus — wer hat's mich geheißen? Es hat's mich mein Herr und Frau geheißen. Wer hat ihnen solche Macht über mich gegeben? Es hat Gott getan. Ei, so muß es wahr sein, daß ich nicht allein ihnen, sondern auch Gott im Himmel diene und daß Gott ein Wohlgefallen daran habe. Wie kann ich denn seliger sein? Ist es doch ebensoviel, als wenn ich Gott im Himmel sollte kochen.“

Läßt sich aber in unseren Tagen jeder Beruf mit seiner Arbeit nach Luthers Vorbild auffassen als ein Dienst, den man Gott leistet? Denken wir uns einmal die schweißbedeckten Arbeiter am Hochofen, am glühen-

den, fließenden Eisen, die in beständiger Lebensgefahr sind, da jede kleine Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit sich viel bitterer rächt als bei uns. Kann man diesen Arbeitern auch predigen, ihre Arbeit sei ein Gottesdienst? Gewiß läßt sich ihre Arbeit so auffassen, wenn man zugibt, daß auch die moderne Industrie ein Stück von Gott ist. Und das ist sie doch. Die Menschen, welche allmählich eine Kraft nach der anderen entdeckt haben, welche diese Kräfte benutzend eine Maschine nach der andern erfunden haben, schufen damit eigentlich nichts rein Irdisches, sondern sie haben nur etwas aufgefunden, das seit Urzeiten vorhanden war im Geiste Gottes, also etwas Göttliches. So steckt in allen Errungenschaften der Technik eine göttliche Idee. Das will jedem am augenscheinlichsten einleuchten, wenn man denkt an die Eroberung der Luft, an das Werk vor allem des Mannes, der in Konstanz in demselben Gebäude das Licht der Welt erblickte, in dem Johannes Guß es zuletzt als Gefangener geschaut, ehe er den Scheiterhaufen bestieg, des Grafen Ferdinand von Zeppelin. Ergreift es nicht jedesmal uns von neuem tief innerlich, wenn das Luftschiff wie ein weißer Strich auf dem blauen Himmelsgrunde erscheint, näher kommt und sonnenbestrahlt in sicherem Fluge über unsere Stadt gleitet. Und dieses herrliche Werk hätte auch nicht zustande kommen können ohne die Arbeit jener Männer am glühenden Hochofen. Ja, Gott steht auch inmitten all dieser Arbeit der modernen Entdeckungen und Erfindungen und läßt die Menschen immer wieder einen neuen Schleier lüften, mit denen die Geheimnisse der Natur verdeckt sind, damit sein uralter Befehl in Erfüllung gehe: machet euch die Erde untertan. Und wenn Gott uns mitten im Getriebe der Industrie nicht erscheint als der Gott, welcher uns auf grüner Aue weidet und zum frischen Wasser führt, so gedenken wir beim Anblick der Luftkreuzer und der Flieger, in der Mitte der glutausstrahlenden Öfen und der rasend saugenden Riesenräder an das merkwürdige Wort von dem Gott, der seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen macht.

So können wir heute noch, wie damals Luther, jedem Arbeiter sagen, daß seine treulich verrichtete Arbeit ein Gottesdienst ist, an dem Gott Wohlgefallen hat. Und Menschen, welche ihren Beruf so ansehen, das sind die glücklichsten Menschen; denn sie freuen sich ihrer Arbeit, weil etwas Göttliches darin liegt, sie sind stolz auf ihre Arbeit. Deshalb hat Carlyle recht, wenn er einmal sagt: „Wer arbeiten kann, ist ein geborener König, ist ein Herr aller Dinge und in seinem Reich ein Priester und König der Natur.“ Deshalb sollte für einen Christen der Titel „Arbeiter“ ein Ehrentitel sein: „Chret uns, der Hände Fleiß.“

Wer als Christ dem zustimmt, der muß dann aber sein Christentum darin suchen zu erweisen, daß er seine Berufsarbeit so gründlich und so exakt als möglich tut, als hinge davon nicht nur das Geschick dieses Lebens, sondern erst recht das jenes anderen Lebens ab. Die Christen sollten in ihren Berufen so Tüchtiges leisten, daß wenn es einmal besonders Schweres zu vollbringen gibt, der Ruf der Welt ertönen müßte: Die Christen an die Front! Und das soll der Erfolg dieser Überlegung sein, daß wir mit neuer Treue und neuer Kraft Gott dienen wollen in unserer irdischen Arbeit, dazu ist vor allem nötig die Treue bis in das Kleinste hinein:

„Denn Treue steht zuerst, zuletzt,
Im Himmel und auf Erden:
Wer ganz die Seele dreingeseht,
Dem soll die Krone werden.
Drum mutig drein und nimmer bleich,
Denn Gott ist allenthalben. —
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben!



Rückblick

Wir schauen ängstlich in vergangne Zeiten
Und wundern uns, daß wir noch sind;
Erlebtes sehn wir stumm vorüberstreiten
Und merken, daß die Schatten schrecklos sind. —

Fast tut uns leid, daß schmerzgefüllte Stunden,
Und was das Herz geheimnisvoll verbarg,
So müßlos Ruh und leichten Tod gefunden,
Nun unter welken Blumen schläft im Sarg.

A. W. Daiber.





Gescheitert

Ein Lebensbild von M.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Gott sei's gedankt, daß ich noch einmal die Stätten meiner Kindheits- und Jünglingsjahre besuchen durfte. Lange, lange war's gewesen seit dem letztenmal, und dies wird nun jedenfalls der Schluß sein; denn meine Tage neigen sich schnell. Leb wohl, du pappelumrauschter, einsamer Hof, der meine ersten Lebensjahre sah! Leb wohl, du alte Herzogs- und Bischofsstadt, in der ich den Anfang meiner Schulung empfang! Leb wohl, du bedeutungsvolle Bildungsstätte meiner Jünglingszeit, die mich für die Univerſität ausrüstete! Als ein Einsamer bin ich durch die wenig veränderten Gassen dieser beiden Städtchen geschritten, und unbekannt stand ich an der kaum noch erkennbaren Stätte meiner Kindheit. Es ist gut so: ein Vorspiel des nahen Sterbens und seine Vorbereitung.

Wenn ein alter Mensch noch einmal die Orte betritt, an denen er jung war, so müssen ihm ja notwendig ernste und wehmütige Gedanken kommen, auch abgesehen von dem: „O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war!“ Am wehmütigsten ist wohl die Erwägung, daß alles, alles anders wurde, als man es gedacht, und daß von den vielen, die einst mit uns hinauszogen auf das Meer des Lebens, die Segel geschwellt von froher Hoffnung, nicht wenige spurlos und ruhmlos versunken sind, und andere nur mit gebrochenem Mast und geborstenem Fahrzeug schließlich noch müde in den bergenden Hafen sich retteten.

Am Grabe so eines habe ich geweint, ehe ich die heimatliche Provinz verließ. In ihrer Hauptstadt liegt der Mann begraben, der mir von Jugend auf am nächsten stand und den ich mehr liebte als einen Bruder. Am Bollwerk kommen und gehen die Schiffe, in den Straßen klingen die elektrischen Wagen und rauscht der Strom großstädtischen Lebens einher; aber auf dem Kleinen, nur in Ausnahmefällen noch benützten

Friedhof, wo sich schattige Bäume über eingesunkene Hügel und verwitterte Denkmäler strecken, da ist Ruhe. Und da, an einer eisenumspunnenen Mauer hat man, schwerlich mit Absicht, aber einem höheren Walten gehorchend, meinem unglücklichen Freund seine letzte Stätte bereitet. Ich könnte ihm kein passenderes Plätzchen wünschen. Über der grünen Decke, unter welcher er ruht und aus der gewiß im Frühling Weilchen sprießen, breitet ein sandsteingemeißelter Kreuzifixus wie segnend seine Arme aus. Auf dem Sockel steht nur des Verstorbenen Name und sein Geburts- und Todestag, darunter die Stelle Jesaja 42, 3. Ich schlug in meiner Taschenbibel nach und fand das Wort: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.“

Wer dem Armen und Gemiedenen wohl das auch künstlerisch wertvolle Denkmal gesetzt hat? Seiner Familie war solche Ausgabe unmöglich, seine Freunde hatten ihn verlassen. Es muß doch im Verborgenen noch einer oder der andere an diesem edeln Geist, der freilich übel zerstört war, mit jener Liebe gehangen haben, die nicht aufhören kann. Und fast möchte ich den feinen, sinnigen Mann vermuten, der dem Verfehlten in stiller, schöner Tat das Bild des Erlösers zu den Häupten stellte. Wie die andern hatte auch er sich in schweigender Trauer von dem Irregegangenen abgewendet. Nun hat er sich wenigstens nach dem Tode noch zu ihm bekannt. Das wirkt versöhnend. Aber die Frage bleibt doch offen: wie ganz anders hätte alles werden können, wenn dem Lebenden wahre, ausdauernde, opferbereite Liebe begegnet wäre.

Ein Wort von Hermann Dezer fiel mir ein, als ich vor dem in diesem Fall so ganz besonders wirkungsvollen Kreuze am Grabe meines teuren Freundes stand: „Jedes Kreuzifix ist ein fernes, rasches Wetterleuchten, das über den Rand unserer vertrauten Welt aus weiter Ferne aufglänzt und über unsere Seele das große Staunen vor dem Unerwarteten, dem Unausmeßlichen und dem Heiligen ausbreitet.“ Und eben in diesem Zusammenhang redet Dezer von dem unaussprechlichen Jammer der halbierten Seelen: „Die neunundneunzig Gerechten ahnen nicht, wie verzweifelt die Blicke der Galben sind, mit denen sie Christus suchen. Das ist eine tiefe Einsamkeit mit dem Gekreuzigten. Mit Ihm, denn er ist größer als ihre Galbheit. Mit Ihm, denn er ist größer als ihre Richter.“ —

Wenige Wochen vor seinem Tode — es sind nun bald zwei Jahrzehnte her — habe ich meinen Freund zum letztenmal gesehen. Dem Gestorbenen ein äußeres Denkmal zu setzen, war mir nicht möglich. Meine Liebe

habe ich ihm stets gezeigt und bin ebensowohl zu seinen Lebzeiten wie nach seinem erschütternden Ende mehrfach auch öffentlich für ihn eingetreten. Wenn ich mit diesen Zeilen nun noch ein letztes Zweiglein auf sein Grab lege, so treibt mich dazu nicht bloß der Gedanke, es könnten durch diese Blätter bei den wenigen, die sich noch des Gescheiterten erinnern, mildere und wahrere Anschauungen über ihn erweckt werden. Noch wichtiger und wertvoller scheint mir die andere Aufgabe, auch bei gänzlich Fernstehenden, unter denen gewiß ebenfalls Sinkende oder Gesunkene sind, ein Hoffungslichtlein anzuzünden, das auf die ewige Liebe und damit auf die Rettung hinweist: das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschten.

Mein Freund — ich will auch nicht einmal die Anfangsbuchstaben seines Namens nennen — war der Sohn eines unbemittelten Subalternbeamten. Seine Eltern lebten in einem kleinen Aderbürgerstädtchen, vier Meilen von unserem Gymnasialort entfernt. Ich bin später wiederholt in die Familie des von mir so heiß Geliebten gekommen und habe noch heute die deutlichsten Eindrücke der Sitten und des Tones, die in diesem Hause herrschten. Wie es äußerlich knapp und sparsam zugehen mußte, so war auch der innere Zuschnitt sehr eng begrenzt. Die trefflichen Eltern wandelten, von einigen verspottet, aber doch im Grund von jedermann geachtet, in den von einer in den Anfang ihrer Ehezeit fallenden Erweckung vorgeschriebenen Bahnen pietistischer Frömmigkeit, und in diesem Sinne wurde auch die Erziehung gehandhabt. Ich weiß zum Beispiel, daß der Vater uns Jungen das Pfeifen als unchristlich verwies, und daß die sonst mildtätigen Leute Bettler ohne Gabe von sich ließen, wenn sie am Sonntag kamen. Mein Freund war das jüngste Kind seiner Eltern, ein hochbegabter Knabe, der aber keine andere Aussicht hatte, als die Bürgerschule seines Heimatstädtchens zu absolvieren und dann vielleicht, wenn es gut ging, die Schreiberlaufbahn einzuschlagen. Privatstunden im Französischen erteilte ihm der Pastor des Ortes umsonst. Mit wahren Heißhunger stürzte sich der jugendliche Geist, der den Unterrichtsstoff seiner Klasse bald bewältigt hatte, auf die kleine Bibliothek unterhaltender und belehrender Schriften, welche zum Besiz der Schule gehörte, und viel zu früh kam der erst Zwölf- oder Dreizehnjährige auch bereits mit den Klassikern unserer Nation in Berührung. Sein Lieferant in dieser Richtung war ein junger Student, der seine Ferien in dem Städtchen zubrachte und an dem eigenartigen Knaben Interesse und Gefallen fand. Welche Perspektiven in diesem eröffnet wurden, als er — natürlich im geheimen — Goethes Wahl-

verwandtschaften und Schillers Räuber las, kann man sich denken, und er hat mir später selber erzählt, wie ihn bei Fouqués Rauberring, den er, hinter dem Schornstein eines Zindbaches sitzend, in steter Angst vor Entdeckung verschlang, am hellen lichten Tage das Grauen gepackt habe. Ein Chaos ungeklärter Gedanken und eine ungesunde Frühreise mußten die Wirkung solcher verbotenen Früchte sein. Andererseits verdankte mein Freund seinem vielen Lesen eine ganz ungewöhnliche formalistische Fertigkeit, und die buntschillernden Schwingen seiner früh entfesselten Phantasie trugen ihn in seligen Träumen über die Enge seines Elternhauses und die Dürftigkeit der ihn umgebenden Verhältnisse in das Märchenland der Dichtung, wo er blaue Wunderblumen pflückte und unermessliche Schätze seiner warten mußte.

Auf das Andringen des Geistlichen entschlossen sich die Eltern endlich, ihr begabtes Kind auf das benachbarte Gymnasium zu schicken. Es war das bei ihrer finanziellen Lage ein wirkliches Wagnis. Aber von befreundeten Familien wurden Freitische angeboten, und eine billige Pension, die er mit vielen andern teilte, gewährte dem Glücklichen die übrige Versorgung und das äußere Unterkommen. Mein Freund war fast vierzehn Jahre alt, als er in das Gymnasium eintrat. Da er lateinischen Unterricht nie gehabt hatte, auch Privatstunden nicht nehmen konnte, mußte er der Sexta zugewiesen werden. Aber in schnellem Fluge bei stets halbjähriger Versetzung durcheilte der seinen Genossen geistig weit überlegene sämtliche untere Klassen der Anstalt. In Obertertia trafen wir zusammen und wurden bald unzertrennliche Freunde. Ich war ein Jahr jünger als er und blickte in jeder Hinsicht zu ihm als dem Größeren hinauf. Bulwer sagt einmal: „Es gibt ein gewisses Alter, bevor die Geschlechtsliebe beginnt, in welchem das Gefühl der Freundschaft fast eine Leidenschaft ist. Es ist die erste dunkle Sehnsucht des Herzens nach der Hauptnahrung des menschlichen Geistes, der Liebe.“ Durch solche nahezu leidenschaftliche Freundschaft waren wir beide verbunden. In unserem Denken und Empfinden eins, verstanden wir gegenseitig selbst die leisesten Schwingungen unserer Seele.

Die norddeutsche Tiefebene ist durchaus nicht arm an landschaftlichen Reizen. Jedenfalls sogen wir mit verlangendem Sinne aus jeder Schönheit, welche sich uns darbot, den Honig der Begeisterung. Wie oft sind wir Arm in Arm unter den hohen schattigen Bäumen, neben denen der kleine schwarzbraune Fluß seine schweigsame Bahn zieht, in glücklichem Hindämmern den „Poetensteig“ entlang geschlendert! Wir träumten unter den Resten der niedrigen Stadtmauer und an ihren altertümlichen

Toren den Traum der Vergangenheit, und vor dem Denkmal des einzigen Dichters, das neben den Büsten der Regenten an einer lauschigen Stelle der öffentlichen Anlagen sich erhob, von dem Lorbeer der Zukunft. An der Schleuse, wo, von Brombeerranken und Strauchwerk schön umrahmt, der Wasserschwall des Fließchens sich einige Fuß hinunterstürzte, sahen wir ahnend das Vorbild ferner Wunder, und das einsam im Ader liegende altersgraue Kirchlein, bei welchem in der Vorzeit ein Heilquell Kranke und Krüppel versammelt haben sollte, gab unserer Phantasie vollends immer neuen Stoff. An sonnigen Frühlingstagen wanderten wir wohl zu den „Hellbergen“ hinaus, wo ein hügeliger Abhang von einem kleinen Buchenwäldchen bestanden war, zu dessen knospendem Grün die lichtblauen Veilchen wie in seligem Staunen hinaufschauten. Ein wilder Apfelbaum, der mitten in dem Wäldchen stand, nahm uns am Himmelfahrtsfest in seine mit weißroten Blüten bedeckten Zweige auf, wo wir, der Alltagswelt entrückt, zwischen Himmel und Erde in unserer Weise den Tag feierten. O glückliche Jugend, die an allen Wegen Blumen findet und überall bunte Schmetterlinge!

Was uns beide zusammengeführt hatte und was das stets sich erneuernde Band unserer Freundschaft bildete, das war die Freude an der Dichtung, die mich ebenso wie meinen Gefährten beseelte. Wir lasen, was wir erreichen konnten, und fanden überall Perlen. Ich habe mir in jenen Jahren jugendlicher Schwärmerei ein Wort aus Shakespeares Hamlet aufgeschrieben, an das ich später bei dem Schicksal meines Freundes vielfach denken mußte:

So trägt sich's oft bei einzeln Menschen zu,
 Daß sie ob eines Makels der Natur,
 Etwa von der Geburt (woran sie schuldlos,
 Da ja Natur nicht ihren Ursprung wählt),
 Von allzu mächt'gem Wuchse einer Neigung,
 Die Dämm' und Feste der Vernunft oft einbricht,
 Auch von Gewöhnung, die zu sehr durchsäuert
 Gefäll'ger Sitte Form, — daß diesen Menschen,
 Die, sag' ich, eines Fehlers Stempel tragen,
 Ob der Natur Sinne, ob Schicksalsstern,
 Die Tugend sonst, sei sie so rein wie Gnade,
 Unendlich, wie der Mensch sie nur verträgt,
 Im allgemeinen Wahn vergiftet wird
 Durch den besondern Fehl. Der Gram Verderbnis
 Bezwingt die ganze edle Mass' und zieht sie
 Zu ihrer eignen Schmach. —

Von deutschen Dichtern fesselte uns Jahre hindurch am meisten Jean Paul. Seine mitten aus öden Sandwüsten sich erhebenden palmen-
rauschenden Oasen waren wahre Tummelplätze für unsere Phantasie,
und das Ganze schien uns wie Musik, deren Schönheit man empfindet,
auch wenn man ihre Gedanken im einzelnen weder verstehen noch aus-
sprechen kann. Namentlich für meinen sinnigen, träumerischen, welt-
verlorenen Freund war der Verfasser des Siebenkäs und des Titan ganz
der gewiesene Mann. Aber auch ich schwärmte für ihn. Als wir dann
Homer und die griechischen Tragiker kennen lernten, badeten wir mit
Entzücken auch in diesem breiten, tiefen Strom. Daneben boten Plautus
und Terenz, die wir privatim genossen, uns Ergözung. Die alt- und
mittelhochdeutsche Dichtung in ihrer Größe und Einfachheit bildete für uns
ein wirksames Gegengift gegen leichtere ausländische Ware, die ebenfalls
in unsere Hände kam.

So flossen die Jahre dahin. Mein Freund war trotz aller Neben-
beschäftigungen, die er trieb, ein glänzender Schüler. In sämtlichen
Klassen nahm er den ersten Platz ein, keine der alljährlichen Prämien-
verteilungen konnte ihn übergehen. Er berechnete zu den größten Er-
wartungen für die Zukunft. Als wir in der Prima des Gymnasiums
waren, starben kurz nacheinander seine beiden Eltern, und wenige
Wochen vor dem Abiturientenexamen verfiel er selber in ein gastrisch-
nerböses Fieber, das seine ohnehin schwachen Kräfte außerordentlich mit-
nahm. Gleichwohl bestand er die Prüfung mit den besten Noten und
verließ nach einer auch von seinen Lehrern bewunderten lateinischen Ab-
schiedsrede die Anstalt. Für die Fortsetzung seiner Studien sorgten zum
Teil seine älteren Geschwister, die ihre spärlichen Einnahmen für diesen
Zweck zusammenlegten, zum Teil aber auch ein angesehenes Gönner,
welcher durch die Lehrer des Gymnasiums auf ihn aufmerksam gemacht
worden war. Auf Veranlassung des letzteren bezog er dann auch seiner
angegriffenen Gesundheit wegen eine kleine süddeutsche Universität, in
welcher jener Herr einst selber glückliche Jugendjahre verlebt hatte. Mich
band die Wohlthat eines Stipendiums zunächst an die Hochschule der
heimatlichen Provinz. So schieden wir nach Jahren innigsten Zu-
sammenlebens zum ersten Male voneinander. Es sollte, abgesehen von
einem bald folgenden einsemestrigen Beisammensein in eben jener süd-
deutschen Universitätsstadt und von den seltenen Besuchen, die ich nach-
mals in der Heimat machte, für immer sein.

Nach drei Semestern, welche ich auf unserer nordischen Universität
verlebte, eilte ich zu meinem Freunde in den Süden. Ich fand ihn, was

ich schon aus seinen Briefen hatte schließen können, völlig verändert. Sein ererbtes Christentum, wenn ich von einem solchen reden darf, war pietistisch gewesen; später wurde es unter dem Einfluß seiner Lieblingsbeschäftigung zu einer pantheistisch gefärbten Gefühlsreligion. Aus diesem Grunde und weil er viel mehr Ästhet als persönlich fromm war, studierte er auch nicht Theologie, was ohne Zweifel der Wunsch und die Hoffnung seiner Eltern gewesen war, sondern Literatur und Philologie, wozu ihn übrigens auch sein schon erwähnter Gönner ermunterte. Sein erstes Semester brachte er lediglich mit der Lektüre von Märchen zu, für welche seine träumerische, weltabgewandte Seele eine ganz besondere Vorliebe gefaßt hatte. Durch eine zufällige Bekanntschaft wurde er im zweiten Halbjahr seines Studiums veranlaßt, einer Vorlesung über Ethik beizuwohnen, welche ein Professor der Theologie hielt, der nicht nur deutsche und ausländische Theologiestudierende, sondern auch zahlreiche Angehörige anderer Fakultäten durch seine das Gewissen passende geistesmächtige Art, die den Propheten des Alten Bundes verwandt war, anzog. Mein Freund fühlte sich nach kurzem Sträuben von der Wahrheit, die er hörte, überwältigt, und so entschieden war die Wendung, die sein Leben nahm, daß er (ähnlich wie Kierkegaard, Carlyle, Tolstoi und andere Große unter den Einseitigen) die Kunst, für welche er bis dahin geschwärmt hatte, für einen Irrweg und für allgemein gefährlich anzusehen begann. Er hat sich übrigens ebensowenig wie jene dem angebotenen und erworbenen ästhetischen Empfinden jemals entziehen können.

Ich selber hatte um jene Zeit noch keine tieferen religiösen Erkenntnisse, und so wurden wir uns in diesem einzigen Semester, in welchem wir auf der gleichen Universität zusammen studierten, einander notwendig etwas fremd, obwohl seine Liebe zu mir jedenfalls vordem nie so tief und so rein gewesen war wie eben damals. Das kurze Studienhalbjahr war schnell verstrichen, und dann haben sich unsere Wege, die durch das, was ich erlebte, innerlich bald wieder ineinander liefen, äußerlich für immer getrennt. Er ging, der Notwendigkeit folgend, nach Norden; ich blieb im Süden, wo ich dauernd meinen Beruf gewann.

(Fortsetzung folgt.)





Aus der Briefmappe des Evangelisten

H. G. Bitte schreiben Sie selbst an Herrn Leichgräber in Hamburg, Taxpenbeckstraße 94, und lassen Sie sich gratis eine Partie von Prof. Meinhofs Broschüren kommen: 1. Die Pflicht der Laien zur Mitarbeit an der Mission, und 2. Deutschlands Pflichten in Afrika. Nachher versuchen Sie einen Laienbund an Ihrem Wohnort zu gründen. Das Netz der Missionsfreunde muß immer mehr Maschen bekommen.

J. St. Weil ich selbst ein sanguinischer Mensch mit viel Phantasie bin, kann ich mich in Ihre Stimmung bei jener Erfahrung so ziemlich hineindenken. Aber in den seltensten Fällen wird „Stimmung“ die beste Lehrmeisterin für wichtige Entscheidungen sein. Daher der alte, bewährte Rat, einen Entschluß von großer Tragweite nicht im ersten Schwung der augenblicklichen Erregung zu fassen, sondern eine Nacht drüber zu schlafen. Mit den wichtigsten Briefen meines Lebens ist es mir so gegangen: schrieb ich sie am Abend und ließ sie liegen, dann war es mir beim Durchlesen am andern Morgen unmöglich, sie so abzuschießen. Warum sprechen wir so viel und so schnell aus, was doch nur ein Entwurf sein kann: die Reinschrift würde vieles anders gestalten. Jedenfalls haben Sie heillos übertrieben und damit das feindselige Echo vonseiten des andern heraufbeschworen. Jetzt haben Sie Ihr früheres Unrecht, den Beleidigten zu spielen, verscherzt; jetzt müssen Sie sich beugen und dem andern abbitten, was Sie gefehlt haben. Daß Sie gesellschaftlich höher stehen, ist keine Erschwerung der Abbitte für Sie, sondern muß Sie im Gegenteil antreiben, dem weniger gebildeten Gegner entgegenzukommen. Ob er anständig und christlich genug denkt, dann auch sein Unrecht abzubitten, ist Nebensache. Sie tun nur Ihre Pflicht.

Mülheim. Solche Briefe dürfen Sie mir schon schicken! Da freut man sich doch im „kleinen Generalstab des Evangeliums,“ wenn irgendwo das Wort seine Wirkung offenbart. Ich habe nach anderen Seiten hin in letzter Zeit noch mehrere auffallende Gebetserhörungen erlebt, die aber nicht an die große Glocke gehören! Fahren Sie nur so fort im Glauben!

München. Mußte für die Zulinummer zurückgestellt werden.

B. in F. 1. Ohne freie Wahl zwischen Gut und Böse gibt es keine Sittlichkeit, und jedes Ding wird nur erkannt an seinem Gegensatz; also gut nur durch den Gegensatz von böse. 2. Ohne Gottes Willen gibt es keine menschliche Seele. 3. Lassen Sie sich vom Traktathause in Bremen die kleine Schrift von Professor Ströter für 20 Pfennig senden: Was versteht die Schrift unter Ewigkeit? 4. Leichter hätten Sie es, wenn Sie sich an die Predigerschule in Basel wenden würden. Übrigens kann ein begabter und strebsamer Mensch jene Sprachen während der Studienzeit nachholen; aber er täte besser, die erste Zeit hauptsächlich darauf zu verwenden!

„Eine Friedenssuchende“. Wenn keine Zweifel und Glaubensnöte vorhanden sind, wie bei Ihnen, dann weiß ich kein anderes Mittel für Sie, als ein drastisches. Bitten Sie Ihre beste, treueste Freundin um einen Liebesdienst: sie soll Ihre giftigste Gegnerin einladen und sie nötigen, stetsfort über Sie zu klatschen, während Sie selbst hinter der nur angelehnten Thür des Nebenzimmers oder im Kleiderschrank verborgen jedes Wort hören können. Da werden Sie soviel Schlechtes über sich selbst erfahren (und Ihr Gewissen wird hin und her ein besonders bitteres Wort als wahr unterstreichen!), daß Ihnen die Schuppen der Selbstgerechtigkeit von den Augen fallen. Dann werden Sie in solche Sündenangst geraten und so handgreiflich mit dem Sünderheiland zusammenkommen, daß Sie Vergebung erleben werden. Höchstens kann Ihnen in diesem Laugenbad noch eine alte Schuld klar werden, die Sie selbst abzahlen müssen, oder ein Befehl Christi, dem Sie endlich nachfolgen. Durch Tun des Wortes wird der Friede lebendig.

Fr. A. Nach guten Handschriften fällt der Zusatz „und Fasten“ an jener Stelle weg. Jesus und seine Jünger haben nicht gefastet. Auf alle Fälle liegt es nicht so, als ob jemand den heiligen Geist bekommt, wenn er sich einige Tage der Mahlzeiten enthält. Geben Sie diese törichte und bei Ihrer ganzen Lebensart gefährliche Anschauung auf. Lesen Sie mal meine kleine Broschüre „An der Schwelle des Glaubens“. Wenn Ihnen da noch kein Wink gegeben wird, dann prüfen Sie sich, ob Sie dankbar sind; Undankbarkeit ist oft ein Vann der Christen. Oder ob Sie fremde Not lindern, andere wirklich lieb haben und ehrlich für sie beten können, oder ob Sie sanftmütig und demütig sind usw. Was das Herz voll ist, geht der Mund über. Wenn Sie im Liebesumgang mit Jesus drinstehen, dann wird es Ihnen im Rahmen Ihres Temperaments, Ihrer Gaben und ihrer gesellschaftlichen Stellung ganz von selbst gegeben werden, mit strahlendem Antlitz ein kurzes Wort für Jesus oder von Jesus zu sagen. Fangen Sie nur nicht mit Strafen und Predigen an; Jesu Predigt fing an: Selig seid ihr

L. M. Wenn Sie wirklich an die frohe Botschaft glauben, daß Sie zu einem Königsmahle eingeladen sind, dann brauchen Sie in Miene, Ton, Ausdruck, Kleidung und Lebensform doch nicht den traurigen Bettler zu markieren, der auf dem Weg zu einem Begräbnis oder einer Hinrichtung ist. Darnach beurteilen Sie bitte manche der törichten Pharisäerfragen aus Ihrer Umgebung. Je kindlicher, natürlicher, fröhlicher, unbefangener Ihr Umgang mit Jesus ist, desto mehr müssen Sie in solche neue Art von Umgang mit Menschen hereinkommen. Nur kein Theaterspielen, wo das fromme Fleisch Büßer- und Magdonenrollen gibt!



Pastor Wilhelm Kauffmann, Von Golgatha zum Elberg. Basler Missionsbuchhandlung. 1.20 M.

Eine Reihe Betrachtungen über die Zeit vom Tode Jesu bis zur Himmelfahrt. Für gläubige Christen in schöner fließender Sprache und mit warmem Herzen geschrieben. — Der Reinertrag des hübschen, erbaulichen Büchleins ist für die evangelische Predigerschule in Basel bestimmt.

D. Eduard Rickenbach, Professor der Theologie, Das Geheimnis des Kreuzes Christi. Im gleichen Verlag. 40 S.

Das Heft zeigt, daß der blinde Professor schärfer sieht, um was es sich bei dem alten Problem handelt, als viele seiner Kollegen, die gesunde Augen, aber ein krankes Herz haben.

Alfred Sarasin, Kaufmannsstand und Christenberuf. Im gleichen Verlag. 40 S.

Das wäre ein Geschenk für manchen angehenden jungen Kaufmann, an dem er sehen könnte, daß man ernster Christ und tüchtiger Kaufmann zugleich sein kann.

Professor Dr. E. Hoppe, Religion und Christentum. Hamburg, Trümpfers Verlag. 50 S.

In temperamentvoller Weise und klarem Gedankengefüge wird hier der Nachweis geführt, daß unsere „Modernen“ à la Katho sich nicht einmal auf der geistigen und religiösen Höhe eines Platon befinden und daß das Christentum als der Glaube an eine Tat Gottes himmelweit über Platon steht. Allen Kathoschwärmern zu empfehlen!

G. Musgrave Reade, Vom Atheismus zu Christus. Gotha, Verlag von P. Ott. 95 Seiten.

Es gibt doch keinen Zufall! Heute erhielt ich einen langen Brief eines jungen Pastors aus Amerika, der mich in glühenden Sätzen zum Sozialisten bekehren wollte! Kaum war mein Brief beendet, fällt mir ungefragt als erstes der Rezensionsbücher vorstehendes in die Hand. Es ist eine eigenartige Kraft in der Sprache der Wirklichkeit. Hier spürt man sie deutlich. So konnte ich als kraftvolle Beigabe zu meinem Brief jenem jungen Stürmer dieses Buch senden. Ich empfehle es ernstern Sozialdemokraten in die Hand zu geben.

Pfarrer Gerhard Hilbert, Dresden, Moderne Willensziele. Der Wille zum Nichts: Arthur Schopenhauer. — Der Wille zur Macht: Friedrich Nietzsche. — Der Wille zur Form: Ernst Haeckel. — Der Wille zum Glauben: Hamlet. 5 Bogen, 1.25 *M.*, kart. 1.50 *M.* A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf., Inh.: Werner Scholl, Leipzig.

Schopenhauer und Nietzsche sind freilich tote Löwen, die nicht mehr soviel Schaden anrichten können und Haeckel ist gar kein Löwe, sondern ein Phrasenmacher, — aber immerhin freut es einen, wenn ein philosophisch gebildeter Christ wie Hilbert ihre Gedankengänge so fein und treffend ad absurdum führt. Am meisten Freude hatte ich an dem letzten Vortrag. Gebildeten Lehrern ist das inhaltsreiche Heft bestens zu empfehlen. Auch als apologetische Waffe wertvoll.

Karl von Hippel, Die Aufteilung der Länder unter die Großmächte. Verlag Roesle-Chemnitz, 20 S.; und **Ernst Schreiner, Kommt Jesus bald wieder?** Ebenda, 15 S.

Beide Hefte enthalten ernste Bedenken für die schlafende Christenheit. Wieviel Zeit bleibt uns noch, das Evangelium zu verbreiten, wenn die Schatten daheim in dem Abfall vom biblischen Glauben so rapide wachsen!

Silja Saasthi (Krohn), Dem Lichte entgegen. Aus dem Finnischen von O. S. Wandsbeck, Verlag Bethel.

Eine schöne Erzählergabe spricht uns in dieser Novelle an. Schade nur, daß in kurzfristiger Weise ein Wort Jesu, das für seine Zeit unter ganz besonderen Verhältnissen buchstäbliche Geltung hatte, zum Prellbock gemacht wird, an dem das Lebensglück zweier Menschen scheitert. Um dieser Tendenz willen habe ich keine Freude das Buch zu empfehlen. Wenn man jedes Wort Jesu so pressen wollte, käme man zu dem Gegenteil von dem, was Jesus wollte.

Paul Blau, Generalsuperintendent in Posen, Lebensrätsel. Drei apologetische Abhandlungen über Leid, Tod und Sünde. Hamburg, Rauhes Haus.

In schöner Sprache und vollendeter Form bietet sich uns hier eine religiöse Behandlung der drei alten Menschheitsprobleme, die ja irgendwie ihre Furchen durch jedes Haus und über jedes Herzensgefilde ziehen. Zur Stärkung des Glaubens für die Glaubenden und zum Nachdenken für die Nichtgläubenden! Ich kann den Standpunkt des Verfassers überall freudig teilen.

Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Dr. Peter Dörfler. 8• (VI und 286 S.) Freiburg 1912, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 2.70 *M.*, geb. in Leinwand 3.50 *M.*

Unter den Freunden der Heimatkunst und des „Erdgeruches“ wird dieses Buch sehr willkommen sein. Es ist eine schlichte Kindererzählung voll Erinnerungen heiterer und ernster Art. Der katholische Verfasser verleugnet sich nicht, aber drängt sich auch niemand unangenehm auf. Sein Buch dürfte evangelischen Kindern und evangelischen Alten ruhig in die Hand gegeben werden und beide werden Freude daran haben. Für das Verständnis phantasievoller Kinder ist es wie ein Schlüsselbund für Stimmungen, die manche Erwachsene sonst nicht begreifen.

Quittung für 1300 Mark

Welch' ein Jubel war das, als Ihre Bank-Anweisung von 1300 Mark kam!
Meinen herzlichsten Dank, geehrter Herr Pastor, für die Treue und Liebe, womit
Sie für mein liebes Kumta einstehen. Meinen herzlichsten Dank auch den mir
unbekannten großherzigen Gebern. Das Markuskästlein hat jetzt total 3000 Fr.

Basel, 29. März 1912.

Arg. Luz, Missionar.

Jemand hat gesagt: „Eine Fahne, die man in seinem Rock trägt, ist keine
Fahne, sondern ein Taschentuch.“ Beziehe das auf die Leute, die heimlich Christi
Jünger sein wollen, aber im öffentlichen Leben ihn unausgesetzt verleugnen.
Wenn man nur an die Gesellschaftsunterhaltungen, an die Zeitungen und die
Politik denkt! Wo ist da die Fahne Jesu Christi? In den Taschen verborgen!

Spruch

Du sprichst, den Finger warnend gehoben:
„Man soll den Tag vorm Abend nicht loben!
Ein Tag, der ein Wächlein zur Morgenzeit,
Kann schwellen zu einem Strom von Leid,
Eines Lebens Glück und Freude begrabend.“
So will ich denn nimmer loben den Tag;
Ein andres kühnlich loben ich mag:
Die Treue des Herrn von Morgen bis Abend.

Stephanie v. Gökler.

Reiseplan

Wahrscheinlich im August einige Im November Celle, Freiburg i. Br.
Wochen Schweibentalp. und Heidelberg.
Vom 19.—29. Sept. Schwelm. Im Dezember Wandsbeck.
Im Oktober Osnabrück und Hildesheim.

„Wenn Gott will und wir leben!“

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von
Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinfopf in Stuttgart.



Heft 10

Juli 1912

10. Jahrgang

Bitte

Meister, deinen Meißel leg' nicht aus der Hand!
 Ob in Widerstreben oft ich auch gebannt,
 Ob in Angst und Zagen ich mich dir entwand
 Und in tausend Fragen dir die Hände band.

Ob er gleich den Töpfer oft gemeistert schon.
 Meister, deinen Meißel leg' an deinen Ton!
 Ein Gefäß zu Ehren... nicht zu Spott und Hohn!
 Bild es dir zu Ehren, dir zum ew'gen Lohn!

Ja! ich hab dir Arbeit überreich gemacht,
 Bin es wert, daß nimmer werde mein gedacht.
 Dennoch bist du gnädig gegen mich gewillt.

Meister! nimm den Meißel fest in deine Hand!
 Schon' nicht meines Schmerzes! Meißle Kant um Kant,
 Daß in mir erscheine einzig nur dein Bild.

Meta Holland.





Der Hebräerbrief in Bibeltunden

5. Moses oder Jesus?

Hebr. 3, 1—11. — Zur Entschuldigung des Verfassers, daß er überhaupt Moses und Jesus einander so gegenüberstellt, muß ich noch einmal daran erinnern, an was für Leute er schreibt. Die aus dem Judentum stammenden Christengemeinden hatten in der ersten Generation doch noch mit viel alten angestammten Vorurteilen zu kämpfen. Moses war ihnen mehr als Luther den strengsten Lutheranern; er war bis dahin der einzige Führer zu Gott gewesen, und wo war denn die Schrift aufgehoben oder vernichtet, die ihm solch' eine große Stellung eingeräumt hatte? Da finde ich in der Anrede schon eine sehr feine Widerlegung des Anspruches, den Moses etwa im Vergleich mit Jesus noch erheben dürfte, denn hier steht in Vers 1: *Heilige Brüder*. Wie hoch man immerhin von Mose denken mochte, wie lieb einem das Judentum sein mochte, — das wird doch keiner im Ernst behaupten wollen, daß Mose heilige Brüder geschaffen habe! Nein, durch Mose kann man ein gesetzesstrenger Saulus werden, der sich selbst und andere in seinem Eifer plagt und richtet, aber niemals gibt es durch Moses Führung heilige Brüder. Darin allein liegt eigentlich schon die Entscheidung über die ganze Frage: Moses oder Jesus?

Wenn nun es weiter im ersten Vers heißt: *Die ihr mit berufen seid durch den himmlischen Beruf, nehmt wahr des Apostels und Hohenpriesters, den wir bekennen, Christi Jesu*, so muß für Leser, die des Griechischen unfundig sind, nur kurz der Mißverständnis abgewiesen werden, als ob hier Jesus ein Apostel genannt sei. Der Verfasser, der Jesum einen Abgesandten Gottes nennen will, hat im Griechischen zwei Ausdrücke dafür, und beide sind mißverständlich. „Angelos“ heißt zugleich auch Engel und Bote, Apostolos heißt Abgesandter. Aber im Neuen Testament hat man sich eben gewöhnt, dabei nur an Jesu zwölf Jünger zu denken. Nun kann ja selbstverständlich Jesus nicht sein eigener Apostel sein! Es ist also nur gemeint: Der Abgesandte Gottes.

Durch einen himmlischen Beruf waren die Leser seinerzeit berufen worden, sie hatten Erfahrung von der Echtheit dieses Berufes gemacht, ja sie hatten noch mehr getan, sie hatten sich mit der Gefahr, Leib und Leben zu verlieren, zu ihm bekannt, — wie konnte dann überhaupt auch nur von ferne die Versuchung mächtig werden, sich von diesem Jesus abzuwenden und sich wieder unter Moses zu stellen? Wie ein Mädchen, das dem geliebten Werber das Jawort gegeben hat, nicht mehr zurück darf, so sollten die Leser sich durch die Erinnerung an das Bekenntnis ermahnen lassen: Fasset Jesum ins Auge, der euch von Gott gesandt ist und euer Hoherpriester geworden ist. „Unsere Seele soll sich immer schiden, in Not und Liebe nach dir zu blicken ohn' Unterlaß.“

Von Vers 2 bis 6 geht die Gegenüberstellung von Moses und Jesus. Es zeigt sich darin wieder ein Unterschied des Verfassers von Paulus. Hätte der Verfasser hier in einem straffen, rücksichtslosen Gedankengang, wie Paulus etwa die Unzulänglichkeit des Gesetzes nachweist, Moses verkleinert, dann hätte er, bei der allgemeinen Wertschätzung, in der Moses bei seinen Lesern noch stand, von vornherein diese Leser verstimmt. Darum lobt er zuerst Mose: Gewiß, Mose ist in seiner Stellung zuverlässig und treu gewesen, Jesus auch. Dann aber kommt die Steigerung: Jesus ist größer, wie der Architekt mehr ist, als das Haus, oder ein Teil des Hauses. Moses gehört ins Haus, Jesus baut das Haus. Der da zu Petrus sagte: Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, ist auch der Gestalter des Alten Testaments und damit tritt er vor Moses und steht über ihm.

Zu Vers 4 ließe sich sagen: Gott ist Stifter der beiden historischen Erscheinungen, des Bundes mit Israel durch Moses, und der ungleich höheren Vollendung durch Christum. Moses Beruf war es, nur vom Werte Christi zu zeugen, als ein Diener, dem Sohne den Weg zu bereiten. Jetzt ist Christus über sein Haus Baumeister und Herr des neuen Bundes. Das Haus bereitet sich nicht selbst, wir sind sein Haus nur durch sein Werk. Wie dürfen wir sein Werk zerstören wollen durch unsern Abfall?

In Vers 6 wird aber diese Aussage an eine bestimmte Bedingung geknüpft: Des Haus sind wir, so wir anders das Vertrauen und den Ruhm der Hoffnung bis ans Ende festhalten. Was ist das für eine Bedingung? Bis ans Ende festhalten kann man doch nur etwas, was man vorher schon in seine Hände bekommen hat. Ist das eine so wichtige Sache, so weckt dieses Wort in uns ein Bedürfnis, ein Verlangen darnach, aber dann werden wir uns zuerst darüber klar werden müssen, was ist Vertrauen der Hoff-

nung, und was ist Ruhm der Hoffnung? Da sind wir wieder einmal an einer Stelle, wo man nicht ganz begreifen kann, wie die Christenheit einige Lehren der Schrift so ungerecht bevorzugt und andere ebenso vernachlässigt. Sie tut's auf ihre eigene Gefahr hin, und sie hat auch den Schaden davon. Der Glaube ist ein starker erwachsener Bruder; durch die Arbeit seiner Hände ernährt er gewissermaßen Christi Haus. Die große Schwester, die Liebe, führt alle Tage den Beweis des Lebens, daß man zu Christo gehört; was schafft sie nicht alles draußen in der Heidenwelt und daheim in der inneren Mission! Nur das arme Kind, die Hoffnung, scheint mißraten, und ein elendes Krüppelchen geblieben zu sein. In der Jugend muß sie wohl die englische Krankheit gehabt haben, daß sie weder allein auf ihren schwachen Beinchen stehen kann, noch auch, daß sie an der Hausarbeit der anderen irgend etwas mittun kann; freilich, sie wird auch nicht entsprechend ernährt. Vom Glauben und der Liebe predigen in Deutschland alle Sonntage 16 000 evangelische Pastoren; von der Hoffnung im ganzen Jahr kaum einmal ein halbes Duzend. Und doch, wenn wirklich schwere Stunden kommen und der Herbstregen rinnt an den Scheiben nieder, und der Glaube schwankt, als ob er krank würde, und die Liebe legt ihre fleißigen Hände müde und verzagt in den Schoß, dann nimmt das kranke Kind, die Hoffnung, ihr Saitenspiel heraus und spielt mit zartem Finger wunderfame Melodien, die sie nicht auf Erden gehört haben kann, und dann werden beide Geschwister durch solche Lieder wieder getröstet und stark.

Ohne Scherz und Bild gesagt: Gott, der Herr, muß vielleicht in der Gegenwart seine Kirche in solche schwere Drangsale kommen lassen, damit man sich den Rausch der Diesseitigkeit endlich einmal vertreiben läßt, damit man sich den Glanz des Erfolges für den Augenblick nicht mehr bestimmend sein läßt, sondern daran denkt, was schon Paulus gesagt hat: Hoffen wir nur in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendsten unter allen Menschen. Das Christentum ist eine Hoffnungsreligion, wie keine andere, und man tut ihm unrecht, wenn man es nur beurteilen will nach dem, was jetzt auf Erden vor Augen ist. Jesus ist zukünftig, er liegt in der Luft, er ist im Kommen begriffen, und alles, was jetzt eben in innerer und äußerer Mission geschieht, ist nur Straßen- und Brückenbau für den Anmarsch seiner siegesreichen Heerschaaren. Das muß die Christenheit erst wieder lernen: Wir haben noch ein herrliches „B u l e t“ zu erwarten, und wir vertrauen darauf und halten an dem Vertrauen solcher Hoffnung fest bis ans Ende. Und wir schämen uns dessen gar nicht, ob schon die Welt, die diesseits-trunkene, über uns spottet: Ein Sperling in der Hand ist mehr wert, als zehn auf dem

Doch, — nein, wir nennen das einen Ruhm, daß wir noch eine solche Hoffnung haben. Der Buddhismus ist eine Religion zum Sterben, er verzichtet auf alles und verneint alles. Der Mohammedanismus ist das Evangelium des Fleisches und der rohen, plumpen Gewalt; er lebt nur von Feuer und Schwert im Augenblick. Das Christentum allein bietet in der Gegenwart wirklichen Trost und wirkliche Kraft und will seine Anhänger dadurch erziehen zu dem viel schöneren Los, ein Helfer Jesu bei der Weltverkürung zu werden, wenn er sein Wort einlöst: Siehe, ich mache alles neu. Drum ist es an der Zeit, daß man der Hoffnung eine größere Rolle in der Wortverkündigung und in der persönlichen Erbauung einräume.

Saben wir dergleichen denn jetzt wirklich in der Hand? — Vertrauen und Ruhm der Hoffnung — dann kommt die Aufgabe, das festzuhalten bis ans Ende. Wenn ein Mann seinem Weib dreißig Jahre treu war und im einunddreißigsten einen Ehebruch begeht, so sind die dreißig Jahre vorangegangener Treue verloren. Wenn ein Kassierer dreißig Jahre treu gewesen ist und im einunddreißigsten geht er mit der Kasse durch, so ist seine ganze vorherige Treue durchlöchert und zerbrochen. So wird es für den Christen darauf ankommen, daß er sich das immer wieder klarmacht: Es gilt festzuhalten am Vertrauen und Ruhm der Hoffnung bis ans Ende. Meine Erfahrung an manchem Kranken- und Sterbebette von sonst gläubigen Christen hat mich gelehrt, darauf zu achten; hier lag oft der Schlüssel für manches sonst räthselhafte Lebenslos. Warum mußte mancher Christ noch in den letzten Jahren oder Monaten seines Lebens so schwer leiden oder in solche Tiefen und Dunkelheiten hineingetaucht werden? Warum so manchesmal eine gehäufte Plage körperlicher Schmerzen und seelischer Anfechtungen? Das war ein Kampfplatz, auf dem es um die Palme ging, daß man, im Zusammenbrechen von all den schönen Gefühlen und Andachten des Augenblicks, gezwungen ward, sich ganz allein an die Hoffnung anzuklammern. Dieses Stück mußte erst noch ganz scharf herausgearbeitet werden. Wie wenn dieser eine Zug im Antlitz des Christen noch gefehlt hätte, daß er von allem anderen absieht und sich ganz allein auf die Hoffnung gestellt weiß. Zur Ehre Christi sei's gesagt, daß wir das dann auch wirklich an vielen dieser Kämpfer haben siegreich und strahlend hervorbrechen sehen, was ja nicht für die Vollendung in der Ewigkeit übriggelassen werden darf. Mit anderen Worten, die Echtheit unserer Stellung zu Christo wird erst dann einwandfrei erwiesen sein, wenn wir Vertrauen und Ruhm der Hoffnung auch wirklich bis ans Ende festbehalten haben.

In dem Abschnitt von Vers 7—11 nimmt der Verfasser ein Zitat aus Psalm 95, an der Hand der Geschichte des Wüstenzuges heraus, um seinen Lesern das Beispiel ihrer Vorfahren ernsthaft vor die Seele zu stellen. Sie sollen sich dadurch vor einem Abfall warnen lassen. Vierzig Jahre! Da nach jüdischer Lehre, die Zeit des Messias vierzig Jahre dauern würde, mußte hier dieser Ausdruck einen besonderen Eindruck auf sie machen. Bei der Abfassung dieses Briefes waren vierzig Jahre seit ihrem Christwerden herum; wollten sie jetzt abfallen, so wären sie ebenso ins Gericht Gottes gekommen, wie ihre Vorfahren, die durch eine Versuchung Gottes in das Gegenteil des Glaubens, nämlich die Verbitterung fielen. Sie waren ein wanderndes Volk, das der Ruhe im Lande Kanaan zustrebte, und Gott hatte ihnen darüber hinaus noch eine höchste Ruhe zgedacht, in seiner Gemeinschaft sollten sie Anteil finden an seiner ewigen Ruhe. Statt das zu begreifen und sich gehorsam im Vertrauen der Hoffnung ihm zu ergeben, wählten sie das Murren und machten Gott dafür verantwortlich, daß es ihnen nicht so ging, wie sie es im Augenblick, nach ihrem fleischlichen Sinn, wollten. Darüber ging jenen Ungläubigen beides verloren: Sie kamen nicht zur Ruhe im Lande Kanaan und gingen unter in ihrer Wanderschaft, wurden sie doch niedergeschlagen in der Wüste. Und weil sie das Vorbild und Symbol nicht erlangten, ist ihnen auch das andere, höhere Gut verloren gegangen, der Anteil an der ewigen Ruhe.

Es ist noch aus Vers 7 ein Gedanke nachzuholen: Heute, so ihr hören werdet seine Stimme, so verstocket eure Herzen nicht. Der Nachdruck liegt auf heute. Was man auch dagegen einwenden mag, es gibt doch verschiedene Tage, verschiedene Zeiten und Gelegenheiten, wo einem das Heil näher ist, als sonst. Gott hat es doch in seiner Hand, wenn er Gnade erweisen will, eine besondere Bedingung daran zu knüpfen. Die Pächter in Irland sind meistens ihren englischen Grundherrn gegenüber arg verschuldet und manche können sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen lebenslang nicht aus diesen Schulden herausarbeiten. Da hatte der Erbe eines großen Landgutes in Irland allen seinen Pächtern sagen lassen: „Nächsten Dienstag komme ich um zwölf Uhr ins Dorf und werde im Schulhaus auf euch warten. Wer zwischen zwölf und zwei Uhr mit seinem Schuldschein zu mir kommt und mir außerdem ein Verzeichnis seiner Privatschulden vertrauensvoll mitbringt, dem will ich nicht nur die Pachtschuld erlassen, sondern auch alle jene Privatschulden aus meiner Tasche bezahlen; dann könnt ihr mit neuem Mut ein neues Leben anfangen.“ Die Leute glaubten es nicht, sondern witterten dahinter allerlei Schlingen der Bosheit. Als darum

der Wagen den Nord um zwölf Uhr von der Bahn zum Schulhause brachte, kam ein einziger Bauer mit seinen Schuldberechnungen ins Schulhaus. Ihm wurde alles geschenkt und alle Privatschuld bezahlt. Da sich aber die anderen nicht an die Bedingung des Besitzers gehalten hatten, fuhr er um zwei Uhr wieder fort. Jetzt kam ihre Reue zu spät. So kann doch Gott auch ein bestimmtes „Heute“ extra für deine Seele öffnen, so kann er die Annahme seiner Gnade unter ganz bestimmten Bedingungen dir anbieten. Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Drum gilt das Wort uns allen; daß wir darauf achten sollen, wenn es „heute“ heißt.



„Das letzte Bild (Daniel usw.) war nicht einmal mehr ein ehrliches Raubtier, sondern halb Tier, halb Maschine, halb Fleisch, halb Eisen, und aus demselben entwickelte sich obendrein noch eine Art Karikatur des Geistes, eine Schwammaschine, ein Horn, das nichts hatte als viele Augen, um viel zu sehen, und ein großes Maul — es erinnert mich immer — ich kann nicht dafür — an unsere heutige Großmacht — die Presse.“ (Bündel.)

„Nicht vergehen wird meine Seele, die für einen edlen Ort, für einen guten Gott bestimmt ist, sondern sie wird, so er will, unverzüglich zu ihm kommen; denn wenn die Seele den Körper verläßt, nichts von demselben mit sich ziehend, sondern ihm entfliehend und in sich selbst gesammelt — so geht sie in das ihr Ähnliche ein, in das Unsichtbare, in das Göttliche, das Unsterbliche, das Vernünftige, wo ihr Glückseligkeit zuteil wird.“ (So läßt Plato den sterbenden Sokrates sprechen, und was sagen heute die aus dem christlichen Deutschland stammenden Monisten und Materialisten!)

„Das Kausalitätsgesetz sagt doch nur, daß jeder in die Wirklichkeit eingetretene Faktor nach allgemeinen Gesetzen weiterwirkt; es sagt aber nicht, daß jeder in der Wirklichkeit vorhandene Faktor nach jenen Gesetzen entstanden sei.“ (Bohe.) Warum läßt man diesen wichtigen Gedanken bei der Besprechung des Wunders beiseite? Mir scheint, er hilft zur Klarheit! —



Alterslied

Was ist die größte Kunst auf Erden?
Mit frohem Herzen alt zu werden;
Zu ruhen — wenn man schaffen möchte;
Zu schweigen — wenn man ist im Rechte;
Zu hoffen — wo man am Verzagen;
In Stillesein das Kreuz zu tragen;
Und neidlos andere zu sehn,
Die rüstig Gottes Wege gehn; —
Die Hände in den Schoß zu legen
Und sich in Ruhe lassen pflegen;
Und wo man sonst gern hilfreich war
Sich nun in Demut machen klar,
Daß uns die Schwachheit überkommen,
Wir nichts mehr sind zu andrer Frommen;
Und dabei still und freundlich doch
Zu gehn im gottgesandten Joch. —

Was kann uns diesen Frieden geben?
Wenn wir des festen Glaubens leben,
Daß solche Last, von Gott gesandt,
Uns bilden soll für's Heimatland,
Ein letzter Schliff für's alte Herz,
Zu lösen uns von allem Schmerz
Und allen Banden dieser Welt,
Die uns so fest umfassen hält.
Die Kunst lernt keiner völlig aus,
Drum gibt's noch manchen harten Strauß
In alten Tagen durchzukämpfen,
Bis wir des Herzens Unruh dämpfen
Und willig uns ergeben drein,
In stiller Demut nichts zu sein. —
Dann hat uns Gott nach Gnadenart
Die beste Arbeit aufgespart:

„Kannst du nicht regnen mehr die Hände,
Kannst du sie falten ohne Ende,
Herabziehen lauter Himmelssegen
Auf all' die Deinen allerwegen.
Und ist die Arbeit auch getan
Und naht die letzte Stund' heran,
Von oben eine Stimme spricht:
„Komm', du bist mein, ich laß' dich nicht!“

Gefunden im Schreibtisch eines jüngst in Halle a. S. verstorbenen alten Pastors.



Sommerfrischen der Seele

Der Begriff „Sommerfrische“ hat sich im letzten Jahrzehnt sehr entwickelt und zwar nach verschiedenen Seiten hin. Was früher nur ein viel umneidetes Vorrecht der Wohlhabenden war, ist unter die Bedürfnisse der Kulturmenschen eingereiht: wer macht denn heutzutage nicht irgend etwas von Sommerfrische mit! Und was für Gegenden und Winkel nennen sich heute schon Sommerfrischen. Warum sollte es da nicht auch Sommerfrischen der Seele geben? Was dergleichen für den Leib bedeutet, darüber ist man einig. Eine kleine Weile aus dem sonst ertragenen Joch der Arbeit — oder des pflichtmäßigen Vergnügens — und der gewohnten Umgebung herauszukommen, ist schon eine Erholung. Dann noch je nach Bedürfnis und Veranlagung Ruhe oder Bewegung, andere Kost, frische Luft, Licht und Wasser und das Gefühl von Freiheit, — so stellt der Mensch sich sein Rezept zusammen. Daß aber die erhoffte Wirkung auf Nerven und Seelenleben so oft ausbleibt, mag daran liegen, daß man vergiftet, daß auch die Seele ihre Sommerfrische braucht.

Das Idealste wäre ja, wenn beides Hand in Hand gehen könnte. Also, denkt mancher Christ an christliche Erholungshäuser, wie etwa Haus Palmenwald in Freudenstadt im großen Stil oder Haus Beerberg und Landhaus Heidrich (Dybin) in kleinerem Maßstabe. Manchen mögen solche Heimstätten eines gesunden christlichen Geschmacks in schöner Natur auch wirklich diesen Dienst leisten, und es wäre nur zu wünschen, daß es mehr solcher Häuser gebe, wo der Mensch nicht mit christlichen Andachtsübungen aufs neue gehegt wird, sondern die christliche Atmosphäre und Gesellschaft ihre Wirkung entfalten. Aber liegt es nicht in jedermanns Hand, sich eine Sommerfrische der Seele zu schaffen? Ich möchte einige Punkte, auf die es mir ankommt, unterstreichen.

Das Gute an den Sommerfrischen der Seele ist, daß sie kein Geld zu kosten brauchen und daß keine Reisestrapazen nötig sind; man kann diese Erholung oder Badekur zu Hause auch sich schaffen. Nötig ist nur, daß man leidlich ehrlichen Willen und etwas Mut hat, im Fall andere fromme Leute an diesen Frei-, Licht- und Luftbädern Anstoß nehmen,

oder wenn sich die eigene entartete Seele dagegen auflehnt! Nur die ersten Anfänge sind schwer.

Meine erste Forderung ist Ruhe! Entspannung tut von Zeit zu Zeit dem Bogen not, wenn er nicht durch Ueberspannung seine ganze Schwungkraft verlieren soll. Hast du bis dahin viel religiöse Andachtsübungen mitgemacht, dann laß das für ein paar Wochen. Sonntags Gottesdienst, Sonntagschule, Jungfrauenverein, in der Woche zwei Abende in der Gemeinschaft, einen Nachmittag im Missionsnähverein, einen Abend kirchliche Bibelstunde, einen Abend Vortrag gehört, Gebetsstunde in kleinem Kreise, Sonntagschulvorbereitung und Kirchenchor und dann 14 Hausandachten — das war zu viel. Zieh dich mal, ohne krank zu sein, für ein paar Wochen zurück und benutze gewissenhaft alle Zeit, die dich bisher alles das mit Gängen und Aufenthalt gekostet, für deine eigene Seele! Es sind, gering gerechnet, 24 Stunden für eine Woche! Da kommt die Zeit heraus, um einige stille einsame Spaziergänge zu machen, die Leib und Seele meistens mehr einbringen, als solche mit andern Menschen; es wird weiter dann möglich sein, in einer solchen Woche einige Leidende zu besuchen, die nach mehr Liebe schmachten als nach einer Stippvisite, und es bleibt noch Zeit, etwas Wertvolles zu lesen. Aber alles das garantiert dir noch keine Ruhe für die Seele, wenn du nicht von Jesus gelernt hast, die äußere Ruhe mit innerer Ruhe zu füllen: Sanftmütig und demütig, so, n u r so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Aerger über Mißachtung, Empfindlichkeit über Unfreundlichkeit, Gereiztheit über Verkennung und alles Ähnliche fällt dann unter den Tisch. Wenn man nicht mehr in christlichen Werken und Tüchtigkeit glänzen will, sondern sich „bierkrank“ gemeldet hat, kriegt man Ferien vom Kleinlichen Bünnen und Eifersüchteleien.

Dann nenne ich als Heilmittel die Luft. Was dem Körper der Aufenthalt in frischer Luft bedeutet, ist bekannt. Was für eine Luft umgibt für gewöhnlich deine Seele! Wenn du sie nicht selbst mit schlechten Gedanken verunreinigt hast, dann besorgen das andere. Jetzt soll es dein Sinnen sein, daß es reine Luft gibt, die deine Seele atmet. Wirkliche dauernde Gegenwart Jesu! Gedanken, die sich sehen lassen können, oder man muß sie in der Geburt erwürgen. Originale, naive, ursprüngliche Art, wie Jesus auf seine Zeitgenossen gewirkt haben mag! Selbstlos, selbstverständlich, freundlich, friedlich — stetige Sonntagsstimmung und meilenweite Entfernung von jeder Pose und Schauspielerei —, das ist das Gut, davon Jesus sagt: Meinen Frieden — den Frieden, den ich selbst genieße — lasse ich euch. Frieden mit Jesus und Friede in Jesus, daß kein Stäubchen von Mißtrauen gegen ihn oder Verstimmung aus

schlechtem Gewissen störend dazwischen tritt. Wird dir das im Kreise der Anderen schnell zerstört, dann flüchte in die Stille und suche dein Antlitz, bis deins wieder ein heller Spiegel der klar gewordenen Seele sein kann.

Wasser gilt auch bei manchen Mißständen des Körpers als vorzügliches Heilmittel, sei es, daß man es trinken muß oder darin baden. Nicht alle Wasser sind so berühmt, wie die zu Damaskus, und doch half der Jordan auf den Glaubensgehorsam dem Herrn Kriegsminister Naemann besser, denn jene. Jesus bot der Samariterin von einem unsichtbaren Wasser an, das in ihrer Seele ein Wasserbrunnen für andere werden würde. „Er führet mich zum frischen Wasser“. Ist das nicht meist ein Bild des quellenden Lebens? Solch eine fort und fort sprudelnde Quelle reinigt sich selbst und wird nicht ärmer, wenn man aus ihr trinkt. Nachmachen läßt sich das nicht. Entweder hat man solches Leben durch den Zusammenschluß mit Jesus erhalten oder man hat es nicht. Stehendes Wasser verdirbt. Sparen kann man mit der echten Quelle nicht; da fließt einfach fort, was nicht verbraucht wird. Wohl kann es nach Regenzeiten stärkeres Hervorquellen geben, und in großer anhaltender Dürre nimmt die Fülle etwas ab, aber vorhanden ist immer Wasser in solchen Gottesbrünnelein; sie sind nicht totzukriegen, denn sie haben Zufluß aus dem Heiligtum: „alle meine Quellen sind in dir“. Das ist das selbstverständliche Ausströmen des Liebeslebens Jesu, das seine wahren Jünger erfüllt und sich lautlos, stetig aus der unsichtbaren Welt erneuert. Alles eigene Wachstum hängt davon ab und alle Labung, die unsere Art den durstigen Wanderern bietet. Je natürlicher, unmittelbarer, unverfälschter dieses Wasser sprudelt, desto besser für dich und andere. Die Himmelswasser sind süß, wenn sie vom Himmel fallen, und erst durch die Mineralien der Erde nehmen sie einen Beigeschmack an. Ach, daß wir unverfälscht durch Eigenliebe und Unart weiter geben könnten, was uns selbst entzückt!

Neuerdings hat man auch großen Wert auf das Licht der Sonne als Heilmittel gelegt. Und mit Recht. Denn das ist der große Wärme- und Kraftakkumulator, dem wir viel mehr verdanken, als die Meisten wissen. „Herr, in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ Das ist der Geist, der von oben kommt und uns, unsern Weg, unsere Fehler und unsere Aussichten beleuchtet. Sommerfrische der Seele ohne Licht von oben wäre Tod für die Seele. Das ist nicht sprunghafte fleischliche Begeisterung, nicht knisterndes Feuerwerk der „geistreichen“ Spielerei, nicht geschraubtes Wesen des Asketen, der Krieg führt gegen den Tempel des heiligen Geistes, unsern Leib, — sondern eine stille innere Klarheit,

wie die des Himmels, wenn er sich ausgereget, oder des Kristalls, in dem sich alle Farben brechen. Das ist wieder so etwas Selbstverständliches, Heiteres, Unsagbares, — wie die bezaubernde unbewußte Anmut eines kleinen feinen Kindes. Und davon hat Jesus gesagt, daß der himmlische Vater gern seinen Geist geben werde denen, die ihn darum bitten. Ob wir ihn haben, das müssen Kranke, Arme, Kinder und Unglückliche merken, nicht die stolzen Heiligen, so auf Erden sind.

Jetzt habe ich ganz vergessen, der notwendigen *Nahrung* zu gedenken. Diät der Seele! Gottes Wort lesen, aber nicht so viel, daß die Seele davon geistlich geil und fett wird, wie der Leib des Fressers. Wer las mehr als die Schriftgelehrten und Gesezeskundigen zu Jesu Zeit, und was hatten sie davon! Weniger, aber mit Sinnen erfassen und in sich bewegen und dann umsetzen in Taten selbstloser Liebe, die man ganz unbeschrien jemand erweist, — das nährt die Seele besser, als Refordschlagen mit Bibellesen, wie es manche tun. In einer besonders schweren Zeit meines Lebens lebte ich sechs Wochen lang von einem einzigen Spruche: „Er ist unser Friede!“ Es gibt auch in der Seelenbehandlung verschiedene Methoden: hier bin ich für Homöopathiel Gott ist nicht an Maße und Wasserkrüge gebunden; er kann in kleine Dosen seine Kräfte legen. „Sende Tropfen auch auf mich!“

Und wenn du ein paar Wochen das Interesse deiner Seele auf solche Sommerfrische der Seele gelenkt hast, dann gehe wieder zurück in jene anfangs aufgeführten Verpflichtungen des Alltags, und was gilt's, der heimliche Duft der Narde wird weiter duften durch deine Arbeitswochen, und das leise Läuten der goldenen Glöcklein an des Hohenpriesters Gewande wird dich noch manchesmal zurückrufen zu einer stillen Stunde, da du deine Augen aufhebst und niemand siehst, als Jesum allein!





Gustav Schüler

Ein religiöser Gegenwartsdichter.

Man kann manches Erzeugnis moderner Dichtkunst mit dankbarer Freude genießen und dabei doch die Sehnsucht nach vergangenen klassischen Zeiten nicht los werden. Gilt das nicht besonders von der religiösen Poesie unserer Tage? Wer jemals bei der Umbearbeitung eines Gesangbuches für die christliche Gemeinde mitbeteiligt war, der weiß aus Erfahrung, daß der Wunsch, neben den alten, unveräußerlichen Schätzen der Vergangenheit religiöse Lieder unserer Tage der singenden und betenden Gemeinde darzubieten ebenso groß und berechtigt ist, wie die stets wiederkehrende Feststellung der Tatsache uns schmerzt, nichts Gleichwertiges und Ebenbürtiges vorschlagen zu können. Das hängt ohne Zweifel mit der ganzen religiösen Stimmung der Gegenwart zusammen, die bei allem Suchen oft so wenig zum Finden und Haben gelangen kann. Darf ich auf die Gefahr hin, einem Teil der Leser Bekanntes mitzuteilen, auf einen Dichter aufmerksam machen, der meines Erachtens gerade in dem angedeuteten Sinne einen gewaltigen Fortschritt bedeutet? Im Verlag Fritz Eckardt, Leipzig sind in den letzten Jahren eine Reihe von Sammlungen Gustav Schülers erschienen, so z. B. „Aus den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes“ (4,50 Mark); „Mitten in der Brandung“; „Gottsucherlieder“.

Gustav Schüler ist 1868 in einem kleinen Dörfchen königlich-sächsisch im Oederbruch geboren. Wie ein schwerer Nebel den schweren Boden dort drückt, so ringt der Kolonist in mühseliger Arbeit der heimatlichen Scholle das tägliche Brot ab. Wer hängt aber mit zäherer Treue an der Heimatserde, als der Schweiß und Mühe und Arbeit an sie gewendet hat? So hat Not und Sorge des elterlichen Hauses die Seele des jungen Gustav mit unauflöslichen Fesseln an die Heimat gebunden. Ihn selbst freilich führt das Geschick in die Fremde. Durch des Ortspfarrers Interesse zum Lehrerberuf gelangt, ist ihm diese Welt zu eng und klein. Es drängt ihn weiter zum Studium der Literatur. Bald Hauslehrer, bald Redakteur, bald vogelfreier Schriftsteller ist er bald hier, bald dort zu treffen. Daß Kunst ihre Jünger hungern und darben läßt, hat auch er erfahren. Aber

lieber so, als den inneren Drang unterbinden. Ohne diese Not ist selten ein wirklicher Dichter gewachsen. Tief bewegt uns das Gebet des angehenden Künstlers:

„Mein Herrgott, der du mich zum Dichter schuffst,
Freiheit gib mir und gib mein Stücklein Brot.“

Da ist es doppelt aner kennenswert, daß der Notleidende nicht mit jugendlich-unzulänglichen Versuchen an die Öffentlichkeit tritt, um seine unfertigen Verse in Münze umzusetzen. Er hat gehungert. Er hat gedarbt. Er hat gewartet. Er hat gerungen. Etwas Vollkommenes und Reifes sollte sein Volk von ihm bekommen. Erst der Sechszunddreißjährige, zum Manne Gewordene sendet „Meine grüne Erde“ aus. Dann erscheint 1905 „Andacht und Freude“ und später die obengenannten Sammlungen.

Ob auch Liebeslieder nicht ganz fehlen, nicht diese sind es, die den starken Dichter zeigen. Zwei Pole sind es, um die die innerste und tiefste Welt seiner singenden Seele sich dreht: Natur und Gott. Einen Heimatdichter haben wir vor uns. Nicht preist er die ernste Herrlichkeit des Nordens, nicht die schimmernde Pracht des Südens, nicht besingt er die eisgekrönten Schneeriesen, nicht die unendliche, rätselvolle See. Sein Lied ist an der glühenden Liebe und Sehnsucht nach der unansehnlichen, unbekannten, unberühmten Heimat erwacht. Die harte Scholle der väterlichen Flur, das weidende Vieh der heimatlichen Wiese, der Frühlingsturm im Eisgang des Flusses, die süß singende Nachtigall im Kornfeld sind Vorwürfe seiner heimtweherfüllten Kunst.

„Erst hat der Unmut mich hinausgetrieben, nun, da ich ferne, weine ich nach dir,
Du meine ewig-teure Heimat erde, nun grämt es mich mit schluchzender
Beschwerde:

Wär ich bei dir und deiner Not geblieben, so wäre jetzt dein seliger Trost bei mir.
Erst hat der Unmut mich hinausgetrieben, nun, da ich ferne, weine ich nach dir.“

Wer würde nicht erinnert an das unvergleichliche Schweizer Heimatlied eines Gottfried Keller, wenn Schüler „die Heimat“ besingt:

„Und hat die Ferne gleißend Gold und Ruhm und Weisheit, Glück und Macht,
Es hat mich, wie ein Bergstrom rollt, doch immer wieder heimgebracht.
Und hat die Heimat farges Brot und Nebellast das ganze Jahr —
Sie ist trotz aller, aller Not so wunderfelig licht und klar.
Mit tausend Ketten bindet sie, mit tausend Armen hält sie fest,
Wie eine arme Mutter, die ihr sterbend Kind noch an sich preßt.“

Doch ist's vor allem der religiöse Dichter, den ich zu Worte kommen lassen möchte. Gerade bei Schüler aber ist beides unzertrennbar ver-

knüpft: Natur und Gott, Heimat und Vaterhaus droben, Heimweh und Gottsuchen. In seinem Gedicht „Mit den Vätern eins“ spricht er das selbst wunderbar fein aus.

„Mein Stamm sind Bauern, steifgenackte Schar, durch weite, breite Zeiten-
fluchten hin.
Ein alt' Gebetbuch kündet's, wie es war, mit klobigen Bügen steht manch Kern-
spruch drin:
Geboren und getraut und dann — von Sohneshand — gestorben dann. — Mich
streift wehmüt'ger Hauch
Aus diesen Kunden; wie im Heimatland Duftströme streute der Hollunder-
strauch.
Es fällt mich an, wie Glück, so wesenhaft, als ob ein Ahn' leidhaftig vor mir
stände,
Hinausgehoben aus der Grabeshaut, reich' er mir ernst und innig seine Hände. —
So füllt durch jene Kunden sich der Kreis mit meinen Vätern, die die Erde
pflügten,
Die sich mit Bibelsprüchen bis in meiner Sehnsucht neue Welten fügten.“

So ist der Dichter voll Ehrfurcht vor dem Glauben der Väter, voll Sehnsucht nach ihrem trughaften, starken Gottvertrauen. Einfach solchen Glauben leicht und spielend hinüberzunehmen in sein junges Leben, das ist freilich nicht angegangen. Ist er doch ganz Gegenwartsmensch und darum ganz gewiß aufs Suchen und aufs persönliche Erleben gestellt. Aber er will suchen, ringen, kämpfen, um zu finden, um das auch zu haben, was die Väter in ihrer Weise und auf ihre Art besaßen. Schüler huldigt nicht der Modesehnsucht unserer Tage, sondern seine Seele ist wirklich erfüllt von heißem Verlangen nach dem lebendigen Gott, daß sie ihn finden und haben möchte.

„All' unsre Zeit ist ein Geschrei nach Gott. Wer Ohren hat, der muß das Rufen
hören.
Ein Rufen, untermischt von hellem Spott, ein Sturm von Stimmen, Welten zu
empören.
Die Angst um Gott schlägt schütternd auf uns ein, und jeder Schritt weint auf
nach seinen Wegen,
Erst fleht am Menschheitswege jeder Stein: „kommt denn den Suchern noch kein
Licht entgegen?“
Zu Gott hinauf! Und wenn uns gleich sein Licht jäh in die Augen fällt wie
rote Kohlen,
Wir schreien auf, doch lassen wir ihn nicht, wir müssen ihn zu uns hernieder-
holen!
Laßt alles fallen! Lust und Lied sei tot, verloschen aller Hoffnung bunte
Gaben —
Gott, höre uns und unseres Schreiens Not: wir müssen dich für unsre Kinder
haben!“

Was er aber seiner Zeit und der Gegenwart in den Mund legt, das dringt tief und echt aus dem ureigensten Herzen empor.

„Aus der Tiefe schrei ich, daß dein Licht meine Finsternisse überschütte;
Meine Seele, die vor Nacht zerbricht, werde deiner Allmacht Sonnenhütte.
Reiße meine Sehnsucht, wo sie schreit, aus der Tiefe martervollen Schlingen,
Deine Werke sind voll Mächtigkeit, die bis an die Sonnenwelten dringen.
Du Erlöser aus des Staubes Spott, o du Burgwall aller, die zerschlagen —
Hilf, ich flehe dich, du großer Gott, hilf mir meines Lebens Nächte tragen!“

An Gottsuchern fehlt es nun freilich in unseren Tagen nicht. Es sind aber ihrer nicht wenige, die nach Lessings bekanntem Wort sich mit dem Suchen begnügen wollen. Zu diesen darf man Schüler nicht zählen. Das ist das Erfreuliche und Ermutigende, das ist der wirklich große Fortschritt, den er für unsere religiöse Gegenwartslittratur bedeutet, daß er nicht nur erschütternd seine Sehnsucht zum Ausdruck bringt und andern auf die Rippen legt, sondern daß er zugleich ein Finder ist und darum ein Wegweiser zu einem wirklichen religiösen Besitz, zu einer lebendigen Glaubenserfahrung.

„Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht. Ich schrie empor und bettelte um Licht.

Da, wie ich weinend hin zurückgegangen, saßt's bis an meine Schulter: „Ich bin hier,

Ich habe dich gesucht und bin bei dir!“ Und Gott ist mit mir heimgegangen.“

Nicht wir entdeckten Gott mit unserem scharfsinnigen Forschen, nicht wir zwingen ihn herab mit unserer frommen Leidenschaft, sondern er, der uns längst gesucht, er läßt sich von uns finden und er geht mit uns heim, in unser Leben, Leiden, in unsere Not und in unsern Tod hinein.

„Da die Tage so voll Not, Herr, mein Gott, sei du mein Licht — da die Tage so voll Tod, Herr mein Gott, verlaß mich nicht!

Da der Nordsturm reißt und stößt, daß mein Hüttlein schwankt und bricht, Herr, der allen Jammer löst, Herr, mein Gott, verlaß mich nicht!

Weil ich nicht mehr weiter kann, weil ich ohne Weg und Licht, nimm dich meiner Schwachheit an, Herr, mein Gott, verlaß mich nicht!“

Darum weiß auch der Dichter nicht nur zu singen und zu sagen von religiösen Höhepunkten seines Lebens, sondern er kennt aus eigener Erfahrung die Kraft des Glaubens für den Tag und das Tagewerk, wie sein „Morgenlied“ schön zeigt.

„O Atem erster Frühe, o Strom der Sonnenglut, nun wache auf und glühe,
nun brause, Lebensblut!

Die Wälder traumberhängen, schau'n groß ins neue Licht, die Felder steh'n im Prangen, wie reich, sie wissen's nicht.

Mein Herz auf, ihn zu grüßen, ein neuer Tag bricht an, leg ihm dein Werk zu Füßen, damit er's segnen kann,

Daß er mit seiner Gnade, daß er mit Glanz und Tau dich, meine Seele, bade,
wie dort die grüne Au.
Nun läuten Morgenglocken, wie wogt ihr Klang zuhauf, und heimlich, süß-
erschrocken steh'n auch die Blumen auf.
Mit tausend Vogelkehlen stimm' ein, wer stimmen mag: Du, Herrgott, wir
befehlen dir diesen neuen Tag!"

Als erprobter Mitkämpfer kann der Dichter die im Staub und Dunkel gehenden Mitmenschen ermuntern, trösten, zur Geduld mahnen.

„Und wenn das Licht nicht kommen, die Nacht nicht weichen will,
So laß es, Herz, dir frommen, lieg noch ein wenig still!
Lieg still in deinen Dornen, dein Leid vor Gott geneigt,
Bis aus den blauen Vornen die Morgensonne steigt.“

Und im „Gebet an den Sonntag“, wie kann er doch dem gehegten Geschlecht unserer Tage den Tag des Herrn heilig machen!

„Allen, die im Trüben irren, sollst du eine Heimat sein.
Nimm sie aus den grauen Wirren in dein strahlend Schloß hinein.
Allen Müden, die die schwere, sorgendunkle Wölfe brach,
Sei mit deinem Seraphsheere ein entglühter Siegestag.
Allen, die nach Liebe gingen, sechs verarmte Tage lang,
Sollst du sieben Leuchten bringen, sieben Harfen voller Klang.
Alle, die nach Hause wollen, nimm an deine weiche Hand.
Zeig du uns die wundervollen Berge von dem andern Land!“

Alle Tage muß der Dichter seinen Gott haben. Ohne ihn kann er nicht mehr leben, er ist ihm „Zuflucht für und für“ geworden.

„Ach, ich weiß ja nun die Tür, wo ich immer dran darf pochen,
Bin einmal hindurchgebrochen; da ging mir ein Wort herfür,
Das mein großer Gott gesprochen: „Deine Zuflucht für und für — und ich
weiß ja nun die Tür.“

Ja, er wächst immer tiefer hinein in das Geheimnis lebendigen Glaubens, freud- und friedeboller Gottesgemeinschaft, weil er immer mehr erkennt, daß glauben nicht heißt Gott herüberzwingen zu uns, sondern uns selbst hineinzuschmiegen in Gottes Willen.

„Ich habe sonst immer zu Gott gesagt: mein Gott, du mußt!
Ich habe es gar nicht anders gewagt und habe es gar nicht anders gewußt.
Jetzt sag ich: wir beide wollen das tun — dies und das — — wie sich's schickt! —
Es kann's keiner ausdenken, wie mein Gott mich nun anblickt!“

Es sei der wenigen Proben genug. Vielleicht gewinnt der eine oder andere Leser dieses Blattes Lust, Schüler näher kennen zu lernen. Es wird niemand gereuen. Anders war ja wohl Sprache und Stil unserer alten Meister. Aber Kraft religiöser Empfindung, Innigkeit und Tiefe reichen doch an sie heran. Und wird nicht gerade Sprache und Stil

unserer Zeit in mancher Hinsicht willkommenen Dienste leisten? Ja, ich möchte manchen Vers aus Gustav Schülers tiefgläubiger Seele, von einem ebenbürtigen Künstler in Musik gesetzt, Eigentum unseres singenden deutschen Christenvolks werden sehen, anstatt so manchen poetisch-leichten und musikalisch-fürchterlichen „geistlichen Liedes“, das in gewissen Kreisen unausrottbar geworden ist. Möchte dem erst vierundvierzigjährigen, wirklich religiösen Gegenwartsdichter unter Gottes Segen noch manch wertvolle Gabe uns zu schenken beschieden sein! Th. Lang.



Der erste Bibelfursus in Dybin

Vor zwei Jahren hatte ich schon die Absicht, in Haus Beerberg bei Marklissa einen Bibelfursus zu halten, aber meine damalige körperliche Ermüdung trat hindernd dazwischen. Auch in diesem Jahr schien ein Unstern über dem Vorhaben zu walten! Denn ich hatte mit einem Rückfall der Erkältung zu kämpfen. Aber schließlich ging es noch besser, als ich gedacht hatte. Das Landhaus Heidrich im lieblichen Dybin war überfüllt, so daß einige Gäste im Orte wohnen mußten. Es waren Teilnehmer aus Berlin, Breslau, Dresden, Halle u. a. Orte erschienen; sogar einige adlige Damen aus Mitau in Kurland! Im ganzen etwa vierzig Personen.

Vormittags begann ich mit einer kleinen Andacht von einer Viertelstunde, an der die Angestellten des Hospizes auch teilnehmen konnten. Dann folgte ein Vortrag über das Leben Jesu, bei dem auch wichtigere Stücke der Evangelien mit kurzer Auslegung herangezogen wurden. Nach kurzer Pause gab ich dann noch eine Stunde Besprechung des Kolosserbriefes. Nachmittags ging in der herrlichen Natur spazieren, wer mochte; manche arbeiteten das Gehörte für sich aus. Abends hielt ich wieder eine Bibelstunde. Betonten die Vorträge mehr die menschliche Seite des Lebens Jesu, wie sie seinen Zeitgenossen ohne dogmatische Vorurteile erscheinen mußte, so hielt der Kolosserbrief mit seinen tiefen umfassenden Aussagen über die Bedeutung der Gottheit Jesu ihnen die Wage. Allgemein wurde der Wunsch geäußert, dieser erste Versuch möchte doch bald wiederholt werden. Darüber läßt sich heute freilich noch nichts Gewisses sagen, wohl aber danken wir, daß uns solch ungetrübtes, von christlicher Liebe und Freundlichkeit durchwaltetes Zusammensein geschenkt war. Obgleich ich mich befeßigte, den geschraubten Ton und das Pathos ganz zu vermeiden, womit in manchen christlichen Kreisen derartige Veranstaltungen verbunden zu sein pflegen, und ich wieder den Eindruck hatte, daß ich zum Lehrer schlecht tauge, gab es doch einzelne Höhepunkte, an denen, wie der Schwabe sagt: „es goischtete“!

Der liebenswürdigen Hausfrau, Frau Schulrat Heidrich, sei auch an dieser Stelle für ihre Umsicht und Mühewaltung herzlich gedankt. S. Keller.



Gescheitert

Ein Lebensbild von M.

(Fortsetzung.)

So bin ich über das, was späterhin erfolgt ist, im wesentlichen nur durch Hörensagen unterrichtet. Seine Briefe, die er bis zu seinem Ende alljährlich mehrfach an mich schrieb, sind freilich ebenfalls ein Dokument; aber sie sind mir heilig. Wenn sie zur Veröffentlichung gelangten, würden sie gar nichts anderem dienen, als die Bornehmheit und Tiefe seiner Gesinnung auf das deutlichste zu offenbaren. Bei meinen wenigen Besuchen in der alten Heimat war ich stets nur kurze Zeit mit ihm zusammen; ihm selber war es unmöglich, meiner Einladung in den Süden jemals zu folgen.

Mein Freund wurde nach beendeten Studien an einem der Gymnasien unserer heimatlichen Provinz als Lehrer angestellt. Es war eine kleine Stadt nahe der, in welcher wir unsere erste wissenschaftliche Ausbildung erhalten hatten. Die Anstalt befand sich im Aufblühen und wurde namentlich von dem Adel der Provinz bevorzugt. Zwei Jahre mochten nach dieser ersten Lehrtätigkeit des mir inzwischen in neuer und bleibender Weise Verbundenen verflossen sein, da erhielt ich die Nachricht von seiner Verlobung. Seine Erwählte war die völlig mittellose Tochter einer Oberlehrerswitwe. Er hatte seinen idealen Sinn auch bei dieser Lebensfrage bewährt. Bald folgte die Hochzeit, der ich nicht beiwohnen konnte, doch habe ich das Paar dreimal im Lauf der Jahre in seinem Glück besucht. Ich fand den alten Freund, tief und ernst wie immer, aber vielleicht etwas freier als im Anfang seiner Bekehrung; ich traf eine liebenswürdige Hausfrau und liebliche Kinder, dazu einen Tisch voller Böglinge, die ihm aus den besten Familien anvertraut waren. Sein Ansehen erstreckte sich weit über seinen nächsten Wirkungskreis, ja auch weit über die Provinz unserer gemeinschaftlichen Heimat.

So vergingen die Jahre. Von seinem ersten Wirkungsort wurde der vorzügliche Mann auf einen zweiten größeren berufen, und immer erwartete ich, von seiner Ernennung zu einer Universitätsprofessur zu

hören. Da kam der plötzliche Sturz. Er hatte sich im geheimen dem Trunk ergeben. Sein Direktor, der längst voller Neid auf ihn gewesen war, hatte die anonyme Anzeige davon sofort der Behörde übermittelt und konnte nun unter dem Schein des Rechtes, der den in seiner Art achtungswürdigen Mann wahrscheinlich selber täuschte, seine ungute Gesinnung gegen den völlig Widerstandslosen walten lassen. Die vorgesezte Behörde war zu einer milden Behandlung der Sache geneigt. Aber der Ansturm der Ankläger, welche die Angelegenheit im schwärzesten Licht erscheinen ließen und die schlimmsten Folgen von unangebrachter Schonung prophezeiten, bewirkten es schließlich, daß aus der ursprünglich geplanten Versezung des Schuldigen der immerhin noch freundlich gehaltene Rat einer zeitweiligen Pensionierung und des Besuchs eines Sanatoriums wurde.

Für ein Sanatorium fehlten dem Unglücklichen die Mittel, und sein Ehrgefühl machte aus der zeitweiligen Pensionierung eine dauernde. Er flüchtete sich mit seiner Familie unter die Hunderttausende der großen Handels- und Hafenstadt, die ihm nahe lag. Wohl hatte er in dieser schweren Zeit manche treue Liebe erfahren, aber er hatte auch in Tiefen von Gemeinheit und Gesinnungsniedrigkeit geblüht. Das machte den ohnedies einsiedlerisch veranlagten Mann vollends einsam.

Es muß als ein noch immer ungelöstes Rätsel erscheinen, wie er auf die schlimme Bahn geraten konnte, die ihn zum Sturze führte. Viele sagten, seine Frömmigkeit sei nur Heuchelei gewesen. Das war die Noheit niedriger Seelen, die keinen Zwiespalt kennen. Andere behaupteten, er habe es schon als junger Mensch in dieser Weise getrieben. Das war nicht wahr. Ich kannte ihn stets nur als nüchtern, ja lange Zeit war er persönlicher Alkoholgegner. Es muß ein Zusammenfluß von verschiedenen Wirkungen gewesen sein, die den Unglücklichen ins Verderben führten. Ohne Zweifel war sein Magen von seiner dürftigen Jugendzeit her krankhaft gereizt, und daß er der Versuchung erlag, war wohl der Rückschlag früherer übertriebener Einseitigkeiten. An seiner Lauterkeit und Herzensfrömmigkeit habe ich nie gezweifelt, auch dann nicht, als Gerüchte von neuen Fällen laut wurden. Wie sagt Dezer? „Die neunundneunzig Gerechten ahnen nicht, wie verzweifelt die Blicke der Galben sind, mit denen sie Christus suchen. Das ist die tiefe Einsamkeit mit dem Gefreuzigten. M i t ihm, denn er ist größer als ihre Galbheit. M i t ihm, denn er ist größer als ihre Richter.“

(Schluß folgt.)



Für den Evangel. Preßverband für Deutschland

sind bis jetzt 800.10 *M* auf den Aufruf des Herausgebers dieses Blattes eingetroffen, worüber ich mit herzlichem Danke an alle freundlichen Geber quittiere. Herr Pastor Keller war so glaubenskühn, am Schluß seines Aufrufs im Aprilheft von „Auf dein Wort“ 100 000 Mark für den Evangelischen Preßverband zu erbitten. Und wenn wir auch noch nicht einmal 1 Prozent hiervon zusammen haben, so bin ich doch der Gewißheit, daß er schließlich recht behalten wird. Hat er doch vor einiger Zeit in Posen zum größten Erstaunen der Evangelischen dieser Stadt für eine Kollekte für die Heidenmission nach einem einzigen Nachmittags-Vortrage 1000 Mark gefordert. Kein Mensch wollte es glauben, daß so etwas in Posen möglich wäre! Doch der Erfolg hat ihm mehr als doppelt recht gegeben. Es kamen 2549 Mark ein und außerdem lagen in den Kollektenbüchsen 3 goldene Ringe! Also, ich lasse den Mut noch lange nicht sinken. Gott ist ein Herr über Silber und Gold. Ich kann es auch völlig verstehen, daß auf den ersten Aufruf noch kein glänzendes Resultat zu erwarten war. Unsere Arbeit ist ja noch vielen unbekannt. Die Zeitungsnot fühlt jeder, aber die Wenigsten können sich ein Bild von der „Rettungsaktion“ machen. Andere haben vielleicht aus dem ganzen Aufruf nur das schöne Gedicht gelesen (ich habe es gleich auswendig gelernt!); noch andere haben vielleicht so eine innere Regung verspürt: Da müßtest du auch etwas geben! — Aber dann kam gerade Besuch und man hat es beim besten Willen vergessen. Wieder andere haben vielleicht gedacht: „Erst müssen wir mal etwas Näheres über die Arbeit hören, dann wollen wir auch gern unseren Beitrag zahlen!“ Nun, den Letzteren möchte ich nur ganz kurz heut antworten, daß unser Preßverband für Deutschland jetzt 20 Preßverbände in allen deutschen Gauen von der Maas bis an die Memel, von der Elbe bis an den Belt umfaßt. Mehrere haben schon Tausende von Mitgliedern. Unsere Offiziere sind die Vertrauensmänner. Es sind jetzt schon über 1000, die über 1600 Zeitungen — das ist als der fünfte Teil aller in Deutschland erscheinenden Zeitungen — mit Artikeln in christlich-fittlichem Geiste bearbeiten. Und wir können zu unserer größten Freude im allgemeinen der Deutschen Presse — mit Ausnahme der bewußten Blätter, welche nach dem Rezept handeln: Der Appell an die niederen Instinkte im Menschen füllt immer noch am besten das eigene Portemonnaie! — das Zeugnis ausstellen, daß sie sich unseren Bestrebungen außerordentlich freundlich gegenüberstellen. Jene christentums-neutralen Blätter konnten ja deswegen früher nichts über die Lebensäußerungen unseres Evangeliums, über die „Taten Jesu in unseren Tagen“ bringen, weil ihnen niemand etwas darüber schrieb. Das muß anders werden! Es darf in wenigen Jahren keine einzige Zeitung in Deutschland mehr erscheinen, an der nicht ein Vertrauensmann der evangelischen Preßverbände mitarbeitet! Aber das alles kostet Geld, viel Geld!

Wer hilft uns, unserem Volk auch in der Zeitung in allem Kampf und Streit des Tages wenigstens einen Windhauch Höhenluft aus der Ewigkeit zu schaffen? Wer hilft uns, den Kampf gegen diejenigen Zeitungen zu führen, welche langsam aber sicher unserem Volke die heiligsten Güter: Gott, Ehre, Tugend und Gewissen aus der Brust reißen und ihm dafür die Treberkost eines kraft-, sitten- und geistlosen Materialismus reichen? Ein Kreuzzug ist's, ein heiliger Krieg! Weitere Gaben für den Evang. Preßverband für Deutschland, kleine und große, erbittet herzlichst

Pastor W. St a r k, Berlin-Steglitz, Schloßstr. 93.

Postsparkonto Berlin NW. 7 Nr. 6477.

NB. Bei Benutzung einer Zahlkarte fallen die Portospesen weg!

Quittung

Pastor C. Keller, Freiburg i. Br. 100.—*M.* Martha Tillmanns, Barmen=Rittershausen 10.—*M.* Unbekannt, Bremen 20.—*M.* Unbekannt, Tilsit 10.—*M.* A. D., Gohlis 3.—*M.* Unbekannt, Charlottenburg 3.—*M.* Fr. A. Hempel, Hannover, Hedwigstr. 17 30.—*M.* M. St. 5.—*M.* e. i. e 20.—*M.* P. in G. 20.—*M.* G. v. St. 5.—*M.* W. u. G. 20.—*M.* Unbekannt, Steglitz 5.—*M.* S. Meincke, Hirschberg 5.—*M.* B. Franck, Lustadt 10.—*M.* M. G. Göring, Sonneck a. Rhein 100.—*M.* Fr. M., Kleinich 50.—*M.* Nr. 948 10.—*M.* Müller, Bochum 10.—*M.* A. J., Leipzig 50.—*M.* Knop, Neufölln 5.—*M.* E. Holzman, Rastenburg (Ostpreußen) 4.—*M.* Pastor Reichhelm, Thiemendorf Bez. Diegnitz 5.—*M.* Fr. El. Brückner, Dessau 18.—*M.* Schw. M. Meher, Hohm, Landes=siechenhaus 40.10 *M.* G. Fiedler, cand. theol. Zerbst (Anhalt) 6.—*M.* M. Kanther u. Clara Günsel, Breslau, Gustav-Freitagstr. 3.—*M.* G. Beckelmann, Prokurist, Bernburg 10.—*M.* Mehrere Kleinkinderlehrerinnen, Berlin 20.—*M.* B. Meß, München 3.—*M.* Uffig, Breslau, Goethestr. 7 20.—*M.* Unger, Rußland 25.—*M.* Fr. G. 100.—*M.* A. v. D. 10.—*M.* R. G. 5.—*M.* G. G. 5.—*M.* Fr. G. 5.—*M.* R. N. 5.—*M.* Fabrikarbeiterin 1.—*M.* M. Wölfer, Stettin 4.—*M.* Fr. E. Kemper, Hohensohn Nr. Weßlar 20.—*M.* Bis 4. Juni ins=gesamt: 800.10 *M.*



„Die Stunde, da das Ende dieser Weltzeit kommen soll, ist einem bestimmten Orte, einer Schluszziffer an einer Uhr vergleichbar. Die derselben vorangehenden Ziffern sind Stufen, die durchlaufen, Reichsaufgaben, welche erledigt, Vorbedingungen, welche erfüllt sein wollen. Die S ch n e l l i g k e i t aber, mit welcher der Zeiger diese Ziffern durchläuft, ist keine mechanisch gleichmäßige, sondern sie ist infolge der Freiheit des Menschen teilweise vom Menschen und seinem wechselvollen Gebaren abhängig. Es steht also die Schluszziffer mit Recht jedesmal dann vor unserem Geiste, wenn der Zeiger, wie in der Apostelzeit, schnell läuft.“ (Zündel.)



Aus der Briefmappe des Evangelisten

S. M. Sie möchten wissen, was das Wort „verkären“ bedeutet, das Johannes 13, 31—32 fünfmal gebraucht wird. Für Laien ist ein derbes, aber oft wirkfames Mittel, sich einen Bibelfpruch aufzuschließen, daß sie das Gegen- teil sich vorstellen. Verdunkeln würde heißen eine Tätigkeit ausüben, die dar- auf hinausläuft, daß ein Bild oder eine Person schlechter oder gar nicht mehr zu sehen und zu erkennen wäre. Verklären heißt dann: jemand in helleres Licht setzen, seinen bisher geheimen Glanz herrlich hervorbrechen lassen. Jesu Verklärung, Matth. 17, war eine an seinem Leibe sichtbare Vorausnahme dessen, was nach Ostern bleibende Herrlichkeit für ihn ward. Joh. 13, 31—32 heißt: Der Vater wird durch den Leidensgehorsam Christi, der sich ganz für diesen Zweck opfert, so geehrt, daß Gott in neuer Herrlichkeit offenbar wird, wie der Dichter singt: „Und ein Abendrot kündet's der Erde: ‚Gott ist die Liebe und die Welt ist versöhnt‘“. Dann kann der Vater nicht hinter dem Tun des Sohnes zurückbleiben, und er antwortet ihm auf seine völlige Hingabe zu des Vaters Ehre mit der völligen Offenbarung der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit. — Und auch dieses Tun des Vaters nimmt seinen Anfang vom Kreuz am Karfreitag, geht strahlend mit in die Geisterwelt und durchleuchtet des Sohnes Leib in der Auferstehung. —

Frau Dr. P. In Ihrem langen Beichtbrief, den ich Ihrem Wunsch ent- sprechend vernichtet habe, kommt das Wort „Reue“ nicht nur auffallend oft, sondern auch fast ebenso oft falsch gebraucht vor. Sie scheinen zu denken, Ihre Reue sei schon gleichbedeutend mit Sühne. Würde Ihr Gatte, wenn er alles wüßte, wohl auch mit solcher Sühne zufrieden sein? Dann spiegelt Ihre „Reue“ Ihnen vor, als wären Sie inzwischen durch die Beschämung über jenen Fall schon soviel besser geworden, daß zwischen Ihrem sittlichen Wert vor dem Fall und dem heutigen Standort ein sehr großer Fortschritt zugegeben sei. Das ist ein allgemein menschlicher Denkfehler, daß man sich unter dem Druck der Beschämung dem Wahn hingibt: heute würde so etwas unter keinen Um- ständen mehr vorkommen! Ich fürchte, damit täuschen Sie sich über sich selbst. Die erste Reue hätte Sie zum Geständnis und zur Buße vor Gott und Menschen

treiben sollen; dann wäre durch den Eintritt von etwas Neuem, — der erlangten Vergebung — wirklich ein Aufstieg zu höherer sittlicher Verfassung möglich gewesen. Nichts bessert so sehr als die Erfahrung der Vergebung, denn dadurch wird eine Scheidewand edelster Art, nämlich das Schuldgefühl dankbarer Liebe, zwischen der Sünde und dem Sünder aufgerichtet. — Ob Sie in Ihrem Fall, bevor Sie selbst der Vergebung allein aus Gnaden und allein durch den Glauben an Christum gewiß geworden sind, alles Ihrem „ungläubigen“ Manne beichten sollen, — darüber wage ich noch kein abschließendes Urtheil zu fällen. Wie Sie aus dem Reiseplan im kommenden Winter ersehen, komme ich ganz in die Nähe Ihres Wohnortes. Dann geben Sie diese halbe Anonymität auf und suchen Sie in meiner Sprechstunde Ihr Herz zu entlasten. Dauert Ihnen das zu lang, so sprechen Sie sich mit Ihrer Frau Mutter aus, von deren Glaubensstandpunkt Sie so überzeugte Worte gebrauchen. —

M. B. Entschuldigen Sie, ich bin ganz anderer Meinung über Ihren geistlichen Zustand als Sie. Während Sie sich so elend und schwach vorkommen und sich selbst „ohrfeigen“ möchten, (wie Sie schrieben) darüber, daß Sie nicht mit gleichbleibender strahlender Freude den Herrn bekennen können, denke ich daran, daß Sie erst in diesem Winter erweckt worden sind. Vom Himmel her angesehen, sind Sie ja trotz Ihrer dreißig Jahre ein junges Kind und vielleicht im interessanten Stadium eines solchen Kindes, das noch bei jedem Gehversuch stolpert und unversehens doch jeden Tag einen wirklichen Schritt vorwärtskommt und manche Worte noch gar nicht richtig aussprechen kann, wodurch drollige Mißverständnisse entstehen, und doch lernt das Kind von Tag zu Tag deutlicher sprechen! So z. B. sprechen Sie zu oft noch „m“ statt „f“! Es ist wichtiger an alle die Taten und Gnaden und Hilfen zu denken, vor denen „sein“ steht, als an die Werke und Interessen, vor denen „mein“ steht! —

F. L. Zu einer solchen Heirat kann ich nicht raten! —

74jährige. Jesus hat Sie doch lieb! Gegen Mittag in der Kraftfülle und dem Gesundheitsgefühl gab es überhaupt weniger und kürzere Schatten für uns; damals schien es uns, als würfen auch wir nur einen fast unbedeutenden kleinen Schatten. Je älter wir werden, desto mehr Schatten sehen wir; desto länger wird der eigene; die dem Untergange zuneigende Sonne des Lebens-tages ist daran schuld. In Wirklichkeit kommt es nicht auf die Schatten an, die wir sehen und studieren, sondern auf die tägliche Zukehr zum Licht. Und Ihr Brief zeigte soviel Erkenntnis der eigenen Sündenart, daß ich daraus auf große Heilandsnähe bei Ihnen schließe. Es wird doch Licht!

München. Obwohl man mir es übel nimmt, daß ich mein Blatt soviel „Betteln“ öffne, kann ich an Ihrer Bitte nicht ganz vorbeihuschen und theile sie hier mit. Der Christliche Verein Junger Männer in München bedarf sehr der Unterstützung. Notwendig wäre es, jungen Männern passende Wohnungen in den oberen Stockwerken des Vereinshauses gegen billige Miete zu bieten. Dazu fehlten bisher die Mittel. Wer sich dafür interessiert, könnte mit einer kleinen jährlichen Gabe ein solches Stübchen ermöglichen und dann für den jeweiligen Inhaber desselben beten. Wer der Sache näher treten möchte, schreibe an Herrn Sekretär Stöckle, München, Glückstraße 21.

B. N. Ihre Gabe für Rumta von 5 Mark mit herzlichem Dank notiert. (Es werden sonst nur auf Wunsch Gaben hier quittiert). Gegen die Sabbatisten

ausführlich zu schreiben, ist mir heute des Raummangels wegen nicht möglich. Wenn Jesus das Gesetz für uns erfüllt hat, sind wir dieses Gebot los. Man muß aus dem Lesen des Neuen Testaments den Eindruck gewinnen, daß der Sabbat beseitigt ist. Apostelg. 15, 28—29 werden die Stücke aufgezählt, die den Gemeinden der Heidenchristen aufgelegt wurden; da steht kein Wort vom Sabbat. Am Ende des 1. Jahrhunderts war jedenfalls die Feier des Sonntags schon allgemeine christliche Sitte. —

E. G. W. 1. Werden Sie erst etwas, dann wird Jesus Sie schon lehren, wie Sie andere zu ihm führen können. 2. Im Namen Jesu beten heißt, als ein durch Jesus versöhntes Gotteskind mit Jesus über eine bestimmte Bitte sich so vereinigt zu haben, daß man diese nun wie in Jesu Auftrag und Namen zum Vater bringt.

N. N. Sie haben ganz recht. Wenden Sie sich an Frä. Paula Müller, Hannover, da erfahren Sie, wer in Ihrer Stadt die Sache des evangelischen Frauenbundes vertritt.

G. R. Gern zeige ich an, daß die Lebensfragen, (apologetisch-evangelisches Wochenblatt für Denkende, Verlag von Koezle, Chemnitz, pro Exemplar und Nummer 2 Pfg.) in der Person des mir befreundeten Dr. W. Dusch einen neuen Redakteur erhalten haben und ich sie zur Verteilung für sehr geeignet halte.



Auf Madagaskar hat bekanntlich in den Jahren 1909 und 1910 in der Provinz Befisiko eine heidnische Erweckung stattgefunden. Einzelheiten teilt nunmehr die dort arbeitende Londoner Missionsgesellschaft mit. Diese Epidemie wurde der „Tanzwahn“ genannt. Trunk, Unfittlichkeit, Aberglaube, Zauberei und nachgeahmte Hysterie hatte ihren guten Anteil an der Bewegung. „Unter ihrem Einfluß tanzten viele Personen aus allen Altersstufen um die Gräber ihrer Vorfahren, wanderten durch die Moore mit wie im Schlaf gehaltenen Augen, legten sich in Strömen und Flüssen nieder, erkletterten scheinbar ganz unzugängliche Höhen, krochen auf den Dächern entlang und benahmen sich auch in anderen Beziehungen wie wahnsinnig. Viele haben auf diese Weise ihr Leben eingebüßt. Doch ist kein wahrer Christ von dieser Bewegung mit ergriffen worden. Im Gegenteil, manche wurden durch die offenbare Torheit solchen Benehmens veranlaßt, bei Dem Frieden zu suchen, der allein Friede spenden kann. Gänzlich heidnisch und unmoralisch, wie die Bewegung war, erschien sie als der letzte Ausbruch der Wut der unsichtbaren Mächte des Bösen, die es abgesehen hatten auf das Licht, die Liebe, die Freiheit und Reinheit der christlichen Religion.“

(Basler Chr. Volksbote.)



Die Theologie des Neuen Testaments. Zweiter Teil: Die Lehre der Apostel, von Prof. Dr. H. Schlatter. Calw, Vereinsbuchhandlung.

Wenn Prof. Hunzinger vom „wildgewordenen Historismus“ redet und dadurch die religionsgeschichtliche Schule mit einem scheu gewordenen Pferde vergleicht, so kann man Schlatters Theologie des Neuen Testaments die Trense und Kandare nennen, um das Roß damit wieder zur Reison zu bringen. — Nirgends hat man den Eindruck von dogmatischen Konstruktionen des Verfassers, oder daß hier eine Ideenlehre vorliege, die aller Geschichtlichkeit entbehre. Da sind keine Vermutungen, keine Rhetorik, keine apologetischen Künste, sondern die „einfache Darlegung des Tatbestandes“. Es sind wichtige Schritte, die Schlatter Satz für Satz macht. Wer mitgeht, hat den Gewinn.

Es ist ein großes Werk, das als Prolegomena der „Dogmatik“ angesehen werden darf. — Was sagen die dazu, die die „Schule“ zur Voraussetzung ihres Denkens machen? Es ist oft belustigend, mit welcher Selbstverständlichkeit große Leute, die nicht zu der Schule gehören, abgetan werden. H. Kz.

Professor H. v. Holt, „Fröhliche Leute.“ Abendgespräche mit Schülern.

2. Aufl. Gütersloh, Verlag von Bertelsmann.

Das kleine Büchlein hat nur 108 Seiten, aber was für eine Fülle von wertvollen praktischen Anregungen für die Schüler der mittleren und oberen Klassen des Gymnasiums stecken drin. Wenn ich einer Mutter, die einen Jungen schweren Herzens in die Fremde ziehen lassen muß, raten müßte, was sie ihm mit in den Koffer packen soll, würde ich ihr dieses Buch empfehlen. Wäre mein Rat den Direktoren und Lesern etwas wert, würde ich sie bitten: sorgt dafür, daß eure Schüler dieses Buch in die Hände bekommen. Aber auch die Herren Lehrer könnten aus diesem feinen Büchlein viel lernen. Wer mit Gymnastasten-Bibelkränzchen zu tun hat, schaffe es sich an; es wird ihn nicht gereuen! —

Pastor Otto Gardeland, Lebensbrot. Leipzig, Verlag von Max Koch.

2 M.

Ein tägliches Andachtsbuch von 404 Seiten für diesen billigen Preis, — das ist ein selten billiges Angebot! Dabei bietet jede Seite dem evangelischen Christen gebiegene Christauslegung auf dem Boden des biblischen Heilsglaubens. Die Sprache ist leicht verständlich; die Gedanken gut entwickelt; der Geist des Glaubens und des Gebetes kommt zu Wort. Für einfache Menschen, die keine sensationellen Einfälle wollen, sondern — Lebensbrot — sehr empfehlenswert. —

Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken von J. von Dorneth.
2. vermehrte und verbesserte Auflage. Dörffling und Francke, Leipzig 1912.
Preis brosch. 5.50 M., geb. 6.50 M.

32 Millionen Lutheraner in Deutschland (die neueste Zählung ist noch nicht bekannt) und wieviele Erwachsene von ihnen haben wohl je ein Leben Luthers gelesen? Hier ist eine Arbeit, die auf der neuzeitlichen historischen Lutherausforschung beruht und die wir jedem dringend empfehlen, der einiges Interesse dem großen Reformator entgegenbringt. Wo es noch nicht ist, sollte es geweckt werden. Fangt bei den Konfirmanden an! — Urbanus Rhegius sagt: „Luther ist zu groß, als daß jeder Naseweis über ihn urteilen dürfte... Das Urteil fließt nicht aus der Liebe, sondern die Liebe fließt aus dem Urteil: Luther das auserwählte Rüstzeug des hl. Geistes, ein Theologus für die ganze Welt.“ Das ist auch heute noch wahr. — Soll etwas Mangelhaftes hervorgehoben werden, so sind es die häufigen Druckfehler. Es heißt: Transsubstantiation und nicht: Transsubstantation I. 13. Wer Deutsch schreibt, sagt heute auch nicht mehr: Missionär, sondern Missionar III. 85 usw.
S. R.

Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht. Ein Jahrgang Predigten.
Von Dr. Oskar Pant, Superintendent und Pfarrer zu St. Thomä zu Leipzig. Zweite durchgesehene Auflage. Richard Mühlmanns Verlag, Halle 1912. Preis brosch. 8 M., geb. 9 M.

Aus Anlaß des 25jährigen Amtsjubiläums hat Dr. Pant vorliegenden Jahrgang Predigten zum erstenmal erscheinen lassen. Eine zweite Auflage ist schon nach kaum drei Jahren nötig geworden. Der Verfasser steht am Abschluß seines Lebens, und was wir hier von ihm bekommen, ist so klar, edel und fein, abgemogen und durchdacht, fern von aller jugendlichen Geziertheit und übersprudelnden Lebendigkeit, alles in sich wahr und abgeschlossen, daß wir gerne dieses Predigtbuch in vieler Hände wüßten, namentlich auch in den Händen der Theologen. — Ein stolzer Philosoph hat bekannt: „Unser Denksystem ist im Grunde nichts als die Geschichte unseres Herzens und Gewissens.“ In ganz anderem Sinne wird hier die Geschichte des Herzens und Gewissens geschrieben. Wer aus der Wahrheit ist, sagt dazu: ja. Aber dann leuchtet auch das von Liebe brennende Herz Gottes auf und das Evangelium bezeugt sich am Menschen, daß er freudig bekennet: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht.“
S. R.

Karl Krauß, Ist Rauchen eine Lebenshemmung? Jugendbund-Buchhandlung, Friedrichshagen. 50 S.

Obchon ich mit mancher Behauptung und Verallgemeinerung nicht einverstanden bin, ist das Büchlein doch dazu geeignet, einem jungen Menschen die Lust zum Rauchen zu benehmen. Mütter, die nichts gräßlicher finden, als daß ihre Söhne rauchen, sollen sich diese Waffe nicht entgehen lassen! —

P. v. Zimmermann, Was wir der Reformation zu danken haben.
7. Aufl. Heilbronn, E. Salzer.

Diese Schrift eines Wiener Pfarrers hat in der „Los von Rom-Bewegung“ eine große Rolle gespielt. Sie redet begeistert und begeisternd von den Segnungen der Reformation und sollte gerade jetzt, nach den unerhörten päpstlichen Schmähungen in Massen verbreitet werden.

J. Menzi, *Auf hoher Alp allein mit Gott*, poetische Erinnerung an frohe Wandertage. Basel, Selbstverlag, Rufacherstr. 88. Preis 20 S.

Ein Heft Gedichte, die eine religiöse Stimmung wiedergeben, wie sie einem in den Alpen kommen kann, wenn man dichtet. —

Dr. G. Fischer, *Freude und Kraft*. 10 Predigten. Leipzig, Paul Eger.

Ein Buch besonders für den gebildeten modernen Menschen, der eine befriedigende Welt- und Lebensanschauung sucht und stark und froh werden möchte. Er findet seine Rechnung beim alten Evangelium, das ihm hier im modernen Kleide begegnet und ihm bietet, was er von Kultur und Technik, von Materialismus und Nießsche vergebens erwartet: innere Befriedigung, Freude und Kraft.

Ein Frauenleben, Erzählung von Johannes Hasler, G. F. Spitteleers Verlag, Basel 1909.

Herzerfrischend geschrieben! Voll reiner Liebe zum Heiland, fein und sinnig vom ersten bis zum letzten Blatt! Sehr empfehlenswert für unsere Frauen und Töchter. M. D.

G. Schreiner, *Briefe aus Männedorf*. Stuttgart, Buchhandlung des Deutschen Philadelphia-Vereins.

Diese Nachklänge aus Vater Zeller's Bibelfunden werden allen Freunden Männedorfs recht willkommen sein.

Quittung

Seit der letzten Veröffentlichung in der Aprilnummer gingen bis zum heutigen Tage für die Ausfäbigenshle in Furulia und Salur abermals folgende Gaben ein, die mit herzlichem Dank quittiert werden: E. B., Nürnberg 4 M.; Sch., Mülhausen 10; N. N. 5; N. N., Dresden 1; Fr. P. L., Dresden 6; J., Lufstadt 5; M. v. L., Reddman (Ostpreußen) 10. Zusammen 41 M.

Rastatt, den 18. Mai 1912.

Gans Kelller, Divisionspfarrer.

Reiseplan

Wahrscheinlich im August einige

18.—22. November Freiburg i. Br.

Wochen Schweigenalp.

24.—29. November Heidelberg.

19.—29. September Schwelm.

Dezember Wandsbeck, Januar Ver-

lin, 13.—18. Oktober Osnabrück.

lin, Februar Münster i. W. und

20.—22. Oktober Gildesheim.

Barmen.

1. Tim. 2, 1—4.

3.—10. November Telle.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor E. Kelller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 11

August 1912

10. Jahrgang

Klein-Manny betet

Klein-Manny betet.

Leise kniet sie nieder

Und faltet ihre kleinen Händchen:

Vertraut sich Jesus ganz für diese Nacht

Und will ihm ganz ihr kleines Herzchen

schenken.

Sie betet auch für Vater und für Mutti

Und für den Ulli und den Fritzi,

— Da denkt sie auch an Ullis großen

Freund:

„Heiland, er wollte heute gar nicht essen,

Als ich ihm was von meinem Brötchen

gab.

Was nußt ihm denn das liebe Brot,

Wenn er nicht Hunger darnach hat?

Heiland, mach' du ihn hungrig!

Und schütze auch den Onkel

— und — die — Tante —“

Da fallen schon die Kleinen Auglein zu.

Rasch hebt der Ulli, der dabei gefessen,

Sein kleines Schwesterchen hinein ins

Bett

Und deckt es sorglich zu.

Er streichelt leise ihm noch mal das Haar,

Macht dann die Lampe aus

Und geht auf Bebenspihen aus dem

Zimmer.

Er setzt sich hin und liest in seiner Bibel,

Doch Mannys Beten zieht ihm durch den

Sinn.

Er kann es nicht vergessen,

Daß sie um Hunger betete für Walter.

Da findet er im Amos 8, Vers 11,

Von einem andern Hunger was ge-

schrieben:

Vom Hunger nach dem Wort des Herrn.

Und plötzlich hat er's Schwesterchen ver-

standen

Und betet auch: „Ach Herr, mach du ihn

hungrig!

Was nußt ihm denn das Brot des Lebens

Und all das Gute, das er bei dir findet,

Wenn er nicht Hunger darnach hat?

Mach' uns doch alle hungrig!

Auch mich und Fritzi!

Daß wir aus deiner Lebensquelle satt

uns trinken.“

Parfival.



Suggestion, Hypnose und Christentum

„Die größte Kraft des Körpers ist die Seele, —
die größte Kraft der Seele ist Gott.“

Bedarf eine Behandlung dieses Themas durch einen Laien, wie ich in diesem Fall einer bin, nicht einer Entschuldigung? Gewiß! Die berufensten Berichterstatter wären hier gläubige Ärzte, die sich fachmännisch gerade mit diesem Gebiet beschäftigt hätten. Da ich aber über keinen solchen Stab von Mitarbeitern verfüge, drängt es mich selbst, etwas darüber zu sagen. Auf der einen Seite treffe ich immer wieder gläubige Christen in meinen Sprechstunden, die von diesen Dingen nichts wissen und mit einer Art von Entsetzen, Suggestion und Hypnose für Teufelswerk erklären, — jedenfalls sich nicht mit diesen Mitteln behandeln lassen wollen. Auf der andern Seite fallen sie selbst Deuten zum Opfer, die um die Ausübung gerade dieser Methoden den Mantel frommer Etiketten hängen. Man denke nur an die Pfingstbewegung oder manche Formen mancher „Gebetsheiligen“, die in Wirklichkeit gar keine sind. Dann aber muß ich auch an die oberflächliche Art denken, wie manche Ungläubige den Erscheinungen des Christentums gegenüber mit diesen Worten umspringen! Da muß jedes innere Erlebnis des Christen sich „Autosuggestion“ schelten lassen, und die Wunder des Neuen Testaments werden mit „Suggestion“ abgetan, oder die Befehreungen bei einer großen Erweckung gelten für „Massenhypnose“! Diese kurzen Vorbemerkungen scheinen mir den bescheidenen Versuch, etwas Aufklärung über die bewegten Gebiete in christliche Kreise zu bringen, hinreichend zu rechtfertigen. Bei dem Riesenumfang dieser Fragen werde ich mich hier natürlich nur auf das Notwendigste beschränken.

Suggestieren heißt, jemand so beeinflussen, daß er nicht nur mit seinem Willen in gewisser Hinsicht dem fremden Willen gehorcht, sondern auch Sinnesindrücke zu erhalten meint, die keinem Reiz von außen entsprechen. Seine Seele scheint dem Fremden zu gehorchen, wie ein Instrument dem Künstler, und durch die also beherrschte Seele können

Einflüsse auf den Körper ausgeübt werden, die den Laien in Erstaunen versetzen.

Autosuggestion würde dann heißen: Der Mensch bildet sich selbst (einerlei unter welchem Anlaß) ein, Nervenreize zu empfangen, denen kein äußerer Vorgang entspricht. Unter einer Art Suggestion von Farbe, Wärme, Musik oder ähnlichem handeln wir alle oft unbewußt, d. h., ohne daß wir uns über die Einzelursache ganz klar geworden sind. Aber das entspricht doch dann stets einem wirklich von außen empfangenen und uns durch die Sinne und Nerven vermittelten Reiz. Bei der Autosuggestion fällt diese äußere Veranlassung fort. Man denke an manche sehr lebhafte Traumbilder, für die wir keinen äußeren Reiz nachweisen können. Die von der Kontrolle des Bewußtseins befreite, führerlose Maschine macht die tollsten Sprünge! Bei wachen Menschen nennt man solche krankhafte Vorstellungen Hallucinationen. Aber auch ganz gesunde Menschen können das Opfer ihrer Autosuggestion werden. Da tritt jemand zur späten Herbstzeit in ein fremdes Haus ein, und man läßt ihn in einem Zimmer einige Augenblicke warten. Der Kachelofen erweckt in ihm den Gedanken: Hier haben sie schon geheizt! und unwillkürlich tritt er näher heran, um seine Hände zu wärmen. Legt er aber die Hände wirklich an den Ofen, fährt er erstaunt zurück: denn derselbe ist eiskalt und seit einem halben Jahr noch nie geheizt. Oder wir fühlen eine auf dem Tische stehende neue Lampe an und geben uns dem seelisch hervorgerufenen Eindruck hin, etwas Öliges angefaßt zu haben, während wir doch später uns überzeugen müssen, daß diese Lampe noch nie mit Öl in Berührung gekommen ist.

Eine kranke Dame bildete sich ein, im Schlaf ihr künstliches Gebiß verschluckt zu haben. Jetzt litt sie unter Schmerzen im Halse und dem Magen und kann den verlegen dastehenden jungen Arzt nicht begreifen, der bei einer Untersuchung noch nicht klar über ihre Not ist. Plötzlich bückt sich ihre dabeistehende Zofe und hebt das verlorene Gebiß auf, das zwischen Bett und Nachttischchen gefallen war. Damit waren die Schmerzen der Autosuggestion beseitigt. — Oder ein Professor erzählt: er habe einen Arbeiter zu behandeln gehabt, der an Zungenlähmung litt. Diesem erklärt er zuerst, wie er ihn jetzt nach seiner Erfindung mit einem vorzüglich wirkenden, elektrischen Apparat unfehlbar heilen werde. Vorher wollte er aber noch die Temperatur an der Zungenwurzel messen und führt zu dem Zwecke einen gewöhnlichen Fieberthermometer ein. Wie erstaunt der Arzt, als der Kranke nach zehn Minuten, als das Instru-

ment entfernt wird, strahlend ihn ansieht und mit lauter Stimme sprechen kann! Er hatte den Thermometer für den Apparat gehalten und war geheilt! Das ist Autosuggestion.

Wie kommt man nun dazu, die religiösen Wirkungen des Gebets oder des Glaubens einfach auf „Autosuggestion“ zurückzuführen? Hier sind doch keine leiblichen Vorgänge, sondern innere Erfahrungen zu beobachten, deren Kraftwirkung im sittlichen Leben erprobt werden können. Der Trunkenbold, der jahrelang an seinem Laster litt und viele vergebliche, verzweifelte Anstrengungen, — wenn man will von Autosuggestion — gemacht hat, befehrt sich zu Jesus und wird jetzt durch Glauben und Gebet von seinem Elend dauernd befreit. Der Menschenfresser der Südsee hatte aus falschen religiösen und animistischen Vorstellungen, die ihm durch seine Umgebung und Jahrtausende alter Vererbung in Fleisch und Blut übergegangen waren, von Jugend auf dem Kannibalismus gehuldigt. Seit er sich zu Jesus befehrt hat, ist diese ganze Sache ein für allemal unmöglich geworden, und bald empfindet er denselben Abscheu dagegen wie sein Missionar. Sobald mächtige sittliche Wirkungen ähnlicher Art zutage treten, fällt jede Berechtigung, von Autosuggestion zu reden, hin. — Etwas anders mag es mit manchen schwärmerischen, unnüchternen Gefühlen hysterischer Personen bestellt sein, die sich einbilden, himmlische Erscheinungen erlebt zu haben. Das wirkliche Christentum hat damit nichts zu tun. Paulus ist nicht durch Autosuggestion aus einem glühenden Verfolger zum besonnensten und bedeutendsten Apologeten Jesu geworden!

Suggestion, die durch andere auf unsern Willen, unsere Vorstellungswelt oder vermeintliche Sinnesindrücke ausgeübt wird, hat dagegen ein ungeheures Gebiet, und da müssen wir vorsichtig sein, sie so ohne weiteres für christliche Eindrücke abzulehnen. Was ist da nicht alles wirkliche Suggestion! Es wird bei der Erziehung, dem Kunstgenuß, der Wirkung der Predigt, dem Einfluß bedeutender Staatsmänner, Heerführer und Redner sehr viel einfach auf Suggestion zurückzuführen sein. Ein amerikanischer Psychologieprofessor, Sidi, hat seinen kleinen Jungen, wie er berichtet, vom ersten Monat an, suggestiv beeinflusst und seine ganze Entwicklung ungeheuer gesteigert. Mit zwei Jahren konnte der kleine Sidi lesen, mit sieben Jahren machte er die Matura und mit elf Jahren bestand er das Staatsschlußexamen auf der Universität! Wenn das auch in Amerika etwas anderes bedeutet als in Deutschland, so ist das unerhört. Das ist Unfug in meinen Augen, und gerade, weil Eltern und Erzieher auf die wachsweiße bildsame

Seele des Kindes einen ungeheuren suggestiven Einfluß haben, möchte man hier mit großem Ernst an Jesu Drohwort erinnern: „Wer dieser Kleinen einen ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er im Meer ersäuft würde, wo es am tiefsten ist...“

Auf der andern Seite läßt sich der heilsame Einfluß der Suggestion zum Guten nicht leugnen. Wieviel verdankt die Geschichte der Menschheit nicht solchen Männern, die auf den verschiedensten Gebieten ihre natürliche suggestive Gabe in den Dienst einer hohen Idee, der Tugend oder des Christentums gestellt haben und damit Tausende zu neuem Aufschwung und großen Taten mitfortgerissen haben. Man denke an die Kreuzzüge, die Reformation, die deutsche Volkserhebung 1813 und 1870, den amerikanischen Sklavenkrieg, die Mission unter den Heiden und vieles andere. Nur, wo da ein Mißbrauch eintritt oder das Ziel falsch war, wie bei Revolutionen und sektiererischen Treibereien der Seelen, wird die Himmelsgabe zum Fluch. Wir sollten, wenn wir in uns solche Gabe merken, auf andere zu wirken, unserer um so größeren Verantwortung uns bewußt bleiben und uns davor hüten, sie zu selbstischen Zwecken zu benutzen oder Gefühle in andern zu wecken, die doch nachher schnell verpuffen. Was aber zur heilsamen religiösen Beeinflussung des Willens anderer dient, daß sie sich zusammenreißen und im sittlichen Leben über sich hinauskommen, das soll man nicht verächtlich mit „Suggestion“ als einem Schimpfwort abtun wollen. Es sind natürliche Kräfte und Vorgänge, die sich oft beobachten lassen, aber eigentlich ist damit noch herzlich wenig erklärt. Solch ein Wort ist nur, wie auch das Wort „Naturgesetz“, eine Deklaration an einem Frachtstück. Die eigentliche wirkende Ursache und das Wesen der lebendigen Kraft sind nicht aufgehehlt.

Auf körperlichem Gebiet spielt nun die Suggestion in der medizinischen Wissenschaft eine viel größere Rolle, als der Laie sich gewöhnlich klar macht. Zwei Ärzte, die gleichviel Wissen und Geschick haben, werden in der Praxis sehr verschiedene Erfolge haben, wenn der eine suggestive Begabung hat und der andere nicht. Das selbstbewußte, sichere Auftreten des einen schafft ihm schon einen ungeheuren Einfluß auf die Seele der Kranken und kann deren Kräfte und Regungen zum Heilungsprozeß mobil machen, während mangelndes Vertrauen zum Arzt die beste Behandlung erschwert und stört. Außerdem können an Wunder streifende Vorgänge durch Suggestion erzielt werden, die den ungeheuren Einfluß des Geistes auf den Körper anschaulich machen. Ein herkulisch gebauter Arbeiter läßt sich einen kleinen Abszeß im

Munde öffnen. Da sein muskulöser Arm entblößt ist, faßt der Professor ihn am Handgelenk und sagt zu den Studenten: „Jetzt will ich Ihnen ein Beispiel von psychischer Lähmung vorführen!“ Zum Arbeiter gewandt, sagt er, während er den Arm festhält: „Seit wann ist denn Ihr rechter Arm gelähmt?“ „Gelähmt?“ fragt der Mann ungläubig lächelnd zurück. „Vor einer Stunde schlug ich noch mit dem großen Buschlaghammer drauf los. Keine Spur von Lähmung.“ „Ich muß das besser wissen als Sie,“ antwortet der Professor ernst. „Ihr rechter Arm ist gelähmt. Ich werde ihn jetzt an der Hand hochheben, und wenn ich loslasse, fällt er steif, wie Holz, herab und Sie können ihn nicht heben.“ Er tut's, und der Arm ist gelähmt. „Aber, Herr Professor,“ jammert der Arbeiter. „Ich habe fünf Kinder und muß Brot verdienen.“ „Seien Sie ruhig. Ich komme für den Schaden auf. Wenn Sie morgen um diese Zeit herkommen, heile ich den Arm in einer Sekunde auf dieselbe Weise.“ Und so geschah es.

Welch ein Feld für Kurfuscher und Betrüger, wenn sie dergleichen Kraft mißbrauchen! Wieviel Heilungen in Lourdes, bei der sogenannten „christlichen Wissenschaft“ und der modernen Pfingstbewegung sind nur auf solche Suggestion zurückzuführen! Wie leicht sind dann einfältige Gemüter verwirrt und meinen, daß hier dämonische oder göttliche Wunder geschehen. Wieviel Mißbrauch mag damit schon unter dem Namen „Gebetsheilung“ getrieben worden sein! Ähnlich lassen sich die Deute optische oder akustische Täuschungen einreden, so daß sie zuletzt imstande sind, als Zeugen vor Gericht die objektive Unwahrheit zu beschwören, weil sie subjektiv vom Gegenteil überzeugt waren. Darum gilt es, Vorsicht zu üben und Kontrolle anzuwenden, ehe man solchen fremden Einflüssen nach irgendeiner Richtung nachgibt. Wer sich selbst in der Zucht hält, wird sich nicht dergleichen fremder Führung hingeben und mißtrauisch gegen jede Beeinflussung von außen werden, bis nicht der gute Sinn derselben offenkundig zutage getreten ist.

Die „Hypnose“ geht nun noch einen Schritt weiter. Wie bekannt ist, versetzt der Hypnotiseur sein Opfer in einen schlafähnlichen Zustand, darin der Wille ausgeschaltet und durch den Befehl des Hypnotiseurs ersetzt zu sein scheint. In solchem Zustande werden nicht nur manchmal die sinnlosesten Aufgaben gestellt und gelöst, sondern es scheinen die Einflüsse der Seele auf den Körper ins Ungemessene gesteigert zu werden. Mag, was die Schlafbefehle anlangt, welche Handlungen des Schlafenden hervorrufen, auch mancher Mißbrauch getrieben worden sein (so daß ohne polizeiliche oder ärztliche Kontrolle keine hypnotischen

Experimente von jedem Charlatan vorgenommen werden dürften!), so möchte ich doch nach den Aussagen von Fachmännern die im Volke herrschende Ansicht etwas korrigieren. Es steht nicht so, als ob man einen Ehrenmann in der Hypnose zu jedem scheußlichen Kriminalverbrechen und jedes ganz keusche junge Mädchen zu Schamlosigkeiten zwingen kann. Rein, es gibt gerade im Fall der recht gelungenen Ausschaltung des eigenen Geistes eine instinktive Schutzleitung des Menschen selbst, so daß er nicht zu Handlungen gebracht werden kann, die ihm das Leben kosten oder auch nicht zu Vorstellungen, die er nie vorher schon gehabt hat. Die Narose ist dafür auch ein Beispiel. Was reden nicht manche Chloroformierte für schändliches Zeug während der Narose! Davon gilt aber auch Schillers Wort: „Der Wein erfindet nichts, — er spricht's nur aus.“

Hat man es mit einem zuverlässigen Arzte zu tun, so wüßte ich nicht, weshalb man nicht in solchen Fällen, wo die sonstige medizinische Kunst versagt, sich hypnotisch behandeln lassen soll. Das Gebiet ist noch verhältnismäßig neu und die Grenzen der Möglichkeit noch nicht genau abgesteckt. Aber das, was man hier wissenschaftlich festgestellt hat, ist verblüffend genug für den Laien. Besonders interessant waren mir die Mitteilungen des berühmten Wiener Klinikers, Prof. Krafft-Ebing. Er sagte z. B. dem in der Hypnose Befindlichen: „Jetzt werde ich Ihnen mit einem glühenden Eisen ein S auf die entblößte rechte Schulter brennen.“ Dann ließ er die Studenten den Bleistift, den er in Eiswasser getaucht hatte, anfühlen und zog mit dem kalten Blei auf der Haut die betreffende Linie. Der Kranke stöhnte auf, die Haut rötete sich und in wenig Minuten erschien das S wie eine Brandwunde. Umgekehrt machte er es mit einem wirklich glühenden Stift, und die Haut veränderte sich nicht, weil der Kranke überzeugt war, daß es ein kaltes Eisen sei. Hier liegt der Schlüssel für manche Zauberkünstler-Streiche der Fakire und Derwische im Morgenlande.

Für den Theologen noch interessanter ist ein anderes Vorgehen Krafft-Ebings. Bis vor kurzem meinte man im Namen der nüchternen Wissenschaft die Stigmatisationen des heiligen Franziskus von Assisi und nach ihm mancher Nonnen und Mönche als Schwindel abtun zu müssen. („Stigmata“, Malzeichen, falsch verstanden aus Gal. 6, 17 nennt man Wunden in Händen und Füßen, die an die Nagelmale Christi erinnern. Paulus verstand darunter die Leiden um Christi willen, die ihm wie ein Brandzeichen des Herdenbesizers dem Schafe, eingebrannt seien!) Nun darf das im Namen der Wissenschaft nicht

mehr so schlankweg behauptet werden. Denn Krafft-Ebing hat frommen, hysterischen Mädchen in der Hypnose befohlen: „Morgen werden Sie aufwachen mit den Nägelmalen Christi in Händen und Füßen!“ — und trotz der schärfsten Kontrolle gegen irgendwelche Nachhilfe entstanden diese Wunden allein durch den Einfluß des Geistes auf den Körper!

Dem Laien erscheinen solche Vorgänge unheimlich, und doch sind sie weder Teufelswerk noch Zauberei, sondern Auswirkungen natürlicher Kräfte, auch wenn noch nicht das letzte Wort der Wissenschaft in diesen Fragen gesprochen ist. Da man aber in der Hypnose auch heilsame Wirkungen auf Schlaflosigkeit, Verdauung, Störungen des Seelen- und Nervenlebens, fixe Ideen und sittliche Fehler hat beobachten können, erwarten wir noch viel von diesen Arbeitsmethoden. Auf der andern Seite weckt dergleichen in uns das Bewußtsein der Verantwortlichkeit! Gibt es solchen „Willen zur Macht“, zur Überwindung von krankhaften Gefühlen und Schwächezuständen, warum sollen wir die Selbstbewirtschaftung unseres Organismus nicht in die Hand nehmen — auch ohne Hypnose? Ist es dem fremden Willen in der Hypnose möglich, dergestalt auf unser Unterbewußtsein und verborgene Seelenkräfte einzuwirken, warum bieten wir Christen nicht unser durch Glauben und Gebet gestärktes Oberbewußtsein selbst auf, um nach dem Kantischen Rezept: „vieler krankhafter Gefühle Meister“ zu werden? Wie Diät und naturgemäße Behandlung dem Körper schon über manches hinweghelfen kann, so gibt es auch eine Diät der Seele und eine Kultur der leiblichen Vorgänge durch Aufbietung des Geistes, der in uns ist. Keuschheit, Zucht, Selbstkontrolle, Schärfung unseres Erkenntnisvermögens, Hingabe unseres Willens an Christus können die Mahnung des Apostels Röm. 12, 1 buchstäblich wahr machen: „begebet eure Leiber zum Opfer!“ Von wie manchen Schmerzen an Hand und Fuß kann man so energisch wegdenken, daß die Störungen sich wohl langsam zur Gesundheit entwickelten, aber der Schmerz hörte momentan auf. Das andere Ende des Nerven im Gehirn ward anderweitig besetzt, so daß das Schmerztelegramm von dem Krankheitsherde nicht mehr ins Bewußtsein treten konnte. Die dauernde Gegenwart Christi, deren Realität und Wirksamkeit wir im Glauben beanspruchen können, offenbart sich nicht nur in sittlichen Siegen, sondern auch in der Beherrschung von manchen leiblichen und nervösen Schwächezuständen aufs deutlichste. Der Mißbrauch, den schwärmerische Fanatiker auf diesem Gebiet getrieben haben, hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Hier liegen Auf-

gaben, an deren Lösung die ernstesten Christen mitzuarbeiten haben, damit nicht kräftige Irrtümer der Verführung sie mitfortreißen. Unser Leib ist ein Tempel des heiligen Geistes — und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr! Soll das der Charakter des tausendjährigen Reiches sein, daß die Geisteswirkung Jesu, wie bei ihm selbst, durch Staub und Stoff dringen und alle Lebensbeziehungen auf Erden durchleuchten wird, dann muß es vorher schon eine Brautgemeinde Jesu geben, die sich auch mit ihrem Leibesleben seinem Geiste ergibt! Es fängt hier an zu tagen und eine große Zukunft klopft an unsere Tore! Möge sie uns wach und nüchtern auf dem Plane finden! *)

*) Über die andern hierher gehörigen Gebiete „Spiritismus“ und „Deffessenheit“ hoffe ich im nächsten Jahrgang einen Artikel bringen zu dürfen.



Wie eine Mutter

Die ewige Liebe so zu dir spricht:

„Was ich dir tue, weißt du jetzt nicht.“

Dann hebt dein gesenktes Haupt sie lind

Und schaut dich an mit den Augen, den Klaren,

Vertröstend dich wie die Mutter ihr Kind:

„Du wirst es aber hernachmals erfahren.“

Stephanie v. Gogler.





Beharren!

Nicht 69 sondern 70 Mal.

Kein Ding ohne Parallele. Die Gegensätze berühren sich. Irgendwann kommen Tag und Nacht zusammen, irgendwo wohnen Wahrheit und Täuschung nahe beieinander. Blau sieht bei Lampenschein schwarz aus, und schwarz wird blendend hell unter der Weißglut des Lichts.

Auf die Beleuchtung kommt es an.

Relation ist der Wertmesser der Dinge. Die Stellung zu ihnen ist wichtiger als sie selber.

Was ich auf der einen Stufe Eigensinn nenne, ist auf der andern Beharrlichkeit. In beiden liegt Ausdauer, Kraftaufwand. Nur ist die Stromleitung in einem Fall mit einem unheilvollen, im andern mit einem zweckmäßig wirkenden Apparat verbunden.

Ausdauer! Immer noch einmal! Endloser Glaube, daß es gelingen muß. Glaube im Angesicht, schier endloser Verneinung! Denn nur an einer schier endlosen Verneinung kann sich ja ein endloser Glaube messen und beweisen.

Taberlan, der Held des 14. Jahrhunderts, wurde einst von einem Freunde gefragt, wie er zu seinen elementaren Erfolgen gekommen wäre und was die Ursache seiner Willenskraft sei, worauf er erwiderte:

„Durch eine große Niederlage in meinen jungen Jahren wurde ich aus einem mutigen Kämpfer ein verlassener, einsamer Flüchtling in den Bergen, der sein erfolgloses Leben beklagte. In meiner tiefen Niedergeschlagenheit fiel mein Blick endlich auf eine Ameise und folgte ihren Bewegungen. Allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß sie mit einem schweren Hindernis zu ringen hatte, denn sie fiel von einer Höhe, die sie erstrebte, immer wieder herab.

Interessiert trat ich näher und sah nun, wie sie sich bemühte, ein Weizenkorn in die Höhe zu zerren, — aber so oft sie auch den Versuch von neuem unternahm, immer wieder mißlang er.

In erwachender Bewunderung für die Energie dieses Tierchens zählte ich endlich die Anläufe, die es unermüdlich unternahm, und

meine Geduld im Zählen stählte sich an der Ausdauer der Ameise, zu arbeiten. Ich zählte 30, 40, 50, 60, und immer noch gab es kein Aufgeben und Verzichten bei dem kleinen Wesen. Endlich — wer hätte es noch glauben können — beim 70. Anlauf hatte die Ameise gesiegt, war sie auf der Höhe.

Die Freude ihres Sieges wurde die meine. Sie veranlaßte mich, diesen Wink Gottes auf mich zu beziehen und — aus dieser Methode ergaben sich alle meine Erfolge.“

Wirf dein Vertrauen und deinen Mut noch nicht beim 69. Mißerfolge weg!

Wilh. Müller.



„Mancher wandert ziellos durch die Welt, dem Strohhalme gleich, der auf den Wassern gleitet: er rudert nicht, er läßt sich treiben.“ (Seneca.) Das darf nicht sein, wir müssen resolut unser Leben in die Hand nehmen und — es Jesu übergeben! Dann geht's gegen die Strömung!

„Nichts kann mir Schaden bringen, als ich selbst! Nur das Leid, das ich großziehe, ist mein Begleiter; niemals bin ich wirklich unglücklich, außer durch meine eigenen Fehler.“
(St. Bernhard von Clairvaux.)

Der berühmte Pferdehändler Rarey hat die Erfahrung gemacht, daß ein böses Wort den Puls des Pferdes um zehn Schläge in der Minute beschleunigt. Und sind unsere Kinder nicht empfindsamer als Pferde? Oder unsere Diener? Oder Leute, die zu uns als ihren Führern aufsehen?

Die meisten Erdengüter gleichen einer Handvoll Dornen. Wenn man sie losse, vor sich hinhaltend, trägt, tun sie am wenigsten weh. Geizige sind Narren, die sich fest auf diese Handvoll Dornen setzen, damit sie ihnen niemand raubt. Dadurch werden sie doppelt gestochen!

„Es ist herrlich, gesund zu sein und die Gesundheitspraxis auszuüben ohne medizinische Kenntnisse, und wer das ist und tut, kann manchem andern mit gutem Rat dienen; gefährlich aber ist's, wenn er Doktoren und ein wenig Doktor spielen will, ohne Arzt zu sein. Ist es auf religiösem Gebiet anders?“

(Dr. S. Saleton.)



Gescheitert

Ein Lebensbild von M.

(Schluß.)

Ich darf das alles, was meinen alten Freund so schwer belastet, ruhig niederschreiben; denn seine Verschuldungen sind keineswegs ein Geheimnis geblieben. Immer mehrere von seinen früheren Freunden zogen sich von ihm zurück, und er selber wurde je länger je völliger zum bewußt einsamen Menschen. Auch in seiner eigenen Familie. Er kämpfte den Kampf, von welchem Paulus im 7. Kapitel des Römerbriefs schreibt; er kämpfte ihn ohne Helfer und mit geringem Erfolg. „Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Reibe dieses Todes?“

Sein Wesen war in der That gespalten. Wollen hatte er, aber Vollbringen des Guten fand er nicht. Mit seinem innwendigen Menschen hing er dem Gesetz Gottes an, aber das Gesetz der Sünde, das in seinen Gliedern war, nahm ihn immer und immer wieder gefangen. Wo war die Hand, die sich rettend nach ihm ausstreckte? Bei Menschen fand er weder Verständnis noch Hilfsbereitschaft, und mit dem überfeinen Empfinden, welches die Schuld und der Schmerz erzeugen, hütete er sich immer ängstlicher, irgend einem von denen, welche in leuchtendem Gewand ihren Weg dahinschritten, mit seinem befleckten Kleide zu nahe zu kommen. Aber weil doch der Mensch zum Menschen sich sehnt, suchte er hie und da im geheimen die Versammlungsorte des niedrigen Volkes, besonders der Matrosen auf, an deren freilich roher, aber doch ungeschminkter Naturwahrheit er sich erquickte. Auch das ist laut geworden und selbstverständlich auf das übelste verwendet.

Wenige Wochen vor seinem Tode sah ich meinen armen Freund, wie schon bemerkt, zum letztenmal. Er war lieb wie immer, schien sogar heiter. Von seinem Elend redeten wir nicht. Ich las einige Artikel, die er veröffentlicht hatte: fachmännische, die vorzüglich waren, und religiös-ethische, welche den feinen, edeln, frommen Sinn ausdrückten, der ihn in der That beseelte. —

Und dann fanden vorübergehende Arbeiter ihn eines Morgens in den Anlagen mit einer Schußwunde in der Brust. Es war ein Glück, daß er zu schlecht gezielt hatte. Er lebte noch elf Tage. Die Flut der Anlagen, welche sich noch einmal gegen den Versinkenden aufbäumte, rauschte an seinem Sterbelager vorüber, ohne daß er ihrer gewahr ward. So hätte es kommen müssen, sagten die gerechten Leute; sie hätten es vorausgesehen. Er habe nun selber das Siegel unter ihre wohlervogene Verurteilung gesetzt. Jetzt sei es für alle Welt ja offenbar geworden, was in ihm war. Der Todfranke sah diese Pharisäer nicht, die stolzen Herzens ihr: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!“ aussprachen; er sah auch nicht diesen oder jenen armen Böllner, der im Gefühl des eigenen Verderbens und der eigenen Gefahr mit Bittern sein: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ betete. Er befand sich überhaupt nicht im erhabenen Tempel, er lag zerknirscht am Boden in der Vorhalle der Büßenden. Doch konnte er glauben. Er hat seinen Irrweg bekannt, seine Tat, die in Verfinsterung geschah, bereut und Gottes Barmherzigkeit, die ihn nie verlassen hatte, gegen alle Verdammung von Menschen getrost und zübersichtlich ergriffen. In völligem Frieden ist er entschlafen.

Die große Welt hat das nicht erfahren. Für sie blieb er der jammervoll Gescheiterte. Aber die ihm und der Familie näher standen, wissen, daß die ewige Liebe die edle Ladung dieses gebrochenen Fahrzeuges rettend geborgen hat. Gott ist größer als das Herz der Menschen und weiß alle Dinge. Welch ein Trost! Welch eine Mahnung! —

Als ich die mich auf das tiefste erschütternde Todesnachricht erhielt, brauste ein gewaltiger Herbststurm über das Land. Es war das Bild meines Innern. Es schien mir, wie wenn ich niemals wieder Ruhe finden könnte. Ich wußte damals noch nicht, mit welchem Frieden mein armer Freund gestorben war, wie einer, der glücklich ist, aus langem Irren endlich in die Heimat zu gelangen. Ich wußte nur, daß er als ein von Gott Gerichteter aufs neue maßlos verurteilt werden würde und daß dieses Urteil, so begründet es schien, doch falsch war. Wie ein Gellsehender erblickte ich den kümmerlichen Leichenzug, welcher eben an jenem Tage viele hundert Stunden von mir entfernt sich zu der Stätte derer, die von dieser Welt geschieden sind, bewegt hatte: die Frau, die Kinder, vielleicht noch ein paar gleichgültige Personen; aber dahinter in ihren sicheren Wohnungen, in ihren Beratungszimmern und bei den Bierischen die unabsehbar große, höhrende Menge! Die Nacht brach herein. Ich konnte nicht schlafen. Im bleichen Mondlicht flogen vom immer stärker

tobenden Sturme gepeitscht wie ein gehegtes Wild die Wolken vorüber. Es war wohl Mitternacht; da setzte für einen Augenblick der Wind aus und ich vernahm in der plötzlichen Stille vom nahen Turm den Ton der Glocke. Das war mir wie eine Himmelsbotschaft. Ohne Licht anzuzünden, im Schein des Mondes schrieb ich die nachstehenden Verse:

Vox populi. Vox dei.

Kalt pfeift der Wind, aufwirbelt das Laub.
Ich schritt zu der Stätte, wo Tod und wo Staub.
Hier haben sie ihn begraben.

Sein Leichenzug war ohne Sang, ohne Klang.
Ein Glöcklein nur erinnert im Sturme bang,
So haben sie ihn begraben.

Es war ein Herz so weich und so warm.
Es wurde ein Leben voll Schuld und voll Harm.
Nun haben sie ihn begraben.

Einst war er geehrt, nun ist er veracht'.
Einst schien ihm die Sonne, jetzt deckt ihn die Nacht.
Hier haben sie ihn begraben.

Kalt streicht der Föhn um das einsame Grab,
Er zerrt ihm den einzigen Kranz noch herab,
Mit dem sie ihn haben begraben.

O, Vater, rette dein armes Kind!
So fleht' ich voll Jammer. Da stockte der Wind:
Vom Turm her klang leise die Glocke. — —

Und nun stelle ich mich im Geist noch einmal an das stille Grab an der eisenumspunnenen Mauer, das ich als ein bejahrter Mann und mit dem Tod im Herzen vor wenigen Tagen verließ. Es ist alles, alles wahr: die ausgebreiteten Arme des Gekreuzigten und der Spruch, der darunter steht: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.“ Es ist alles, alles wahr. Es gibt eine Liebe, die größer ist, als wir begreifen können. Und sie wohnt doch auch als ein Abganz des Ewigen hie und da in einem Menschenherzen. Nur offener sollte sie den Einsamen und Gesunkenen sein. Das würde manches verhüten.





Die Stigmatisation bei Franz von Assisi

Von Hans Keller.

Vor längerer Zeit wurde einmal in der „Briefmappe des Evangelisten“ die Stigmatisation bei Franz von Assisi erwähnt. Jene Frage soll die Veranlassung sein, die Leser etwas näher mit diesem merkwürdigen Ereignis im Leben des Heiligen bekannt zu machen. Stigma ist ein griechisches Wort und bezeichnet ursprünglich einen mit einem spitzen Werkzeug gemachten Stich, weiterhin bedeutet es überhaupt das Wundmal oder die Narbe. In der kirchlichen Sprache verstand man (Galater 6, 17: „Ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe“) allmählich unter Stigma immer die fünf Wundmale Jesu. Stigmatisation ist dann die Erscheinung dieser Wundmale des Herrn bei einem Menschen. Von Franziskus von Assisi wird nun behauptet, daß er diese Wundmale Jesu an seinem Leibe getragen habe. Ehe wir auf diese Stigmatisation eingehen, seien einige Bemerkungen über das Leben dieses Mannes vorausgeschickt.

Der eigentliche Name dieses späteren Heiligen war Giovanni Bernardone. Wegen seiner großen Fertigkeit im Französischen schon in jungen Jahren wurde ihm der Name Francesco (Kleiner Franzose) beigelegt, und merkwürdigerweise hat er diesen Beinamen behalten, der allmählich seinen eigentlichen Namen gänzlich verdrängte, so daß er nur unter dem Namen Franziskus bekannt ist. Er war der Sohn eines reichen Kaufmanns von Assisi und hat in seiner Jugend sein Leben genossen, wie es die andern reichen und leichtsinnigen Söhne der Stadt auch taten. Aus diesem oberflächlichen Genußleben riß ihn eine Krankheit heraus, und er suchte im militärischen Leben seinen ernstesten Beruf zu finden. Eine Vision aber zeigte ihm bald, daß Gottes Wille ihn zu anderen Dingen berufen habe. Alles Eigentum als Sünde wegwerfend, den Lebensunterhalt durch niedere Arbeiten sich erwerbend oder auch erbettelnd, so wollte er ein Leben im Sinne Jesu führen. Und in dieser Ansicht wurde er noch bestätigt durch ein merkwürdiges Erlebnis.

Sein Vater, der sich dieses zum Bagabunden herabgekommenen Sohnes schämte, verstieß ihn, alle seine Angehörigen und Freunde hatten ihn verlassen, niemand war mehr da, welcher ihm mit Rat und Tat beigestanden wäre. So gelangte er „gegen seinen Willen dahin, nicht mehr bei Menschen anzuklopfen, sondern im Gebet die göttliche Erleuchtung zu erlangen.“ Dazu suchte er sich die Kapelle in der Umgebung von Assisi heraus, welche ihm besonders lieb war; sie war dem heiligen Damian geweiht. Ein Hügel, der mit Olivenbäumen bestanden war, trug auf seinem Gipfel ein Dickicht von Pinien und Zypressen. Und dort oben völlig abgeschlossen und ungesehen von der Außenwelt lag die Kapelle. Sie hatte als einzigen Schmuck ein Kreuzifix, das den von blutenden Wunden zerfleischten Christus trug, so recht ein Bild der Schmerzen und der furchtbarsten Pein.

Hier versenkte sich Franziskus in Andacht und heißes Gebet, dessen Inhalt einer seiner Biographen folgendermaßen wiedergibt: „Großer, ruhmreicher Gott und du Herr Jesus, laßet, ich bitte euch, euer Licht in die Finsternis meines Geistes dringen. Laß dich finden, Herr Gott, damit ich in allen Dingen nur nach deinem heiligen Willen handle.“ Unter diesen Gebeten fühlte er deutlich, daß in seinem Inneren etwas Wunderbares vorging, während seine Augen wie gebannt an dem Manne der Schmerzen hingen. Eine der ältesten Biographien *) schreibt nach der Schilderung dieser Gebetsstunde: „Von dieser Stunde an war sein Herz verwundet und zerschmolzen beim Andenken des Leidens Jesu, so daß er immer, solange er lebte, die Wundmale des Herrn in seinem Herzen trug, wie nachmals offenbar wurde, als dieselben sich an seinem Körper erneuerten.“

Bald sammelten sich um diesen sonderbaren Heiligen gleichgesinnte Männer, welche sich zu einem Verein zusammenschlossen, für den Franziskus in Anlehnung an Jesu Aussendungsrede Matth. 10 eine Regel ausarbeitete und dieselbe vom Papst Innozenz III. bestätigen ließ. Von da an zog er mit seinen Anhängern, in grobe Kutte gehüllt, die von einem Strick zusammengehalten wurde, durchs Land und predigte Buße. Bezeichnend ist, daß mit dieser ersten Erneuerung des christlichen Lebens sofort das Missionsinteresse und der Missionseifer erwachte. Franziskus selbst zog 1219 zur Missionstätigkeit unter den Mohammedanern aus.

*) Biographie der „Tres socii“ (Drei Gefährten). Die drei Verfasser dieser 1246 im Kloster Greccio im Tale von Rieti vollendeten Biographie sind Leo, Angelo und Rufinus, welche Franziskus während der wichtigsten Jahre seines Lebens begleitet hatten.

Die Art und Weise dieser allerdings völlig fruchtlosen Missionsarbeit wird charakterisiert durch folgendes Erlebnis des heiligen Franziskus.

Während der Belagerung Damiettes durch die Kreuzfahrer suchte Franziskus das Christentum unter den Mohammedanern auszubreiten, indem er sich in das Lager des Sultans Kamel begab und ihn aufforderte, ein gewaltiges Feuer anzuzünden. Er wolle dann mit dem anwesenden mohammedanischen Priester in das Feuer hineingehen, und da sollte es sich erweisen, ob Gott größer sei oder Allah, je nachdem, welcher von beiden seinen Priester unversehrt das Feuer passieren ließe. Als sich bei diesen Worten der mohammedanische Priester heimlich aus dem Staube machte und nicht mehr zu finden war, erbot sich Franziskus, auch allein durch das Feuer zu gehen, wenn der Sultan ihm versprechen würde, sich mit seinem Volke zum Christentum zu bekehren, falls er unverletzt hindurchschreiten würde. Der Sultan wies dieses Anerbieten zurück, entließ aber den Heiligen unversehrt. Diese Missionsmethode der damaligen Zeit hat deshalb nur den einen Erfolg gehabt, daß die Zahl der Märtyrer wuchs; denn meist wurden diese übereifrigen Missionare nicht so glimpflich behandelt.

Während Franziskus seinen Missionseifer betätigte, verbreitete sich in Italien das Gerücht, er sei gestorben. Seine Anhänger, bisher durch die Autorität seiner Persönlichkeit im Gehorsam erhalten, begannen sich zu befehlen, und das ganze Werk schien gefährdet. Franziskus kehrte auf die Kunde davon zurück und mußte bald einsehen, daß eine solche große Schar Männer nicht nur durch Ideale zusammengehalten würden, sondern einer festgeschlossenen Organisation bedürften. So wurde denn aus diesem lockeren Verbands seiner Anhänger ein wirklicher Mönchsorden. 1221 berief Franziskus alle seine Brüder zu dem sogenannten Mattenkapitel, weil die Versammelten in Zelten aus Binsenmatten wohnten, bei welchem die vom Papste festgestellte Regel angenommen wurde. Gegen 3000 „Bettler“ hatten sich dazu eingefunden, und das umwohnende Volk versorgte freiwillig diese Brüder des Heiligen so reichlich mit Speise und Trank, daß man schließlich Einhalt gebieten mußte. Die Ordenslegenden haben diese Zahl auf 5000 erhöht, und statt des ganz natürlichen Vorgangs ihrer Ernährung wissen sie in Anlehnung an die Speisung der 5000 Mann durch Jesus (Matthäus 14) von einem ähnlichen Wunder des Ordensstifters zu berichten.

Es würde zu weit führen, auf die nähere Geschichte des Heiligen und seines Ordens einzugehen. Franziskus war wohl im Grunde von dieser Entwicklung seines Werkes in die Bahnen der päpstlichen Kirch-

lichkeit wenig erbaut und hat sich immer mehr zurückgezogen, zumal er durch sein Asketenleben mit zunehmender Kränklichkeit belastet war. So wenden wir uns denn jetzt dem eigentlichen Ziele unserer Ausführung zu, der Stigmatisation.

Franziskus, der sonst jedes Eigentum verschmähte, besaß doch ein Grundstück und zwar den Berg Alverno im Arnotale. Auf recht charakteristische Weise war er zu diesem Besitz gekommen. Mit seinem treuen Gefährten Leo war er einst auf einer Reise an einem Schloß vorbeigekommen, auf dem ein glänzendes Ritterfest gefeiert wurde. Franziskus sah es für einen Wink des Himmels an, dieser feiernden und ausgelassenen Rittergesellschaft Buße zu predigen. Er ging in das Schloß, erstieg eine Mauer, von der aus er weit verständlich war und predigte über den Gedanken, daß das Glück, das einen im Jenseits erwarte, so unbeschreiblich groß sei, daß jede Mühe und Entbehrung auf Erden nur eine Freude sei. Seine Predigt schlug ein, besonders ein Graf, namens Orlando, war so tief ergriffen, daß er die Festgesellschaft verließ und allein mit Franziskus über die alte Frage sprach: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?“ Zum Dank für das, was Franziskus ihm gegeben, wollte er ihm ein Geschenk machen, und da der Heilige nichts von irdischem Gut annahm, so wollte er ihm eine Stätte schenken, wo er ungestört von der Außenwelt seinen Andachtsübungen nachgehen könne. Der Graf Orlando charakterisierte diese Stätte, die fortan Franziskus gehören sollte, folgendermaßen: „Ich besitze in Toskana einen sehr abgelegenen, zur Andacht stimmenden Berg, der Alverno heißt und sehr geeignet ist für solche, die ein zurückgezogenes Leben führen wollen.“

Ein solches Geschenk glaubte Franziskus annehmen zu können. So begleiteten ihn 50 Ritter, zum Schutz vor wilden Tieren, dorthin und erstiegen mit ihm den Berg. Mit ihren Schwertern hieben sie oben Äste ab und Büsche und errichteten ihm so eine primitive Hütte. Damit hatte er Besitz von seinem Berge genommen. Dieser einsame Berg, auf dem kein Baum gefällt und kein Vogel gefangen werden durfte, wurde allmählich zu einem wahren Heiligtum und wie eine Reliquie geschützt. Papst Alexander IV. ging sogar soweit, jeden mit Exkommunikation zu bedrohen, der einen Baum des Alverno abhauen würde.

In diese Stille und Abgelegenheit hat sich Franziskus in der letzten Zeit, da die Ordensangelegenheiten ihn wenig erquickten, oft begeben zum Fasten und zu allerlei Andachtsübungen. Hier war es auch, wo er das Erlebnis der Stigmatisation gehabt haben soll. Nur von wenigen getreuen Gefährten begleitet, war er auf dem Alverno angekommen,

um 40 Tage lang zu Ehren des Erzengels Michael und der himmlischen Heerscharen zu fasten. Er war sehr matt und erschöpft und scheint innerlich die baldige Nähe seines Todes deutlich empfunden zu haben; die ganze Stimmung der kleinen Schar war auf den Tod gerichtet.

Sabatier charakterisiert in seinem Werk über Franziskus diese Stimmung folgendermaßen: „Noch an demselben Abend, da sie angekommen, gab er, auf einem Erdhügel sitzend, seinen Brüdern Vorschriften über den Aufenthalt auf dem Albarno. Schon die sanfte Stimmung in der Natur hatte die Herzen mit leiser Wehmut erfüllt. Bewegt lauschten sie der Stimme des Meisters, die sich den verlöschenden Glutten des Abendhimmels zu vermählen schien. Er sprach von seinem nahen Tode mit dem Schmerze des Arbeiters, den die abendlichen Schatten von der unvollendeten Arbeit heimrufen, mit dem Seufzer des Vaters, der um die Zukunft seiner Kinder bangt. Für sich selbst begehrt er nichts mehr als der Vorbereitung auf den Tod, dem Gebet und der stillen Betrachtung zu leben. Daher sein inniges Verlangen, vor jeder Störung sicher zu sein.“

Franziskus ließ sich abseits von der Kapelle, die hier gebaut worden war, und der Hütte seiner Gefährten im Waldesdunkel eine kleine Hütte aus Reisig aufrichten, um sich selbst der frommen Neugier seiner Brüder zu entziehen. Hier fastete er, betete und vertiefte sich in die Leidensgeschichte Jesu derart, daß sein ganzes Denken nur von diesem einen erfüllt war: Leiden und Kreuzestod Jesu. Es ist durchaus verständlich, wenn er in diesem Zustande Visionen hatte, in denen ihm Jesus als der Mann der Schmerzen entgegentrat. Unter dem Einfluß solcher Visionen vergaß er seine Kapelle und seine Hütte ganz und blieb mehrere Tage in einer einsamen Felsenhöhle, wo niemand ihn finden konnte. In diesen krankhaften Zustand — anders kann man es wohl kaum nennen — arbeitete er sich immer mehr hinein, je näher das Fest der Kreuzeshöhe, der 14. September, heranrückte. Immer eifriger wird sein Fasten und Beten, immer schwärmerischer sein Versenken in Jesu Leiden, so daß ein Biograph sagt: „In Liebesglut, in Mitgefühl ganz in Jesum aufgehend.“

Endlich war dieses Fest, das damals neu belebt durch die Kreuzzüge und Wallfahrten nach Jerusalem, mit großem Pomp und großer Begeisterung gefeiert wurde, da. Die letzte Nacht hat Franziskus wieder unter freiem Himmel im Gebet und im Mitempfinden von Jesu Kreuzesleiden zugebracht. Als die Sonne aufging und ihre warmen Strahlen seinen Körper, der durch die Kälte der Nacht erstarrt war, erwärmten

und neu belebten, da hatte er eine Vision. In der Sonne erblickte er eine merkwürdige Gestalt. „Ein Seraph mit ausgebreiteten Flügeln flog vom Horizont her auf den Betenden zu, den ein unbeschreibliches Bonnegefühls durchströmte. Im Mittelpunkt der Erscheinung erblickte Franziskus ein Kreuz, an welches der Seraph genagelt war.“ (Sabatier.) Die Biographien berichten dann weiter, daß er nach Verschwinden der Vision einen durchbohrenden Schmerz empfunden habe. Als er nach der Bedeutung dieses seltsamen Vorganges geforscht habe, da hätte er an seinem Körper die fünf Stigmen des Gekreuzigten entdeckt.

Bei der Eigenart dieses Erlebnisses ist es kein Wunder, daß bald die Malerei sich dieses Gegenstandes bemächtigte und bestrebt war, diesen Heiligen und seine so merkwürdige Verklärungsstunde bildlich zu veranschaulichen. Das älteste Bild, das ihn als Stigmatisierten darstellt, stammt von Bonaventura Berlinghieri aus dem Jahre 1235 und befindet sich im Franziskanerkloster zu Pescia. Franziskus mit den Stigmen Jesu und der Augenblick der Stigmatisation sind seitdem unendlich oft noch gemalt worden. Interessant ist es zu beobachten, wie sich die Darstellung im Laufe der Zeit entwickelt hat.

Ziemlich gleichartig ist die Darstellung der Gebirgslandschaft, in deren Mitte sich Franziskus im Gebet versunken befindet, unweit von seiner Kapelle oder Reishütte. Um das Bild zu beleben, fügen einige Maler noch einen Mönch hinzu, der in einigen Darstellungen von übernatürlichem Glanz geblendet seine Augen mit den Händen beschattet, in anderen von Grauen gepackt von dannen eilt. Mehr interessiert uns die Auffassung von Franziskus. Auf den ältesten Bildern schwebt über dem Betenden, der seine Hände zum Gebet gefaltet hält, der Seraph. Allmählich sehen wir eine Änderung um sich greifen. Immer mehr suchen die Künstler den eigentlichen Akt der Stigmatisation darzustellen, indem sie den Heiligen die Hände ausgebreitet gen Himmel strecken lassen und indem sie von Wundmalen des Seraphs Strahlen ausgehen lassen, welche eben die Übertragung der Wundmale andeuten sollen. Diese Entwicklung wird schließlich zum Abschluß gebracht durch ein Gemälde von Margaritone, auf dem vom Seraph fünf Strahlen ausgehen und zwar rote Blutstrahlen, welche die Hände, Füße und Seite des Franziskus treffen.

In der späteren Kunst sucht man das Erlebnis nicht durch die mechanische Übertragung der Strahlen zu erklären, sondern innerlicher aufzufassen. Da schwebt nicht mehr der Seraph herab, sondern der Himmel öffnet sich und vor dem Anblick des in weiten Himmelsfernen schwebenden Kreuzes sinkt Franziskus entweder überwältigt zu Boden, oder

aber es soll sich in seinen verklärten Zügen der Wundervorgang der Stigmatisation widerspiegeln.

Diese Stigmatisation des heiligen Franziskus von Assisi, welche von der katholischen Theologie immer als eine historische Tatsache behandelt wird, muß das Schicksal so mancher Überlieferung teilen, angezweifelt zu werden. Eine Reihe moderner evangelischer Historiker wollen sie in das Gebiet fabelhafter Legenden verweisen. Es würde natürlich über den Rahmen dieses Blattes hinausgehen, wollten wir uns in eine historische Untersuchung hier einlassen. Aber, wer unbefangen an die Quellen herantritt und sie durcharbeitet, der braucht wirklich nicht zu dem Ergebnis zu kommen, an der Glaubwürdigkeit dieser Überlieferung zweifeln zu müssen. Wenn wir also annehmen wollen, Franziskus habe tatsächlich bei seinem Tode die Stigmen Jesu an seinem Leibe getragen — wie sollen wir dann diese Stigmatisation uns erklären?

Ziemlich plump scheint doch die Annahme, daß sein treuester Gefährte Elias beim Tode des Franziskus diesem gewaltsam die Male beigebracht habe, um den Ordensstifter mit besonderem Heiligenschein zu umgeben. Da der Tod des Heiligen zu erwarten war, habe er Zeit gehabt, alles für diese Fälschung vorzubereiten. Die ärztliche Behandlung mit Feuer, deren Franziskus sich früher einmal habe unterziehen müssen, soll ihm als Beispiel gedient haben. Der Heilige hatte nämlich ein Leiden, das, sobald es auftrat, Erblindung mit sich brachte. Die Ärzte seines Jahrhunderts wußten diesem merkwürdigen Übel nur durch Berührung der Stirn mit einem weißglühenden Eisen beizukommen. Als damals das Eisen und glühende Kohlenbecken bereit standen, hatte Franziskus in seiner rührend kindlichen Weise sich mit folgenden Worten an das Feuer gewandt: „Bruder Feuer, der du schön unter allen Geschöpfen bist, sei mir in dieser Stunde gnädig. Du weißt, wie ich dich immer geliebt habe, sei mir heute gnädig.“ Nach dem Beispiel dieser Ärzte soll Elias mit glühendem Eisen der Leiche die Wundmale eingebrannt haben.

(Schluß folgt.)





Quittung vom Markus-Käßlein

Vom 2. Mai bis 7. Juni sind bei mir folgende Gaben und Opfer eingegangen: Basel: W. S. 50 Fr., D. L. 5 Fr., Martha-Stift 40.60 Fr., L. St. 50 Fr., W. M. 20 Fr. Riehen: Diaconissenhaus 42 Fr. u. 20 M. Bern: Pfr. J. 12 Fr., Lehrer E. R. 12 Fr., S. W. 10 Fr., L. 10 Fr. Zürich: E. B. 5 Fr., M. S. 5 Fr. Rilschberg b. Z.: 100 Fr. Aarburg: 10.50 Fr. Zofingen 6 Fr. Aurland: B. v. R. 3 Rubel. Berlin: E. G. 5 M., Schw. S. W. 5 M., A. R. 5 M., Frau W. 10 M. Karlsruhe: J. St. 20 M. Sulzburg 5 M. Schlesien: Pastor D. 3 M., N. N. 5 M., L. B. 5 M., Hauptmann G. 5 M., Major d. G. 5 M., Frau v. E. 10 M., W. v. M. 3 M. Neuwied: S. A. 50 M. Mecklenburg: Schw. S. u. A. 5 M. Westfalen: R. E. 3 M. Waiblingen: Gl. Ch. 100 Fr. Dessau: S. A. 5 M. Ost-Preußen: A. v. D. 10 M. Frankfurt: J. G. 5 M. Hamburg: E. B. 10 M. Wiesbaden: A. G. 4 Fr. Chemnitz: D. B. 7 Fr. Eilenburg: M. St. 5 M. Zittau: L. B. 5 M. Halle: 1.28 Fr. Leipzig: N. N. 1 M. Württemberg: N. N. 5 M. Oldenburg: L. S. 20 M. Bamberg: 6 Fr. Holstein: M. B. 10 M. Total: 496.38 Fr., 245 M., N. 3, von nicht ganz fünfzig Abonnenten. Manche der Geber haben sich auf Mathematik verlegt. Sie rechnen ausdrücklich damit, daß alle 9000 Abonnenten sich am Bau der Missionsstation Kumta beteiligen werden. Bei etlichen Gaben merkte ich, da fehlt es nicht am Willen, sondern am Können, und solche Gaben, wenn auch klein, sind mir doch groß. Auch bei einer oder zwei größeren Gaben war mir's, da hätte man gern noch tiefer gegriffen, aber es ging nicht mehr tiefer. Wo eine Adresse gegeben war, da antwortete ich mit Postkarte oder auch mit Brief. Aus Holstein ist m. Postkarte wieder zurückgekehrt. Etliche haben nicht nur Geld geschickt, sondern auch etliche Worte dazu. Für beides all den lieben Gebern meinen herzlichsten Dank. Das Markus-Käßlein ist zur Kasse geworden und zählt jetzt 3975 Franken. Ich brauche aber sechsmal soviel. Wenn der sechste Teil der Abonnenten im Verhältnis soviel tun will, was die bisherigen fünfzig getan, dann ist die Bausumme beisammen.

Basel, Buchenstr. 30, 7. Juni 1912.

Erz. Lutz, Missionar.

Zweite Quittung vom Markus-Käßlein.

Vom 8. bis 25. Juni habe ich folgende Gaben erhalten: Basel: S. G. 20 Fr., S. L. 20 Fr. Riehen: L. v. W. 5 Fr. Bern: D. L. 3 Fr. Wülach: J. B. 5 Fr. Lausanne: 25 Fr. u. 2 Fr. St. G.: durch Miss. J. 25 Fr. Zürich: J. U. 20 Fr. Berlin: Frau v. G. 12.34 Fr., Geschw. D. 10 M., L. D. 3 M. Hamburg: S. u.

E. 30 M. Leipzig: G. G. 10 M. Königsberg: G. B. 10 M. München: M. G.
 6 Fr., G. R. 12 Fr. Breslau: G. R. 2.39 Fr. Dresden: G. B. 10 M. Rissingen:
 M. R. 10 Fr. Hildesheim: M. G. 12 Fr. Durlach: A. G. 11.04 Fr. Kr. Treb-
 niz: v. Sch. 10 M. Mitau: Gr. M. R. 12 Fr. Pfalz: 3 Fr. Total 205.77 Fr.,
 96 M. Überdies durch Herrn Pastor Keller 600 M. — Auch für diese Gaben
 meinen herzlichsten Dank. Von meinen Postkarten ist wieder eine zurück-
 gegeben, ohne die Adresse gefunden zu haben (A. R., Berlin). War in letzter
 Zeit viel fort zu Missions-Versammlungen. So konnte ich noch nicht allen
 Gebern persönlich danken. Habe aber im Sinn, es noch zu tun, soweit mir die
 vollen Adressen gegeben worden sind. Das Markus-Kätzlein hat jetzt 5048
 Franken. Das Fünffache ist nötig, um Kumba zu bauen. Wieviel Jahre braucht
 es wohl, bis das beisammen ist!?

W a f e l, Buchenstr. 30, 26. Juni 1912.

Erg. Lu k.

Die bei mir eingegangenen Gaben, deren Ertrag an Herrn Missionar Lu k
 abgeführt ist, will ich in der Septembernummer aufzählen, weil es heute schon
 genug der Zahlen ist!
 E. Keller.





Aus der Briefmappe des Evangelisten

Wronke. Ihren Brief an den Direktor vom 18. April erhielt ich durch besondere Umstände erst am 20. Juni zu Gesicht; daher die verspätete Antwort. „So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend.“ Das letztere haben Sie in allem Ernst nötig, denn durch jenes Unrecht Ihrer Zunge brachten Sie sich um den eigentlichen Segen der Sache. Der Herr verfügt über den Reichtum, der Ihnen in diesem Punkt fehlt, und wie die Wasser darnach streben von oben herabzufließen, sehnt sich seine Reinheit und Kraft herabzufließen auf uns. Böhren Sie täglich an durch Ihr Gebet und vertrauen Sie auch auf die bewahrende Gnade.

G. W. Bitte urteilen Sie nicht so über Ihre Umgebung: „Was sollen mir diese langweiligen Menschen?“ Kennen Sie nicht jenen Satz des englischen Humoristen: alle Menschen sind langweilig, ausgenommen, wenn man sie braucht...? Aber als Christen sehen wir die Sache doch noch ganz anders an. Vielleicht haben jene Leute uns dringend nötig? Kann mir aber jemand langweilig sein, der mich zur Rettung seiner Seele braucht? Ihr ganzer Brief muß dann die Stadt sein, daß Sie darin finden können, was Ihrer wichtigen Persönlichkeit das erforderliche Relief gibt? Da war ein gewisser Goethe, der doch begabter und bedeutender war als Sie, bescheidener, wenn er sagt: „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn treu zu pflegen weiß.“ —

Frl. v. S. Sie wollen sich um der lieblosen Behandlung willen, die man Ihnen angetan, von Ihren Schwestern und Afsinen gänzlich zurückziehen und fragen, ob Sie das dürfen. Das glaube ich kaum. Unser Herz ist keine Insel, — völlig abgetrennt von allem andern Land — sondern im äußersten Fall eine Halbinsel, die noch mit schmaler Landenge am Festland hängt. Wäre das nicht der Fall, müßte man einen Damm von der Insel zum Lande aufwerfen oder eine Brücke schlagen. Überhaupt: Brücke! Das Wort steht keinmal in der Bibel und doch ist die ganze Bibel davon voll, daß unsere Herzen die Brücken sein müssen für andere, damit sie zu Gott kommen! Wie sollen jene aber aus dem

Diesseits der Selbstsucht über die Brücke unserer Herzen anders hinüber zu Gott gelangen, als daß sie auf uns treten? Und darüber regen Sie sich auf? Vielleicht war das demütige Erleiden dieser Unbill der erste Dienst, den Sie Jesus seit Ihrer Geburt erwiesen haben. Wenn der Kaiser von Ihnen eine Gefälligkeit verlangte, die Zeit, Kraft und Behaglichkeit kostet, — wie würden Sie sich damit schmücken. Und jetzt ist es Jesus! — Reinigen Sie sich also schnell von Ihren bösen Gedanken; denn Gedanken lassen eine Farbenspur auf der Seele zurück, und ich fürchte, Ihre gereizten, lieblosen Gedanken hatten keine helle Himmelsfarbe, als sie plump über Ihre Seele stampften! Sie wissen ja als Kind Gottes, wo man den Vorn gegen alle Unreinigkeit findet!

Frl. v. M. In der Aprilnummer hatte ich auf Herrn Dr. med. Korff, Freiburg i. Br., Schwimmbadstraße 24, als den Entdecker einer neuen Methode vom Morprium befreit zu werden, hingewiesen. Daraufhin hatten sich drei Morphinisten in seine Kur begeben und sind sämtlich geheilt worden. Also schreiben Sie direkt an ihn; er ist seit Jahren mir als ein bedeutender und zuverlässiger Arzt bekannt. —

M. R. Sie haben ganz recht, man kann solchen Kranken (besonders im ersten Stadium ihrer Erkrankung) nur schaden, wenn man ihre Rücksichtslosigkeit durch sinnloses Nachgeben steigert. Nur müssen die Pfleger selbst in der Liebe Jesu gegründete Personen sein, die sich die nötige Weisheit, wo sie „ja“ oder „nein“ zu sagen haben, auf den Knien im Kämmerlein erbeten haben. Auch wird die Form des Widerspruchs bei aller Festigkeit so weich und freundlich als möglich sein müssen.

B. Vergleichen Sie das Gedicht am Anfang dieses Festes! Vielleicht fehlt nur der rechte Hunger nach Gnade! — Wer so Leid trägt über die eigene Unvollkommenheit und im Gebetsumgang mit Jesus steht, ist sicher sein Kind. Aber es gibt eben sehr „unterschiedliche“ Kinder: reifere und unreifere, langsam sich entwickelnde und schneller wachsende! Jesus hat Sie doch sehr lieb! Glauben Sie das und trauen Sie ihm alles andere zu!

Robert. Gewiß ist Ihre Erfahrung echt, wichtig und tief; dazu kann ich Ihnen nur gratulieren, daß Sie das Erlebnis des Lebendigen in dieser Weise gemacht haben. Aber auf die vielen Fragen, die Sie nun an mich stellen, kann ich nicht eingehen. Auch wenn ich Zeit und Raum genug hätte, würde ich es nicht tun. Denn das wäre eine oberflächliche Art, solche Probleme loszuwerden, daß man sich von einem reiferen Gotteskinde einen ganzen Vogen voll Antworten auf Entscheidungsfragen schicken läßt, statt daß man sie nach und nach von innen heraus selbst erkennend und selbst reisend löst. Viel wichtiger scheint mir etwas anderes. Sie müssen sorgen, daß Sie aus der ABC-Klasse des Buchstabierens im Reiche Gottes herauskommen. Dazu studieren Sie mit Gebet und einer ordentlichen Bibelerklärung einmal die ganze heilige Schrift. Gefühl ohne Erkenntnis führt zur Schwärmerei und seelischem Gebusel. Weiter suchen Sie eine Arbeit für Jesus auf der Linie Ihrer Bildungsstufe und Ihrer Lebensstellung. Werden Sie Helfer in der Sonntagsschule, Mitglied im christlichen Verein junger Männer oder beteiligen Sie sich an dem Laienmissionsbund Ihres Wohnortes. Arbeit und Erkenntnis sind Heilmittel, bewahrender und stärkender Art. Lassen Sie nach einem halben Jahr wieder etwas von sich hören!



Prof. Dr. Albert Hauck, **Die Trennung von Kirche und Staat**. Vortrag. Zweite Auflage. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung.

Überall, wo heutzutage ein paar ernste Theologen zusammenkommen, wird über dieses Thema gesprochen. Da ist es sehr dankenswert, in vorliegendem Vortrag von sachkundiger Hand die Grundlinien dieser Frage in historischer Beziehung gezeichnet zu bekommen. Ich würde dem Herrn Verfasser dankbar sein, wenn er noch einen Schritt weiter ginge und in einem zweiten, ähnlichen Vortrage praktische Vorschläge zur Neuordnung der Verhältnisse veröffentlichte. Er scheint mir der gegebene Mann dafür zu sein.

Adolf Harnack, **Privater Gebrauch heiliger Schriften in der alten Kirche**. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung. 110 Seiten.

Mit lebhaftem Interesse habe ich diese kleine wissenschaftliche Schrift gelesen, die mit dem Aufwand des Gelehrten den Nachweis führt, daß die alte Kirche nirgends ein Bibelverbot oder eine Beschränkung des Bibellesens der Laien gekannt hat. Auch sonst fällt manches Streiflicht auf die Stellung jener Zeit zur Schrift.

Propst Dr. J. Jeremias in Jerusalem: **C. Rind, Auf biblischen Pfaden**. 36.—40. Tausend. Berlin, Warners Verlag.

Das ist für ein Christenhaus ein Geschenk von bleibendem Wert. Daß der neue Propst von Jerusalem das Tatsachenmaterial nach den gegenwärtigen Verhältnissen berichtigt und ergänzt hat, macht das früher schon beliebte Werk natürlich noch um vieles wertvoller. Staunenswert ist mir der Reichtum an Abbildungen! Solch ein gediegenes, anschauliches Werk ersetzt vielen eine kostspielige Reise nach dem heiligen Lande, und selbst wenn man, wie ich, da gewesen ist, vertieft man sich gern in den reichen Inhalt.

M. C. Ransleben, **Pro patria**. Immortellenverlag G. v. Dobbeler, Goslar. 1.80 M.

Eine ergreifende Erzählung aus der großen Zeit vor 100 Jahren. Heutzutage, wo wir vielleicht bald vor ähnlichen großen Kriegen stehen können, ist solche Lektüre unserer Jugend dringend zu empfehlen. Dem leichtfertigen Genußideal mancher unserer Jünglinge von heute tritt hier ein Opfermut und eine Begeisterung fürs Vaterland entgegen, die wie kräftige Medizin wirken könnte. Das Buch ist sehr fesselnd geschrieben.

Charlotte Niese, Mein Freund Kaspar und andere Erzählungen. Hamburg, Trümpfers Verlag. 95 Seiten.

Kleine ergreifende Erzählungen, die mit der an der Verfasserin bekannten Meisterschaft vorzüglich erzählt sind. Zum Vorlesen in Vereinen sehr geeignet.

Philipp Mauro, Was hat uns der Untergang der Titanic zu sagen? Von einem Mitreisenden des Rettungsschiffes Carpathia. Gotha, Otts Verlag. Preis 20 S.

Auf sechzehn Seiten eine ernste Predigt über die Gedanken, die einem Christen bei dieser Gelegenheit kommen können. Sehr warm und ernst. —

Sir John Lubbock, Die Freuden des Lebens. IV. Auflage. Leipzig, Verlag von Hermann Bieder. 250 M.

Der Verfasser hat den Zitaterrich! Passende und unpassende Zitate aus der ganzen Weltliteratur mit Bevorzugung englischer Werke sind an einen dünnen Faden eigener Gedanken aufgereiht. Es ist der Geist eines wohlgesinnten, philisterhaften Nationalismus, der viel Gutes beweist, was nicht neu ist und eigentlich nichts neu und originell sagt. —

E. Schreiner, Was Christ in dieser Weltzeit erlebte. Stuttgart, Philadelphica-Verlag. Brosch. 1.80 M.

Das Büchlein ahmt Bunhans Pilgerreise in Form und Ton glücklich nach. Es muß wohl Leute geben, denen diese Manier gefällt. Mir sagt dergleichen Nachahmung eines seinerzeit bedeutenden Buches nicht zu. Warum der begabte Verfasser nicht bei seinen kleinen, vortrefflichen Volkserzählungen geblieben ist, die ihm zuerst soviel Freunde erworben haben?

P. Krawiceliski, Mose, der Knecht Gottes. Gotha, Verlag von P. Ott. Preis 1.50 M.

Sehr viel geistliche Ermahnung und Erbauung im Gemeinschaftston. Tief und entschieden, würde das Urteil in gewissen Kreisen lauten. Mir fehlt die Originalität und die Abkehr von dem, was eben bei jedem Bibelwort, ohne weiter nachzudenken und zu graben, eine solche Auslegungskunst zu sagen hat. Daher trifft dieser Ton mein Gewissen ebensowenig wie mein Denken. Aber es ist wohl auch für andere Leute geschrieben.

O. Stockmayer, Unser Wandel ist im Himmel. Betrachtungen über den Philipperbrief. Gotha, Otts Verlag. 79 Seiten.

Hier kommt der tiefgründige, reife Christ und Bibelforscher in seiner eigentümlichen Weise zu Wort, die mich stets wieder belebt, anregt und beschäftigt, auch wenn ich hin und her einen Ausdruck anders gewählt hätte. Stockmayer hat die Gabe bekommen und ausgebildet, das Gewissen der Gläubigen zu treffen und sie weiter zu führen in der Erkenntnis der Pläne Gottes und in ihrer eigenen Heiligung. —

Joh. Schmidt, Dem Herrn Jesu die Ehre! Für Konfirmanden und deren Eltern. Rassel, Ernst Röttger.

An diesem vortrefflichen kleinen Handbuch biblischer Glaubens- und Sittenlehre hat man seine helle Freude. Man liest es wiederholt mit großem Interesse und möchte es jedem Christen in die Hand geben.

Abelheid Stier, Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren. Gotha, Verlag von Berthes. Vierteljährl. 75 S.

Die Bilder sind reizend, der Ton vorzüglich getroffen. Mir tat es ordentlich leid, daß ich selbst keine kleinen Kinder im Hause habe! Diese Rezensionshäfte schicke ich gleich einer befreundeten Familie, die sich darauf verstehen und bei ihrem „Jungfrauenverein“ von fünf Mägdelein zwischen 1 und 10 Jahren auch gute Verwendung haben wird.

Clara Hagen, Zwei Frauen. Barmen, Verlag der Wuppertaler Traktat-Gesellschaft. Preis 12 S.

Eine moralische Erzählung, worin es nach dem alten Rezept geht: schließlich kriegt der Böse Prügel und der Brave die Bregel. Eigentlich dichterische Vorzüge, die über die Gruppierung von Typen und Ereignissen hinausgingen, fehlen, — aber einfache Leserinnen aus dem Volk werden sich sehr davon rühren lassen.

Quittung

In der Augustnummer des vorigen Jahres veröffentlichte ich zum erstenmal das Ergebnis der Sammlung für die Ausfägigenafhle von Furulia und Salur. Es waren damals 173.05 M eingegangen. In der diesjährigen Augustnummer kann ich zu meiner Freude quittieren über eine Gesamtsumme von 1045.43 M; denn seit der letzten Veröffentlichung in der vorigen Nummer des Blattes sind wieder 148.48 M eingelaufen, die sich aus folgenden Gaben zusammensetzen: Fr. v. C., Obernigt 10 M; Fr. W. W., Berlin 20 M; Fr. R., Berlin 15 M; W. R., Westerstede 5 M; B. W., Zürich 48.48 M; N. N. 50 M. über die Art der Verwendung unserer Gaben in Furulia denke ich in der nächsten Nummer etwas sagen zu können, nachdem die Geber bereits wissen, welchen Segen sie in Salur durch ihre Gaben gestiftet haben.

Rastatt, den 30. Juni 1912.

Hans Keller, Divisionspfarrer.

Reiseplan

| | |
|---|------------------------------|
| August Schweißenalp bei Brienz, Schweiz. | 18.—22. Nov. Freiburg i. Br. |
| 19.—29. Sept. Schwelm. | 24.—29. Nov. Heidelberg. |
| Anfang Okt. Potsdam, Stettin je ein Missionsfest. | 1.—6. Dez. Wandsbek. |
| 13.—18. Okt. Osnabrück. | 12.—26. Jan. Berlin. |
| 20.—22 Okt. Hildesheim. | 9.—18. Febr. Münster i. W. |
| 3.—10. Nov. Celle. | 20.—28. Febr. Barmen. |

Herr, wenn du willst!

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3.60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor C. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. J. Steinkopf in Stuttgart.



Heft 12

September 1912

10. Jahrgang

Die dritte Bitte

„Schrei es nur, ruf' es nur gegen den Sturm in deinem Herzen, die Lüge in deinem Leben, ruf' es in Jesu erbarmendes Herz.“

Ich weiß: es ist nicht wahr, mein Gott!
Was du willst, will ich nicht.
So oft begehrt in Qual und Not
Mein Herz ein andres Licht.
So oft an Quellen schal und trüb
Hab' durstig ich gekniet,
So oft in wirrer Lust und Lieb
Mich gegen dich gemüht.

Und doch im Grunde, Herr, mein Gott,
Schreit meine Seel zu dir,
So wie der Hirsch in Wassersnot
Stöhnt und verdurstet schier.
Wann' werd' ich vor dein Angesicht
Mit Danken kommen je,
Wo meine Seele stille spricht:
Dein Wille, Herr, gescheh'...?

Hier reich' ich beide Hände dar
Aus eigner, freier Wahl —
O fasse du sie ganz und gar
Heut' ein- für allemal!
Ich weiß, schon morgen kommt der Tag,
Da möcht' ich los und frei.
Drum leg' heut' meine Kräfte brach,
Daß ich gebunden sei.

Und wenn die Angst in mir nur spricht:
„Dein Wille soll geschehn!“ —
Wenn auch des Herzens Sturm noch
nicht

Es will und kann verstehen, —
Und mag's für mich noch Lüge sein,
Von außen angesehen... —
Ich schrei's in Jesu Herz hinein:
„Dein Wille soll geschehn!“

Mefa Holland, cand. med.



Der Hebräerbrief in Bibelstunden

Zwischen zwei Gnadentaten.

Hebr. 3, V. 12—19. Es war eine Gnadentat, die Gott an Israel getan, als er sie aus dem Diensthause Ägyptens erlöst hatte und eine zweite Gnadentat stand noch bevor: er wollte sie in Palästina zur Ruhe und Heimat bringen. Zwischen diesen beiden Gnadentaten befand sich also das Volk während der Wüstenwanderung. War die erste Gnadentat ohne Zutun des Volkes geschehen, allein und frei, aus Gnade, so sollte die zweite abhängig gemacht werden vom Glauben der Israeliten. Nun kam aber die Verstockung des Volkes gegen Gott, und so mußte das Urteil gefällt werden: „Von euch soll keiner eingehen zu meiner Ruhe!“ Und ihre Leiber wurden niedergeschlagen in der Wüste. Das ganze Geschlecht der Erwachsenen, die mit Mose ausgezogen waren, mußte erst in der Wüste begraben sein, außer Josua und Kaleb.

An diese, seinen Lesern geläufige Geschichte, denkt der Verfasser unseres Briefes in dem heutigen Abschnitt und zieht daraus für sie folgende Ermahnung: Auch ihr steht zwischen zwei Gnadentaten! Die erste Gnadentat war, als euch der Pfingstgeist, vor jetzt vierzig Jahren, zum Glauben an Jesus gebracht hat. Das könnt ihr nicht leugnen, so ihr anders an Christum seid gläubig geworden, daß das eine freie Gnadentat Gottes war, euch, dieser kleinen Auswahl aus Israel, solchen neuen Glauben zu schenken. Eine zweite Gnadentat Gottes steht noch bevor: Es ist das zukünftige Heil, die Ruhe des Volkes Gottes auf der neuen verklärten Erde. Die zweite Gnadentat sollt ihr nicht anders und nicht eher erleben, als bis ihr alles Murren und alle Verbitterung gegen Gott fahren lasset und euch eurem Heiland aufs neue kindlich zu eigen gebt. Sehet an dem Beispiel eurer Vorfahren, wohin es kommen kann, wenn jemand von einer Gnadentat Gottes mit einem ungläubigen Herzen wetritt. Macht ihr es ebenso, wie jene, so werdet auch ihr ebenso zugrunde gehn. Die eine wunderbare Erfahrung, die hinter euch liegt, schützt euch nicht davor, sobald euer Herz, voller Verbitterung und Unglauben, sich wieder von Gott abwendet.

Darf ich nun, als christlicher Prediger, mich nicht auch mit demselben Gedankengang heute an die Hörer meiner Bibelstunde wenden? Auch wir sind zwischen zwei Gnadentaten, ich hoffe es wenigstens von euch, daß auch ihr die eine große Gnadentat Gottes hinter euch habt, das, was man heutzutage Bekehrung nennt. Habt ihr's wirklich erlebt, daß der Herr euch zum lebendigen Glauben an ihn gebracht hat und haltet euer Leben wider von Lob und Dank und habt ihr die Früchte des Glaubens in der Liebe gebracht, dann werdet ihr doch selbst die besten Zeugen dafür sein, ob ihr solche Gnadentat Gottes hinter euch habt oder nicht. Vor uns allen aber liegt, wie damals, doch die zweite Gnadentat: Das zukünftige Heil, daß wir selig sterben und einst auf der neuen Erde das vollkommene Glück der Gottesgemeinschaft genießen. Diese zweite Gnadentat wird jetzt abhängig gemacht von unserer Stellung zu der ersten. Das ist der merkwürdige Ernst des Hebräerbriefes (mit ein Grund, warum Luther manches Bedenken gegen ihn nicht unterdrücken konnte), daß er die zweite Bekehrung als unmöglich hinstellt. Man verstehe bei dem Ernst der Frage aber erst recht, was darunter gemeint ist. Wir werden später im sechsten Kapitel uns davon überzeugen, daß er nicht eine einzelne Entgleisung eines Gläubigen damit meint, weder einen Rückfall in irgend eine Sünde hinein, noch eine durch Schuld entstandene Lauheit, — beides wird wohl bei uns wankelmütigen Menschen stets vorkommen können, — sondern er meint, daß Leute, die in ihrem Glauben und Christentum schon hoch gekommen waren, nachher total ungläubig wurden, so daß sie in der Verstockung das Organ des Glaubens verwüsten und vernichten. Einzelne Sünden können vergeben werden, aber, wenn erst der Unglaube zur Verstockung ausgereift ist, findet keine zweite Wiedergeburt statt. Insofern trägt unser Abschnitt, auch für uns Christen, einen sehr ernsten Charakter und wer steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle.

B. 12. Sehet zu, lieben Brüder, daß nicht jemand unter euch ein arges, ungläubiges Herz habe, das da wegtrete von dem lebendigen Gott! Diese Ermahnung, zusammengehalten mit Vers 13, macht uns zuerst darauf aufmerksam, daß der einzelne nicht für alle Fälle sein eigener Seelsorger sein könne, sondern es, wegen des Selbstbetruges des trogigen und verzagten Menschenherzens, nötig sei, daß die Gemeinschaft, in der man steht, auf den einzelnen acht habe. Wie kann das in unseren großen Riesengemeinden dem Seelsorger möglich sein, der die meisten seiner Hörer kaum persönlich kennen lernt! Das drängt ordentlich auf kleinere Kreise christlicher Freundschaften und Gemeinschaften hin.

Dann wird das Wesen des ungläubigen Herzens mit dem Ausdruck bezeichnet: Wegtreten von dem lebendigen Gott. Vorher war man durch den Glauben hinzugetreten; durch den Zugang, den uns Christus geöffniet hat, war man in eine Gemeinschaft mit Gott gekommen. Was in aller Welt soll nun einen Menschen veranlassen, wegzutreten vom lebendigen Gott, sich selbst von ihm wegzustellen? Erstens ist es schon ein Unsinn, sich vom lebendigen Gott so eigenwillig entfernen zu wollen. Wäre es eine tote Säule, so könnte man eine Entfernung zwischen dieselbe und sich legen, aber der lebendige Gott ist überall und kann einen überallhin verfolgen, wie schon der Psalmist gesagt hat: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch daselbst deine Hand führen und deine Rechte mich halten.“

Ich denke mir den Vorgang etwa so: Ein unartiges Kind hat eine eigensinnige Anwandlung und verbeißt sich in seinem Trotz darauf, daß es jetzt „Schokolade“ von der Mutter bekommen soll. „Nein,“ sagt die Mutter: „Schokolade bekommst du heute nicht.“ Das Kind fühlt sich beleidigt und gekränkt, wendet sich von der Mutter fort und schmollt. Weil es sich aber dabei todunglücklich fühlt, ist die Mutter so barmherzig, daß sie das Kind durch Liebkosung umstimmen möchte. Sie streichelt das trogige Kind und bietet ihm vielleicht einen Apfel. Jetzt legt das Kind noch mehr Trotz und Kraft in sein Schmollen und biegt den Kopf weg, damit es die Liebkosung der Mutter nicht empfindet und vielleicht dadurch zum Nachgeben gereizt wird. „Ich will aber doch Schokolade!“ Dann kann es sein, daß die Mutter andere Saiten aufzieht und das Kind durch harte Strafe demütigen und seinen Eigenwillen brechen will. Wenn aber das Kind sich auch dagegen verhärtet, ist ihm nicht anders zu helfen, als daß es das ganze Elend der Verlassenheit von der Mutter durchmachen muß. Wird es auch dadurch nicht mehr gewonnen, kann ein Augenblick eintreten, wo die innigsten Bande zwischen Mutter und Kind gesprengt werden.

Übertragen wir solch einen Vorgang auf den erwachsenen Christen. Was dort Schokolade hieß, ist hier vielleicht eine besondere Gebetserhörung, auf die man sich versteift, oder ein bestimmter, sichtbarer Erfolg in einer Reichsgottesarbeit, mit einem Wort etwas, was noch ein ganz frommes, religiöses Gesicht haben kann. Der Herr muß, aus irgend einem höheren Interesse, dieses Mal seinem Kind die Erhörung versagen. Zuerst betet man eifrig weiter und meint noch sehr fromm zu sein, wenn man in einer Art Trotz Erpressungsversuche bei Gott mit seinem Beten verbindet. Man wird nicht erhört. Da fängt das Schmollen und Grollen

an Man fühlt sich von dem Heiland mißverstanden, ungerecht behandelt und meint mit seinem Schmollen konsequent und richtig zu handeln. Jetzt kommt der liebevolle Herr mit Freundlichkeiten auf einem anderen Gebiet, aber man will in seiner Verblendung keine Liebeslosung von ihm, wenn er einem jenen einen Lieblingswunsch versagt hat, und biegt sich ordentlich zur Seite. Die blinden Heiden prügeln ihre Götzen, wenn sie nicht tun, was sie wollten, und die klugen Christen machen es in solchen Fällen nicht viel besser: Sie grollen in ihrem Herzen gegen Gott, glauben nicht mehr, daß er die Liebe ist und murren gegen ihn. So fängt eine innere Verschlechterung des Herzens an. Es kommt nun aber noch hinzu, daß eben der lebendige Gott nicht stille schweigt, sondern wo die Freundlichkeit versagt, mit ernster Zucht das verirrte Kind zurückholen will. Jetzt bäumt man sich erst auf und ist gekränkt über das himmelschreiende Unrecht, das einem geschieht. In diesem Stadium tritt ein unheimliches, dämonisches Element hinzu, das unser Text den Betrug der Sünde nennt. Jetzt flüstert Satan der Seele zu: „Das hast du von deinem Beten und Glauben! Du hättest doch vorher mit deinem Verlangen ganz recht und wie springt Gott mit dir um! All dein Gottesdienst und deine Selbstverleugnung kann dir in diesem einen Punkt jetzt die Erhörung nicht verschaffen. Jetzt ist es deine Pflicht, festzuhalten, mehr Kraft in deinen Trotz zu legen, bis entweder Gott nachgibt, oder du zur Erkenntnis kommst, daß es mit einem solchen Gott gar nicht lohnt, weiter so traulich zu stehen.“ Es braucht nicht immer so grob zu kommen, und doch ist die Wirkung dieselbe, man hält sich für den unschuldigen, gekränkten Teil und verbeißt sich eigensinnig auf seinen gefährlichen Trotz. Dann kann ein Augenblick eintreten, wo wirklich nicht mehr zu helfen ist, sondern Gott selbst im Gericht der Verstockung auf solch ein Menschenherz tritt. Dann ist der Abfall vollendet und jede Rettung ausgeschlossen, dann hören auch die Gewissensbisse auf, wie Jesus von dem Licht, das in uns ist Math. 6, V. 22 sagt: Daß es finster werden kann und dann, welch eine Finsternis muß das sein! Ist erst die Stimme des Gewissens verstummt, die Zeit der Gewissensvorwürfe vorüber, dann kann Gott selbst nichts mehr am Menschen tun: Sie lassen sich von meinem Geist nicht mehr strafen. Dann kommt es zu der Selbstverblendung, daß man sich für den unschuldigen Teil hält und Gott alle Schuld in die Schuhe schiebt. Dann hilft aber auch keine Bußpredigt mehr, dann wird das Herz wie Stein und die Sünde wider den heiligen Geist tritt ein, die gar keine Vergebung mehr will, weder in diesem, noch in jenem Leben.

V. 13. So lange es heute heißt! Es gibt also auf diesem

Weg der tödlichen Seelen-Krankheit noch ein „Heute“, eine Krisis, eine Möglichkeit des Umschwunges und der Besserung, so lange noch das Gewissen sich regt, so lange noch der Prozeß dauert, in dem sich die Gedanken unter einander entschuldigen und verklagen, so lange noch eine Gnadenzeit dauert, so lange hat die Ermahnung der Brüder oder Freunde noch ein Echo in unserer Brust, so lange hat es noch einen Sinn, daß man miteinander und füreinander betet.

B. 14. Denn wir sind Christitheilhaftig geworden, so wir anders das angefangene Wesen bis ans Ende festhalten. Hier wird wieder, wie im vorigen Abschnitt, der Gedanke verwertet: Bis ans Ende. Hat der heilige Geist das neue Wesen in uns angefangen, so ist Gott selbst interessiert daran, den Prozeß zu einem heilsamen Ende zu führen. Es gehen Gotteskräfte aus vom Thron der Macht, die uns bewahren wollen, und die dem gepredigten Wort eine eigentümliche Wucht geben können, um den Menschen von den ersten Stufen der eingeschlagenen Richtung noch zurückzurufen. Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt. Sobald die Erkenntnis durchblitzt: Mein ewiges Heil steht auf dem Spiel, die zweite Gnadentat Gottes könnte mir verloren gehen, — sollte da nicht das Herz des Sünders noch erschrecken? Und wenn in solch einem Augenblick noch persönliche Ermahnung ernster Freunde an die Seele herankommt, sollte es dann nicht noch möglich sein, wieder zurückzubiegen in den rechten Weg? „Bedenke wovon du gefallen bist und tue Buße und tue die ersten Werke, so aber nicht, will ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen.“

Ich kann diese furchtbar ernste Ermahnung nicht aus der Hand geben, ohne an solche zu denken, die heute davon getroffen werden und, erschrocken und erschüttert, ihr eigenes Seelenheil gefährdet sehen. Jetzt könnte ein zweiter Betrug der Sünde eintreten, daß der Satan euch einflüstert: „Die ganze Schilderung paßt schon auf dich, und du bist schon verloren, und es gibt gar keine Rettung mehr für dich.“ Psychologisch ist der Umschlag aus eigensinnigem Troß in äußerste Verzweiflung sehr naheliegend. Dann kommen solche Leute mit angstvollem Blick zu mir in die Sprechstunde und fragen: Gibt's für uns noch Rettung, oder haben wir nicht schon die Sünde wider den heiligen Geist begangen? Da muß ich antworten: Nein. So lange noch dein Gewissen dich schmerzt und straft, so lange du noch in solcher Angst dich um dein Heil kümmerst, so lange steht dir noch die Gnadenpforte offen. Dann möchte ich solchen Leuten ihre Umkehr nicht erschweren, sondern daran erinnern, daß der

Herr Gaben empfangen hat auch für die Abtrünnigen, und daß der Gott, der von uns verlangt, daß wir siebenzigmal siebenmal vergeben, wahrhaftig nicht weniger Liebe hat. Er will wirklich nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe, steht es doch geschrieben: Ich, der Herr, will nicht ewiglich zürnen.

B. 15—19 ist nur noch eine ausführliche Unterstreichung des bisher Gesagten, mit der Erinnerung an das Vorbild aus der Wüste. Es soll nur noch einmal betont werden, daß die Entstehung des Unglaubens im Herzen die Gnadentat Gottes für die Zukunft aufhebt, aber auch die rückwirkende Kraft enthält, daß die früher gemachte, selige Erfahrung der ersten Gnadentat verblaßt. Es ist darum fast unheimlich, wenn man heutzutage Menschen begegnet, die nichts weiter mehr vom lebendigen Christentum haben, als ihre Erinnerung an eine früher erlebte Bekehrung. Versteift sich jemand, der jetzt ohne Sündenvergebung, ohne Gebetsverkehr, ohne Kraft im Kampf mit der Sünde, und ohne Liebe zu Gott und den Brüdern dahingeht, darauf, daß er doch einst eine so großartige Bekehrung durchgemacht habe, so erinnert das nur an das Wort Jesu: Es werden manche kommen an jenem Tage und werden sagen: Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben und große Taten getan? und ich werde ihnen doch sagen: Ich kenne euch nicht! Die Gegenwart des Christentums lebt nicht von einer Einzählung der Vergangenheit, sondern es kommt auf die Gesinnung des Herzens an. So lange man reumütig Vergebung seiner Sünden begehrt, sich also wirklich nach der Gnade Christi sehnt, so lange kann einem immer noch geholfen werden. Wenn aber der geistliche Tod eingetreten ist, hilft die Berufung auf einstige große Erfahrungen nichts. Ich habe schon an manchem Sterbebett gläubiger Christen gestanden, aber nie haben sie sich in ihren letzten Anfechtungen damit getröstet, was sie einst vor Jahren bei ihrer Bekehrung erlebt hätten, oder was für besondere Offenbarungen ihnen zuteil geworden wären. Nein, nichts von dem allen, sondern die letzte Planke, die ihnen den Uebergang über den schwarzen Graben des Todes ermöglichte, hieß immer: Gnade! Das kindliche Glauben an die Gnade, die in Christo Jesu uns geboten wird, machte das Sterben leicht; alles andere fiel rechts oder links davon, wie wertlose Glitter ab. Selig werden können wir nicht durch Erfahrung, Erkenntnis und Leistung, sondern ganz allein durch das Vertrauen auf den, der für uns gestorben und auferstanden ist. Es wird dem Seelenarzt, der mit vielen seelisch Kranken zu tun hat, darum immer darauf ankommen, festzustellen, ob dieser Herzpunkt der Persönlichkeit noch in Ordnung ist.

Wie viel törichtes, frommes Geschwätz, wie viel überstiegene Heiligkeit und wie viel Krankheit und Schwärmerei werden manche unserer Zeitgenossen noch abzulegen haben, bis sie wieder auf dem Standpunkt angekommen sind: „Hier kommt ein armer Sünder her, der gern durchs Lösgeld felig wär.“



Gebet

Aus der Finsternis der Welt,
Die das Herz gefangen hält,
Aus der tiefsten Tiefe Not
Rette uns, du treuer Gott.

Aus dem zauberhellen Schein,
Der uns lockt vom ew'gen Sein
Und die Seel' mit Schlaf bedroht
Rette uns, du treuer Gott.

Aus des wilden Schmerzes Klauen,
Aus der Ohnmacht dumpfem Grauen,
Aus der Pein, die heimlich löht,
Rette uns, du treuer Gott.

Aus verzweiflungsfinst'rer Nacht,
Wenn die Reue richtend wacht
Und die Hoffnung wird zu Spott,
Rette uns, du treuer Gott.

Wenn die letzte Dunkelheit
Breitet aus die Schwingen weit
Und die Nacht gebiert den Tod, —
Ach, errett' uns, treuer Gott.

D. B.



Der Dank vom Ausfägigenasyl in Purulia

Von Hans Keller.

In der Mai-Nummer dieses Jahres konnten die vielen freundlichen Geber lesen, welchen Segen und welche Freude ihre Gaben im Ausfägigenasyl von Salur geschaffen haben. Heute soll kurz berichtet werden über die Verwendung unseres Geldes im Asyl von Purulia. Die erste Gabe, die ich am 13. Juli vorigen Jahres nach Purulia senden konnte, betrug 75 Rupie gleich 5 Pfund Sterling gleich 102.50 Mark. Missionar Wagner schrieb mir in seinem Dankesbriefe, daß 75 Rupie gerade die Summe wäre, die für den Jahresunterhalt eines Ausfägigen im Asyl erforderlich sei. Die englische Ausfägigengesellschaft habe deshalb auf ihre Quittungsformulare die Bemerkung drucken lassen: „5 Pfund Sterling ist ausreichend für die Bedürfnisse eines Ausfägigen für das ganze Jahr.“ Als unsere Gabe eintraf, brachte gerade ein menschenfreundlicher Mann einen Ausfägigen in das Asyl, den er halb verschmachtet am Wege liegend gefunden hatte. Ohne jede Schwierigkeit konnte er aufgenommen werden, da durch unser Geld ja für ein Jahr sein Unterhalt gedeckt war. Von diesem unserem Schützling sollen nun die Geber im folgenden noch etwas Näheres erfahren.

Als dieser Mann vor dreißig Jahren im Dorfe Gokulnagar geboren wurde, da ahnten seine Eltern noch nicht, was für Leid ihm bevorstand. Weil die Familie sehr angesehen und reich war, verkehrten die Brahmanen dort viel und suchten möglichst viel Nutzen für sich dabei herauszuschlagen. Die Brahmanen spielen eine große Rolle, da sie bei allen wichtigen Fragen des Geschäfts- und Familienlebens befragt werden — natürlich müssen sie dafür auch entsprechend reichlich beschenkt und bei Festgelagen ordentlich abgefüttert werden. Und so sieht man in Indien meist schon an ihrem wohlgerundeten Körper, daß es ihnen an Reis und Ghee (zereschmolzene Butter), ihrem Lieblingsgericht, nicht mangelt. So ging es auch bei der Geburt dieses Kindes. Ein glänzendes Mahl wurde ihnen bereitet, und deshalb erwiesen sie sich auch in ihrer Art dankbar.

Am Tage der Namengebung des Sohnes verkündeten sie den Versammelten, für ihn hielte das Leben so viele Freude und Wonne bereit, daß nach dem Stande der Gestirne für ihn der Name „Dubraj“ (Kronprinz) der gewiesene wäre.

Dubraj wurde er auch genannt und die Brahmanen schienen recht zu behalten. Der Knabe wuchs heran in Gesundheit und Glück. Man fand auch für ihn eine Braut, ein Mädchen von zwölf Jahren, das gesund und reich war und für würdig erachtet wurde, seine Gattin zu werden. Auch in dieser Familie spielten die Brahmanen ihre Rolle, und man sorgte nicht mit Geschenken, um auch für die Zukunft lauter günstige Verheißungen zu erlangen. Und diese schienen in Erfüllung zu gehen; denn drei Kinder wurden ihnen in den ersten Jahren der Ehe geboren, die frisch und gesund die Freude ihrer Eltern und Großeltern waren. So herrschte denn eitel Glück in dieser Familie, der nichts zu fehlen schien.

Da wurde es plötzlich anders. Der Vater, Dubraj, damals etwa 27 Jahre alt, erkrankte schwer. Die medizinkundigen Leute des Ortes erkannten in der Krankheit den Aussatz, sagten aber nichts davon, um zunächst alle möglichen anderen Arzneien und Kräuter, die völlig unschuldig und wirkungslos waren, dem reichen Dubraj für viel Geld zu verkaufen. Als alle Kräuter und Mixturen durchprobiert waren, auch die speziell für den Aussatz bestimmten, und keine Besserung eintrat, vielmehr immer neue Wunden aufbrachen — da sagte man es ihm endlich, daß er den Aussatz habe und es jetzt nur ein Mittel gäbe, das helfen könne: die Wallfahrten nach den heiligen Stätten der Hindus, an denen besonders heilkräftige Götterbilder sind, und dann das Baden im Ganges.

Der Aussätzige verließ Familie und Heimat und machte sich auf den Weg, aber alles half nichts. Der Aussatz griff immer mehr um sich, das beschwerliche Wandern mit seinen Entbehrungen nahm ihm noch die letzten Kräfte, und so konnte er sich denn kaum in sein Dorf zurückschleppen als ein nun völlig Hoffnungsloser. Aber daheim hatte niemand Mitleid mit ihm, denn der Aussätzige ist ein von den Göttern geschlagener Mensch, der zu seinem eigenen Besten und zum Wohle seiner Dorfgenossen möglichst schnell sterben soll. Früher ließen sie sich oft freiwillig nach indischer Sitte lebendig begraben, weil dadurch die Götter, welche die Krankheit geschickt hätten, am ehesten sich zufrieden geben würden.

Wir verstehen es nicht, wie Aussätzige freiwillig in ein solches Ende willigen können. Aber man muß sich in ihre Lage versetzen. Man jagt

sie aus der Heimat weg, wirft mit Steinen nach ihnen, hegt die Hunde auf sie, gibt sie den wilden Tieren preis. Kein Wunder, wenn den Armen das Leben zur Qual wird und sie sich schließlich dem Drängen der Ahrigen fügen und sich lebendig begraben lassen. Die englische Regierung hat diese grausame Sitte verboten. Wie tief aber diese Anschauungen im Volke wurzeln, kann man an einem Beispiele sehen, das der frühere Generalgouverneur von Indien, Lord Lawrence, erzählt. Auf einer Reise im Innern wurde ihm eines Tages ein Brief überreicht folgenden Inhalts:

„Seil Helfer der Bekümmerten! Ihrem erleuchteten Geiste sei es mitgeteilt, daß Ihr ergebenster Diener seit vielen Jahren aussäßig ist. Meine Glieder sind mir stückweise abgefallen, mein ganzer Körper ist ein Haufe von Fäulnis geworden. Mein Leben ist mir zur Qual und meinen Dorfgenossen zum Ekel geworden; man wünscht dringend meinen Tod. Es ist allen wohlbekannt, daß es die Götter billigen, wenn ein Aussägiger sich bereit erklärt zu sterben und sich freiwillig lebendig begraben läßt, und daß sie dann künftig nie mehr einen Menschen in diesem Dorfe mit dem Aussatz heimsuchen. Ich bitte Sie daher, es zu erlauben, daß ich lebendig begraben werde. Das ganze Dorf wünscht es, und ich bin bereit zu sterben. Sie sind der Herrscher des Landes, und ohne Ihre Erlaubnis würde es ein Verbrechen sein.“

Wenn solche Auffassungen verbreitet sind und religiös sanktioniert werden, dann versteht man es, daß Gattenliebe und Kindesliebe aufhören, wenn der Vater von dieser furchtbaren Krankheit geschlagen wird. So ging es auch unserem Dubraj. Die Brahmanen konnten bei ihm keinen Gewinn mehr für sich heraus schlagen, so wandten sie sich von ihm. Seine Frau und seine Kinder waren von diesen ihren Ratgebern aufgeheßt worden. Und als der arme, kranke Vater verzweifelt und niedergeschlagen von seinen fruchtlosen Wallfahrten heimkehrte, ließ sich die Frau überhaupt nicht sehen, seine drei kleinen Kinder aber standen vor dem Hause und verwehrten ihm durch Steintwürfe den Eingang in sein Eigentum und seine Dorfgenossen warfen ihm, dem einst verehrten, reichen Manne des Dorfes, solche drohenden und viel sagenden Blicke zu, daß er es vorzog, für immer seine Heimat zu verlassen. Ängstlich suchte er durch die Dorfgasse sich hinschleppend das Freie zu gewinnen, begleitet von dem höhnischen Lachen und den Fluchworten der Brahmanen, die ihm einst eitel Freude und Glück vorausgesagt hatten. So hat er bettelnd sich eine Zeitlang durchs Land umhergetrieben unter furchtbaren

Schmerzen des Leibes und der Seele — denn solche Behandlung seitens der Liebsten, die man hat, muß auch dem sonst harten Heiden tief ins Herz schneiden —, in beständiger Angst vor Mißhandlung und Verfolgung, bis er eines Tages am Wegesrand zusammenbrach und, wie schon gesagt, von einem mitfühlenden Manne ins Ausfägigenashl von Purulia gebracht wurde.

Er blieb hier, wohnte den Andachten und Gottesdiensten in der Ausfägigenkirche bei, lernte lesen und schreiben. Aber das war nicht das Einzige, das er hier lernte. Ein großes Verlangen ergriff ihn, die Religion wirklich gründlich kennen zu lernen, welche die Christen im fernen Europa antrieb, für die Ausfägigen in Indien zu sorgen. Welcher Unterschied: hier das Christentum, das Liebe predigt und Liebe übt in der augenscheinlichsten Weise in der Arbeit unter den Elendesten aller Elenden — und dort das Heidentum, das selbstsüchtig sich von seinem eigenen Fleisch wendet und an Hilfe und Barmherzigkeit nicht denkt. So nahm er innerlich das Christentum bald an, als die Religion, die unvergleichlich hoch über seiner alten heidnischen Religion stand. Und je mehr er in den Geist des Christentums eindrang, desto mehr lernte er den Gott verstehen und lieben, der nur Gedanken des Friedens auch mit ihm hatte. Und so wurde er ein freundlicher und zufriedener Mensch, trotzdem die Krankheit weitere Fortschritte machte. Was er innerlich empfand, wollte er auch äußerlich bekennen, und so meldete er sich zum Taufunterricht. Am ersten Weihnachtstage 1911 konnte ihn Missionar Wagner taufen und ihm den Namen geben, den er sich als für sich passend gewählt hatte: Prabhubahal, und das bedeutet dasselbe wie Johannes: „Der Herr ist gnädig.“

Daß dieser Heide hier im Ausfägigenashl nicht nur äußere Hilfe fand, sondern vor allem die innere Hilfe, die ihm einen Ersatz bieten konnte für das was er verloren: Elternhaus und Familie, Gab und Gut, daß er hier so zufrieden geworden ist, daß er als Motto gewissermaßen über sein Leben das Wort schreiben konnte: „Der Herr ist gnädig“ — dazu haben die Leser von „Auf Dein Wort“ mit beigetragen, die ihre Gaben eingesandt haben. Das Glück dieses Ausfägigen, das soll der Dank an sie sein, und einen schöneren gibt es wohl kaum. — Um auch für das zweite nun beginnende Jahr für den Mann zu sorgen, habe ich am 27. Juni dieses Jahres aus den bei mir wieder eingelaufenen Geldern nach Purulia 7 Pfund gleich 143.50 Mark geschickt.

Die zweite Gabe, die in der Adventszeit in Purulia eintraf, hat Herr Wagner in ganz anderer Weise verwertet, aber ich denke auch zur vollsten

Zufriedenheit der Geber. An einem der Adventssonntage findet immer im Aussäfigenashl das Erntedankfest statt, an dem die Kirche festlich geschmückt wird und die Kranken ihre Pfennige und ihren Reis, den sie sich am Munde abgespart haben, als Dankopfer am Altar niederlegen. (Vergleiche „Auf Dein Wort“, Jahrgang 1910—1911, Mai-Nummer, Seite 212 ff.) Diesen opferwilligen Kranken wollte der Missionar am Tage nach dem Erntedankfeste eine Freude machen, zu der ihm sonst die Mittel fehlten. Er veranstaltete für alle Aussäfigen — es waren gerade damals 678 Personen im Ashl — ein großes Liebesmahl. Bei den geringen Anforderungen, die ein Tnder an ein solches Mahl stellt, genügte unser Geld gerade. Ziegen, Reis und die nötigen Zutaten wurden in Menge gekauft und alles hergerichtet.

Als die Stunde des Mahles gekommen war, versammelte Missionar Wagner alle Kranken, soweit sie gehen konnten, rief ihnen meinen Besuch ins Gedächtnis und erzählte ihnen von der „Auf Dein Wort-Gemeinde“, welche heute die Gastgeberin wäre. Dann wurde das Essen aufgetragen, und die Kranken ließen sich dieses Festessen herrlich schmecken. Den Schwerkranken, welche den Weg zum Essen nicht mehr machen konnten, wurde ihr Anteil an ihr Lager gebracht, so daß also tatsächlich kein Tnsaße des Ashls dabei leer ausging. Die Freude der Aussäfigen über dieses für sie so ganz außergewöhnliche Fest muß geradezu rührend gewesen sein, und in verschiedenen Reden — die Tnder reden sehr gerne — kam die große Dankbarkeit der Leute zum Ausdruck, die recht herzliche Grüße all den vielen Gebern Herrn Wagner baten zu übermitteln.

Das ist der Dank der Aussäfigen Burulias, dem ich meinen persönlichen Dank noch hinzufügen möchte dafür, daß ich so viele Freude den Missionaren draußen und ihren armen Pfleglingen übermitteln durfte.



„Halte dich zuerst ruhig und zähle die Tage, an denen du nicht ärgerlich warst. Bei mir pflegte die Aufregung erst täglich, dann jeden zweiten, dritten und vierten Tag zu kommen. Hast du aber dreißig Tage zu verzeichnen, dann bringe Gott ein Dankopfer. Die üble Gewohnheit wandt zuerst, dann fällt sie ganz.“ (Epistlet.)



Die Stigmatisation bei Franz von Assisi

(Schluß.)

Ebenso unwahrscheinlich ist ein anderer Erklärungsversuch: Franziskus habe sich die Wundmale selbst beigebracht. *) Das zu behaupten ist doch wohl nur möglich, wenn man seine tief innerliche Frömmigkeit und wahrhaftige Demut nicht kennt oder nicht kennen will. Einen solchen Frevel gegen seinen Körper und ein solch krankhaft hochmütiges Sichgleichstellen dem Gefreuzigten hätte Franziskus sicher niemals über sich gebracht.

Am einfachsten ist doch wohl die pathologische Erklärung dieser Erscheinung, die unsere Zeit uns besonders nahe legt, wenn man nur an die beiden Schlagworte denkt: Hypnotismus und Suggestion, beziehungsweise Autosuggestion. Es ist das ein Gebiet, das für die Leser von „Auf Dein Wort“ nichts Fremdes ist; denn oft genug ist darin vom Einfluß des Geistes auf den Körper gesprochen worden. So können wir uns kurz fassen. Schon der normale, gesunde Mensch ist empfänglich für suggestive Einflüsse, wieviel mehr aber der Mensch, dessen Seele und Körper krankhaft zerrüttet sind. Da ist man schnell „das Opfer des mächtigen Einflusses, welchen der Geist nicht nur auf unsere Empfindungen, sondern auch auf die organischen Funktionen auszuüben vermag.“ (Dubois.)

So kann die physische Möglichkeit einer derartigen Stigmatisation nicht bezweifelt werden, ja man kann sogar direkte Erzeugung von Stigmata auf diesem Wege wissenschaftlich nachweisen. Der berühmte Psychiater Krafft-Ebing berichtet in seinem Lehrbuch der Geisteskrankheiten mehrere Fälle, bei denen es ihm in der Hypnose gelang, Stigmen

*) Derartige sich künstlich beigebrachte Stigmen gibt es allerdings. Aus derselben Zeit ist uns ein solches Beispiel bekannt. Der Marchese von Monteferrando, so wird berichtet, trug viele Jahre vor seinem Tode die Wundmale Christi an seinem Körper. Das hatte er dadurch erreicht, daß er an jedem Freitage sein Fleisch an den betreffenden Stellen bis zum Bluterguß durchbohrte. Das war natürlich bewußtes Tun zu asketischen Zwecken, und der Erfolg dieser Selbsteinigung war der, daß sich so fünf Narben bildeten, welche ihn als Stigmatisierten erweisen sollten.

zu erzeugen. Was die Hypnose so an anderen leisten kann, das vermag ein dafür empfänglicher Mensch auch durch Autosuggestion zustande zu bringen.

Und nun versetzen wir uns nochmals in die Schilderung der Stigmatisation bei Franziskus, wie wir sie auf Grund der historischen Quellen gegeben haben. Durch die mißlichen Ordensangelegenheiten erregt und innerlich und äußerlich mürrisch gemacht, so begann er sein Fasten, Wachen und Beten. Körper und Geist müssen dadurch so zerrüttet worden sein, daß er schließlich in einen hysterischen Zustand geriet. In dieser Verfassung war es fast natürlich, daß das Schwelgen in den Wunden Jesu irgend eine tatsächliche Wirkung ausübte. Die leidenschaftliche, 40 Tage andauernde, innere Anschauung der Wunde Jesu reizten die entsprechenden Teile seines Körpers und zogen sie in Mitleidenschaft. Es mag zunächst dort ein innerlicher, heftiger Schmerz aufgetreten sein, der schließlich auch äußerlich sich bemerkbar machte und die tatsächlichen Stigmen erzeugte. So kann Franziskus die Wundmale Jesu an sich getragen haben, ohne daß sie durch gewaltsame Verwundung von eigener oder fremder Hand hervorgebracht worden sind.

Ein unerklärbares Rätsel ist somit dieser geheimnisvolle Vorgang für uns nicht; das, was wir in unseren Tagen über Autosuggestion wissen, kann uns die einfachste Lösung bringen. Aber gerade diese Erklärung zeigt uns, daß derartige Vorgänge nur möglich sind, wenn unser religiöses Leben abnorm wird und unser Körper und unsere Seele geschwächt und krankhaft sind. Deshalb sollen wir als evangelische Christen in einer aufreibenden und zersetzenden Zeit für die Gesundheit unseres Leibes- und Seelenlebens sorgen, und in religiöser Beziehung uns vor aller Gefühlsduselei und allem Schwelgen in religiösen Phantastereien hüten. Denn wir werden unsere Aufgabe, als Salz der Welt auf unsere Umgebung zu wirken, nur erfüllen, wenn wir auch in unserem religiösen Leben voll und ganz in der nüchternen Wirklichkeit stehen.



„Es ist bei uns wie bei den Hunden; wenn wir uns daheim unbehaglich fühlen, kommen wir heraus auf die Straße und bellen.“ (Auspruch eines Bengalen.) Wie treffend für manche revolutionäre Stimmung, wie wahr bei manchem, der nichts als Spektakel anzurichten versteht!



Des Blattes Abschied von den Lesern

Jedesmal, wenn ich diesen Abschiedsgruß für das letzte Heft eines Jahrganges schreibe, bewegt mich neben dem Dank gegen Gott, daß er wieder ein Jahr lang durchgeholfen hat, die Wehmut darüber, daß ich mit diesem Jahrgang nichts Besseres geleistet und der mir anvertrauten Lesergemeinde nicht innerlich mehr habe sein können. Werden wir noch lange Zeit haben, um es stets wieder von neuem zu versuchen?

Sa, haben wir überhaupt Zeit? Es sieht vielmehr so aus, als hätte sie uns, und dabei ist soviel Böses an unserer Zeit, daß man von einem Jahresabschluß zum andern ernster in die Zukunft sieht. Der Abfall von dem biblischen Christus wird größer und der Kampf der Geister immer schwerer. Wo heute ein paar ernste Theologen sich unterhalten, da reden sie von der nahe bevorstehenden Trennung von Kirche und Staat; ob sie friedlich, schiedlich oder wie ein Gottesgericht durch den Sturm der Feinde plötzlich erzwungen werden wird. Und beide — Kirche und Staat — haben etwas Krankhaftes, Nervöses im Blut, daß man ihnen eine gelassene, klare Abwägung von Recht und Unrecht kaum zutrauen kann. Der Staat wird trotz der wirtschaftlichen Hochkonjunktur die Beklemmung nicht los, daß der lang vorbereitete Weltkrieg plötzlich hereinbrechen muß und daß es dann eine Existenzfrage für ihn sein dürfte, ob die vielen Revolutionäre in seinen eigenen Grenzen nicht durch selbstmörderische Streiks den stärksten bewaffneten Arm lähmen. Die Kirche hat schon Revolution in ihren Mauern, und viele merken es nur daher nicht, weil sie sich überhaupt um Kirche und religiöse Fragen nicht mehr kümmern. Die Propaganda gewisser Theologen, die den Kern des Evangeliums — Jesu ewige Gottessohnschaft, sein Veröhnungswerk und seine leibliche Auferstehung — offen leugnen, wird vom Weltwind und Zeitgeist, den die antichristliche, jüdisch-freisinnige Presse öffentliche Meinung nennt, gewaltig unterstützt, so daß der volle Bruch zwischen den beiden letzten Parteien der Kirchengeschichte, der Christuspartei und der Weltpartei, vor der Tür steht. Die Gründung des Positiven Verbandes und des Evang. Volksbundes für öffentliche Mission sind auch Anzeichen,

daß man den Ernst der Zeit anfängt zu erkennen. Ja, neulich sagte mir ein sonst nicht orthodoxer Theologe sehr ernsthaft: „Wenn sich die Dinge im liberalen Lager so weiter entwickeln, sehe ich den Zeitpunkt voraus, wo unsereiner trotz seiner theologischen Bedenken immer positiver werden und sich auch öffentlich auf die Seite der Gläubigen stellen wird, weil nur da noch wirkliches Christentum zu finden ist.“ Was die nächste Zukunft der Kirche bringen wird, ahnt jeder voraus, der sie noch lieb hat.

Mein Blatt geht aber seinen bescheidenen Weg abseits. Es wird von keiner Partei unterstützt oder in seiner Richtung beeinflusst, sondern will eine persönliche Verbindung zwischen mir und meinen Hörern bilden. Darum wird es auch in solcher bewegter Zeit nicht in den Kampf hineingerissen, sondern möchte einzelnen einen persönlichen Dienst tun. Was sagt man denn den vielen, die sich bedrückt fühlen, daß die Gerichtswetter drohend am kirchlichen oder politischen Horizont aufziehen? Als Jonas in Ninive vom nahen Untergang der Stadt predigte, erschrafen die Leute und dachten: „Wer weiß, am Ende ist Gott doch noch einmal gnädig und läßt um unserer Buße willen uns noch eine Zeit am Leben...“ Und jenes Gericht ward suspendiert. Wir brauchen nicht zu tasten mit einem unsichern „Wer weiß?“, sondern können ruhig sagen: Wir wissen, daß Gott gnädig und barmherzig ist und nicht will den Tod des Sünders, sondern daß allen Menschen geholfen werde. Warum denkt man nun nicht so: Wenn wir alle Buße täten, werden die angedrohten Katastrophen aufgehalten, und wenn alle Welt dem Herrn gehorsam würde, könnte es eine andere Form des Eintritts des Friedensreiches geben, als die geweissagte. Letztere bleibt als ein Vorbehalt Gottes immer noch möglich und nahe bereit. Wenn alles Zuwarten und alle Verbearbeit vergeblich war, wird schon Schlag um Schlag kommen. Aber es spornt einen die bloße Aussicht doch gewaltig an: wir könnten den Jammer jener Gerichtsschläge noch aufhalten, resp. ganz verhindern. Das aber wäre nur möglich, wenn sich eine Kerntruppe opfert für das Ganze.

Sieh dich nicht um nach denen, welche siegen und rechtbehalten oder ihre Meinung durchdrücken wollen, sondern sieh in den Spiegel: bin ich bereit, mich zu opfern? Meine Behaglichkeit, mein Geld, meine Ehre, mein sogenanntes Glück, meine Rechte an Genuß und Lust, — kurz mein Ich zu opfern? An einer Stelle muß diese Gesinnung anfangen. Warum soll ich nicht der Erste sein, der sich zum Aufnahme-Examen in die Opferklasse meldet? Die Form der Forderungen kann verschieden sein, — den Geist eines solchen Sichselbsthassens und Opfern hat Jesus eigentlich

immer von den Seinen verlangt. Wenn wir Demütigungen oder Leiden erhalten, so hilft der Herr damit dem trägen Schüler nur nach, der ohne solche Privatstunden in den Schüleraberglauben zurückfallen würde, als wäre er zu seinem Amüsement in der Schule!

In großen Kurven und Windungen steigt die Straße vom Schwarzen Meer bis zur Paßhöhe von Baidar; — in ähnlichen Biegungen geht unsere Entwicklung hinan. Je höher, desto mühsamer für Herz und Lunge, aber desto freier für den Blick, und fast jeder Schritt bringt jetzt neue Fernsicht! Nun, wir wollen nicht feige umkehren, nicht aus Trägheit Hütten bauen, wo es gut zu sein scheint, sondern wir ziehen weiter! Aber du, Jesus, mußt mitgehen! Führe uns an der Hand bis ins Vaterland!

Wer von Euch mitgehen will, ist hochwillkommen, denn wir schließen uns gern mit Gleichgesinnten zusammen. Außerdem will ich Euch auf der neuen Wegstrecke gern unterhalten, so gut ich kann. So möchte ich die Besprechung des Hebräerbriefes im neuen Jahrgang fortsetzen und außer einigen Vorträgen und dem laufenden Stoff noch Beiträge zu biblischer Psychologie bringen, wozu mir einige tüchtige Mitarbeiter ihre Beihilfe zugesagt haben. Für den Inhalt des Blattes bin ich verantwortlich, — aber für seine Ausbreitung die Leser! Der Herr unser Gott segne beides, das Wachstum nach innen und nach außen! In solcher Bitte treffen wir uns wieder einmal persönlich und reichen uns im Geiste die Hand. Wenn Gott will, gehen wir noch ein Jahr zusammen und behalten uns lieb: „Vergeßt uns nicht in seinem Licht und wenn ihr sucht sein Angesicht!“

September 1912.

Mit herzlichem Gruß Euer alter Freund
Samuel Keller.



„Die nichtchristlichen Völker haben bereits angefangen, ihren Einfluß auf uns auszuüben und dieser Einfluß wird wachsen. Je mehr die Zivilisation unter ihnen fortschreitet und je mehr sie sich ihrer Kraft bewußt werden, desto mehr werden sie durch ihre Massen und mit ihren unerschöpflichen Hilfsmitteln einen noch gar nicht zu ermessenden Einfluß auf die Zukunft unserer Rasse ausüben.“
(Frazer.)



Aufruf

Unter den zahllosen Menschenfreunden, welche für die Heilung der Schäden unserer heutigen Gesellschaftsordnung hingebungsvolle Arbeit leisten und pekuniäre Opfer bringen, wissen nur wenige, welche Unsummen bewußter, organisierter Schlechtigkeit auf dem Gebiete des Kinderhandels vorhanden ist.

Der Kinderhandel ist es, gegen welchen wir ins Feld ziehen wollen. Unser Aufruf gilt nicht der Öffentlichkeit, wir rufen auch nicht zum dankbaren, freudigen Wirken am frohen Tageslicht, es soll ein Mahnruf sein an den Einzelnen, dessen Ohr gestammelte Schmerzenslaute zu vernehmen fähig ist, dessen Herz und Hand sich am liebsten dem verborgenen Elend öffnen, daß er uns helfe mit Geld und Kraft im Kampfe gegen den heimlichen Feind, für welchen keine Gesetze und Landesgrenzen bestehen, dessen Wege, über welchen Vereine und Behörden ahnungslos hinwegschreiten, in die tiefsten Tiefen des Lebens führen, dahin er seine Ware verschleppt das Kind!!

Diese Schrecken des Kinderlozes lassen sich mit keinen anderen vergleichen; es ist nichts Zufälliges, Vorübergehendes, wie Krankheit, Armut, Verwahrlosung usw. usw., es ist maskiertes, aber organisiertes Verbrechen, es sind die schlimmsten, menschlichen Leidenschaften, die Geldgier und die Sittenlosigkeit, welchen die armen kleinen Geschöpfe mit Leib und Seele verfallen. Selbst die Elternliebe, die bisher allgemein als feste Säule galt, um welche die Kinderfürsorgegesetze sich rankten, schützt die unmündigen, hilflosen Wesen nicht. Sie dienen nur noch der Befriedigung und rücksichtsloster Genußsucht und schamloster Gelüste und werden zu diesem Zwecke durch Vermittlung von Adoptions-Schwindlern verkauft, an sog. Engelmacherinnen abgegeben, welche das junge Leben möglichst zu kürzen trachten, oder sie werden an Professionsbettler vermietet, welche die noch schwachen Glieder verkriecheln, um das öffentliche Mitleid zu erregen.

In der mannigfaltigsten Gestalt tritt dies erfinderische, grausigste aller Verbrechen auf. Wer davon hört, dessen Herz muß erschauern.

Diese Greuelthaten aufzudecken, ihre unglücklichen Opfer zu retten, sei unser rastloses Bemühen. In besonders grassen Fällen müssen die uns ins Ausland führenden Spuren verfolgt werden; denn die neuerdings weit erfolgreichere Bekämpfung des schändlichen Mädchenhandels, infolge internationaler Vereinbarung hat den zweifellosen Wert der letzteren endgültig erwiesen.

Diese Vorarbeiten sind ohne Geldmittel nicht zu leisten, und so bittet der Ausschuß, welcher sich zu diesem Zweck gebildet hat, dringend und herzlich um Spenden, über deren Verwendung Rechenschaft abgelegt wird.

Mögen uns viele großherzige und tatkräftige Helfer und Helferinnen entstehen.

Im Namen des Münchener Komitees und zur Gründung einer internationalen Vereinigung gegen den Kinderschacher:

Die Vorsitzende: Prinzessin Anna Lwoff,*) Grafrath b. München.

Der Schriftführer: Rechtsrat Grieser in München (Rathaus).

*) Mir persönlich bekannt und daher empfehle ich die Sache.

E. A.



Jahrhundertfeier der Privileg. Württ. Bibelanstalt

Die Privileg. Württ. Bibelanstalt in Stuttgart darf in diesem Jahr auf ein Jahrhundert ihrer Arbeit zurückblicken. Im Jahr 1812 auf Anregung des Sekretärs der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Dr. Steinkopf (eines Württembergers), gegründet, ist sie die blühendste unter den deutschen Bibelgesellschaften geworden. Sie beabsichtigt das Gedächtnis der Wiederkehr ihrer Gründung am 1. und 2. Oktober d. J. durch einen Festakt, Festgottesdienst und eine öffentliche Gemeindefeier zu begehen. Die Festpredigt hat Oberkonsistorialpräsident D. Dr. v. BezzeL-München übernommen. Einen besonderen Anziehungspunkt wird die Bibelausstellung bilden, die aus Anlaß des Jubiläums während des Monats Oktober in der König Karl-Halle des Landesgewerbe-Museums veranstaltet wird.



Mit welchem Maß ihr messet,

Eine weit verbreitete Meinung ist die, daß das Judentum die Religion der unbarmherzigen Härte darstelle, die ein Vergeben nicht kennt. Allein die Gegensätze wohnen nahe beieinander, und so kommt es, daß speziell im Judentum die Barmherzigkeit in einer Weise gefeiert wird, die es erklärlich macht, daß gerade in ihm sich der „Gott der Liebe“ offenbaren und manifestieren konnte. Das Gleichnis Jesu von der Liebe des Hirten zu seinen Schafen, die so groß ist, daß ihn neunundneunzig Prozent nicht glücklich machen, wenn noch ein Prozent fehlt, ist dem Gedanken nach dem Juden nichts Fremdes, denn Jer. Kidbuschin 61 d sagt ihm: „Wenn 999 Engel den Menschen vor Gott schuldig erklären und nur einer für nichtschuldig, entscheidet Gott für nichtschuldig. Ja, noch mehr. Wenn von diesem einen Engel 999 Teile schuldig sagen und ein Teilchen nur nichtschuldig, entscheidet Gott für nichtschuldig.“

Sier zeigt sich so recht, was die schönsten Worte wert sind, wenn sie gehindert werden, Fleisch und Blut anzunehmen und sich im Menschen zu verkörpern. In dieselbe Gefahr kommen auch Leute, die seiner Barmherzigkeit wegen ein Stück zum „Lieben Heiland“ halten, ohne sich eine eiserne Treue in der Tat zu eigen machen.

Aber auch die Seite der Gottesoffenbarung kennt das Judentum, in der ein „Ja Herr, aber doch — —“ den Sieg erringt und die Zusage bekommt: „Dir geschehe wie du willst,“ denn „Dein Glaube ist groß.“

Wer wird nicht an den Kampf Jakobs mit dem Engel des Herrn erinnert, wenn er liest (B. Besachim 119 a): „Komm und sieh, wie Gottesart nicht Menschenart ist. Besiegt man einen Menschen, grämt er sich darob, Gott aber freut sich, wenn man ihn besiegt.“

Man darf billig staunen über den Mut, der diese Worte schreiben hieß. Denn welches Volk liegt äußerlich mehr als Besiegtes am Boden wie das Judentum? Es ist also nicht mit dem Wissen allein getan, es muß gerungen werden mit jenem Mann an der Furt Jabbok. Es schützt kein Kleid, es schützt kein Name, es schützt allein der Glaube, der innerstem eisernem Willen entspringt und sich in der Form eines Ringkampfes kundgibt, in welchem ohne Ausspannung nach dem Motto: Drauf und vorwärts! unter Heranziehung aller Kräfte gearbeitet wird.

Dann ist der Sieg gewiß, im andern Fall die fortlaufende Niederlage. Ein altes Wort Eichharts sagte: „Wäre man, was man sollte, so täte Gott, was man wollte. Dich vermag niemand zu hindern als du dich selber und deshalb ist diese Gnade allen nahe und ist eigentlich schon in allen.“

Wilh. Müller.





Aus der Briefmappe des Evangelisten

v. D. Schön, ich will zugeben, daß in Ihrer Temperament und Ihrer Erziehung, in Ihrer gesellschaftlichen Stellung und im Bann der Vorurteile es rein unmöglich ist, ein solches Geistesleben zu führen, wie es sich Ihnen an der Hand der Briefe Pauli als die Forderung des Urchristentums darstellt. Aber, Sie haben übersehen, daß in Christo die Möglichkeit gegeben ist. Hat er sein wunderbares Leben ausgeschüttet, damit es das Unsere werden könne, dann kann es keine Erdenverhältnisse geben, die es uns unmöglich machen, dieses Leben zu nehmen und es zu leben. Entweder werden wir, sobald die neue Art in uns erstarkt ist, die bessernde Hand zur Umgestaltung jener Verhältnisse anlegen oder wir werden sie in die Luft sprengen. Die Sklaven zu Pauli Zeit blieben Sklaven in unerträglicher Rechtlosigkeit, — aber wenn sie wirkliche Christen wurden, waren sie doch die Herren ihrer Herren! —

M. A. Sie wundern sich, daß Ihre nächste Umgebung Sie so wenig versteht und alles mögliche übel deutet, was Sie tun oder sagen. Da fiel mir ein, was ich mal gelesen. Ein Eingeborner von Neuseeland hatte sich bekehrt und warf sich nun zum Licht seiner heidnischen Verwandtschaft auf, bis sie ihn nach wenigen Monaten töteten. Vom Missionar zur Rede gestellt, sagten die Heiden: „Er gab uns soviel Rat, daß wir ihn zuletzt umgebracht haben.“ Ähnlich nur humaner ist ein anderer mir persönlich bekannter Fall. Ein armes adliges Fräulein ward von ihrer reichverheirateten Cousine aus Barmherzigkeit ins Haus aufgenommen und hätte bis an ihren Tod da bleiben können. Aber sie machte sich unaussteiglich dadurch, daß sie jedermann guten Rat gab, auch wenn der Betreffende keinen brauchte oder sie von der Sache nichts verstand. Jahrelang ertrug man sie, bis zuletzt beim Heranwachsen der Kinder dieses stete Ratgeben und Einmischen unmöglich mehr geduldet werden konnte, und die Arme mußte in ein Damenheim ziehen, wo man für sie zahlte. Auch da ging es auf die Dauer nicht. Zuletzt mußte sie ganz einsam hausen, weil niemand ihren Rat wollte. — Die Weisen brauchen unsern Rat nicht, und die Narren werden sich auch nach dem besten Rat nicht richten. Versuchen Sie es mal mit Fürbitte

vor Gott und freundlichem, sanftmütigem Schweigen! Lassen Sie andere gehen, aber nie sich selbst! Freundlichkeit kostet nichts und kauft alles! Machen Sie sich durch boreiliges Reden doch nicht unnützer Weise Feinde; man kann sich nichts Schlimmeres machen!

S. D. Neid ist satanisch. Man vermutet nicht ohne Grund, daß Satans erster Anfang zum Bösen der Neid gewesen sei, daß er Jesum um seine einzigartige Stellung am Herzen des Vaters und im ganzen Weltall beneidete. Vom Engelfürsten bis zum Teufel — alles durch Neid. Nun, dann fürchten Sie sich vor den neidischen Empfindungen, die zwischen Ihren Zeilen zu lesen sind! Ihr Urtheil über jenen andern ist vom Neid eingegeben, daß Ihrer Arbeit nicht solche Erfolge beschieden sind. Ehe diese Todes Symptome nicht überwunden sind, mache ich mir aus all den anderen Kleinigkeiten, die in Ihren Augen jetzt eben noch Größen sind und Wichtigkeit haben, gar nichts! — Antworten Sie bitte nicht: „Ich kann diese Gefühle nicht bannen!“ Hat denn der heilige Geist nicht auch bei Ihnen die Vollmacht, allen Ansprüchen Gottes gerecht zu werden, was unsere Heiligung und sittliche Erneuerung anlangt? Kann er solche Wirkung dauernd bei Ihnen nicht ausüben, müssen Sie wohl durch Sündenliebe oder Untreue Hemmungselemente in den inneren Prozeß des Neuwerdens aufgenommen haben. Prüfen Sie sich, was dem gewaltigen Geist Gottes die Hand lähmt, wenn er Ihrer Seele helfen will!

F. W. Sie ärgern sich augenscheinlich über die vielen „Betteleien“ in meinem Blatt. Ja, das warme Gefühl allein ist billiger als mit einer Gabe und es würde viel mehr „barmherzige Samariter“ geben, wenn nur nicht Wein und Öl und das Fußgehen neben dem beladenen Esel und dann noch die zwei Groschen wären! Es wächst die Liebe zum Gelde mit der Menge des Geldes, das man aufhäuft! Die wirklich Reichen unter den Christen in Deutschland haben das noble Geben noch gar nicht gelernt. Manch armer Schlucker gibt im Verhältnis hundertmal mehr als sie. — Sehen Sie die „Betteleien“ als Gelegenheiten an, wo auf den Geiz Jagd gemacht werden kann! Oder denken Sie mal über die Grabchrift des Edward Courtenay nach:

„Was wir gaben, ist, was wir haben;

Was wir thaten, ist, was wir hatten;

Was wir hinterließen, ist, was wir verloren.“

D. L. 50. Wenn Ihre Tochter kein Examen gemacht hat, so dürfte sie kaum auf Anstellung als Lehrerin rechnen. Ohne zu wissen, wie alt Ihre Tochter ist, welchem gesellschaftlichen Stande sie entstammt, ob sie wirklich gläubig ist und was für Ansprüche sie macht, läßt sich schlecht Rat erteilen. Warum anonym?

M. S. Ob Sie Gebetsfreudigkeit oder nicht haben, beten müssen Sie doch! Sehen Sie sich mindestens ein Viertelstündchen am Tage fest, wo Sie ganz allein sich mit Ihrem Heiland beschäftigen. Außerdem können Sie zwanzigmal am Tage zwischen allerlei Arbeit Ihre Gedanken auf Jesum richten, der Ihnen immer nahe ist. — Sonst habe ich mich über Ihren Brief nur gefreut.

W. L. Was ich vom Evangelischen Volksbund halte? Nun, die Notlage der Zeit drängt zur entschlossenen Kampfbereitschaft, und wenn die großen Firmen versagen, dann fangen kleinere Kreise an zu glücken. Das ist stets so gewesen!

Vor der Reformation und vor dem Befreiungskrieg 1813 tauchten Vorläufer und Sturmbögel auf, die da anzeigten, daß sich etwas Neues, wie eine noch unsichtbar vorhandene elektrische Spannung, vorbereitet. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, gehen wir großen Veränderungen in unseren kirchlichen Verhältnissen entgegen. Da wird man solche tapfere Scharen, wie sie der Volksbund sammelt, nötig haben! Lassen Sie sich zur Probe das Monatsblatt des Bundes „Kreuz und Kraft“ vom Herausgeber Pastor Stuhrmann in Godesberg schicken.

N. N., Küsslin. Die Adresse für Geldsendungen ist: Basler Mission, St. Ludwig im Elßaß.



Die französischen Protestanten durften eine Glaubensstärkung erfahren durch den Besuch der Königin Wilhelmine von Holland. Am Denkmal Colignys, ihres Ahnen, legte sie am Sonntag den 2. Juni einen Kranz mit dem Wahlspruch der Oranier: „je maintiendrai“ (ich halte aus) nieder. Auf die Ansprachen zweier reformierter Pfarrer antwortete die Königin folgendes: „Welch ein erhebender Gedanke, uns alle, die wir hier versammelt sind, eins zu wissen im lebendigen Glauben an Christus. Das gibt uns ein Recht, uns die geistigen Kinder unserer Vorfahren zu nennen, für die wir tiefe Verehrung empfinden und durch die ich fest verbunden bin mit den Glaubensgenossen in Frankreich. Der Admiral Coligny hat das Geheimnis heroischer Kraft gekannt, die sich gründet auf das feste Vertrauen auf Gott. Er hat uns das Beispiel eines Lebens gegeben, das sich ganz Gott und seiner Sache weihet... Indem wir uns um sein Denkmal versammeln, erheben wir unsere Herzen zu Gott und suchen vor allem seine Ehre. Ich wünsche von Herzen, daß jede Seele, die an Christus als an ihren Heiland glaubt, in diesem Glauben gestärkt werde und daß wir alle je mehr und mehr brennende Zeugen des Herrn werden.“

(Allg. Luth. Kirchen-Zeitung.)





Heinrich Göhe, *Meine Palästinareise*. Braunschweig, Verlag Wollermann.
Preis 1.50 M.

In schlichter Weise erzählt hier der frühere Hamburger Rektor von seiner Palästinafahrt, die er in einem Alter von über 70 Jahren noch ausgeführt hat. Er weiß seine Erlebnisse bald ernst, bald heiter, vor allem aber recht anschaulich gestaltet wiederzugeben. Die Anschaulichkeit wird noch gehoben durch die 30 sehr geschickt ausgesuchten schönen Abbildungen. S. R.

Hedwig Rohs, *Zwanzig Jahre Missionsdiakonissenarbeit im Ewelande*. Bremen, Verlag der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Dieses Buch bietet uns einen Einblick in die Missionsarbeit, von der man im allgemeinen nicht viel hört und weiß, wenn man nicht auf einem Missionsfeld selbst dazu Gelegenheit gehabt hat. Deshalb sollte jeder Missionsfreund zur Vervollständigung seiner Kenntnisse ein solches Buch sich anschaffen. Vor allem aber möchte ich es Missionsnähvereinen und auch Jungfrauenvereinen sehr zur Lektüre empfehlen. Man begnügt sich in diesen Vereinen so oft mit kleinen Traktaten, die einen immer wieder in andere Arbeiten und andere Gebiete führen und dadurch oft verwirren. Hier hat man für Wochen oder Monate einen interessanten und einheitlichen Lesestoff. S. R.

M. Wilde u. E. Knatz, *Mission und Pfarramt*. Berlin, Verlag der Berliner Missionsgesellschaft.

Zur Probe greife ich vom 5. Jahrgang Heft 1 heraus. Welche Fülle von Anregungen für einen Pfarrer, der sich mit der Mission intensiver als früher beschäftigen will! Ethnographisch, psychologisch, religionsgeschichtlich — lauter interessante Mitteilungen, die selbst mir, dem alten Missionsfreunde, neuen und wertvollen Stoff bieten. Ich kann die Amtsbrüder nur bitten, sich das Blatt zu halten!

Kammerer, *Doktor Kraftwurz*. Preis 20 S. Schlatter, *Die Mission als Nothelferin*. Preis 15 S. Hesse, *Wer ist hierzu tüchtig?* Preis 10 S. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.

Drei neue Missionstraktate, die man nicht zu den oft bespöttelten „Traktätchen“ rechnen kann, sondern die in ihrer Art jedes des Lesens wert sind. Am interessantesten auch für weitere Kreise sind jedenfalls die Beispiele aus der ärztlichen Mission von Kammerer. S. R.

von Roetsveld, **Der Krankenfreund**. Leipzig, Verlag von Fr. Jansa.
Preis 2 *M.*

b. Roetsvelds religiöse Schriften sind bei uns nicht unbekannt und haben vielen Anklang gefunden, das letztere wird auch bei diesem Buche der Fall sein. Es eignet sich nicht nur, Kranken in die Hand gegeben zu werden, sondern wird auch dem Seelforger immer wieder neue Gedanken geben, wenn er Monate oder gar Jahre lang dieselben Kranken besuchen muß.

Müller, **Die 10 Gebote in 21 Predigten**. Rassel, Verlag von Fr. Lometsch.
Preis 2.60 *M.*, geb. 3.20 *M.*

In Leichenreden kann man so oft den Trugschluß hören, daß der Verstorbene, etwa ein Beamter, treu seine Pflicht getan habe, kein Vorgesetzter könne ihm auch nur die geringste Pflichtverletzung nachsagen — deshalb dürfe er auch getrost vor Gottes Richterstuhl treten; denn er würde in die Schar der Seligen aufgenommen werden. Wenn man durch solche weltliche Gerechtigkeit selig würde, dann brauchten wir keinen gekreuzigten Heiland. Wer diese Predigten über die 10 Gebote gelesen hat, wird vor solchen trügerischen Gedanken in Zukunft bewahrt bleiben. H. A.

Braun, D. Th., weil. Wirkl. Ober-Kons.-Rat und Gen.-Sup., **Verbleibende Furcht**. Predigten, Ansprachen und Abhandlungen. In dankbarer Erinnerung an seine 25jährige Wirksamkeit am Gymnasium zu Gütersloh herausgegeben von alten Schülern. Mit einem Titelbilde. 4 *M.*, geb. 5 *M.* Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Dieses Buch sollte jeder Pfarrer zum Geschenk erhalten und dann auch wirklich ganz durchlesen. Wie der heimgegangene Verfasser hat es die geheimnisvolle Kraft eines vom heiligen Geist geführten Gewissens, und beim Lesen spürt man sie am eigenen Gewissen. Vor diesem heiligen Ernst der Amtsführung und dieser rührenden Jesusliebe der persönlichen Heiligung steigt einem die Schamröte in die Wangen. Mir war zu Sinne, als hörte ich ihn mir eine Weichtvermahnung halten, wie einst vor 21 Jahren in Berlin!

Aus der Lebensquelle. Morgen- und Abendandachten von Pfarrer Barck.
Evangel. Verlag, Heidelberg.

Der Verfasser dieser Andachten hat wirklich Beruf zu schreiben. Ohne jede Einschränkung kann man das Buch empfehlen und nur wünschen, daß es in vielen Häusern gebraucht werde. Wir empfehlen dies Buch umso freudiger, weil es nicht Theologie treibt, sondern auf praktisches Leben abzielt. D.

Er gab — ich nahm. Erinnerungen aus der Jugend und aus dem Gemeinde- und Anstaltsamt von Karl Heinersdorff. Verlag der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth a. Rh.

Daß ich dieses Buch kenne, verdanke ich dem Herausgeber dieses Blattes. Wer unter den Lesern Lust, Liebe und Geduld hat, zu schauen, wie fein Gott ein Menschenleben zu seinem Dienst sich bereitet, der kaufe dieses Buch. Es gibt Bücher, die kann man entleihen, um sie in ein paar Tagen oder Stunden zu lesen. Dies Buch aber darf man nicht entleihen; das muß Eigentum sein, damit man es jederzeit zur Hand hat. Es erhebt, es demütigt und macht einem doch wieder Mut, daß Gott auch aus unserem Leben einen Dienst für seine Sache mache. — Den Theologen unter den Lesern dieses Blattes darf ich viel-

leicht sagen, es enthält eine Vorlesung über praktische Theologie, wie wir sie nie und nirgends gehört haben. Ein müder Pfarrer lese z. B. einmal Seite 232 bis 235 und spreche dann noch von Hoffnungslosigkeit. Nach diesen Seiten verstand ich das Lösungswort des ehrwürdigen Verfassers: Niemanden und nichts aufgeben. D.

Bruno Mehme, Jugendkraft, Zeitschrift für Schüler höherer Lehranstalten. Frankfurt a. M., Verlag Jugendkraft.

Vor mir liegt nicht nur das Juliheft dieses Jahrganges, sondern der gebundene zweite Jahrgang — Januar bis Dezember 1911 —, so daß ich mir schon ein Urteil über das Unternehmen zutrauen darf. Der Ton ist vorzüglich getroffen. Belehrung, Ergözung, Ermahnung, das alles ist in frischer Weise dargeboten, ohne Aufdringlichkeit und Traktatmanier; eine Menge schöner Illustrationen heben das Ansehen des Blattes. Auch wer sich selbst nicht an den Pfadfinder- oder Bibelkränzchen-Ausflügen beteiligt, kann an dem Gebotenen helle Freude haben. Ich wünsche dem Unternehmen den Erfolg, den es um des Reiches Gottes willen und seinen Leistungen entsprechend verdient: daß viele tausend junger Gemüter dadurch gefördert und erfrischt werden.

Israel Hartmann. Ein Schulmeisterleben aus dem 18. Jahrhundert, gezeichnet von Pfarrer Bertsch. Verlag der Evangel. Gesellschaft, Stuttgart. Geb. 1.50 M., brosch. 1 M.

Über dies Buch läßt sich nicht viel sagen, und dies ist vielleicht die beste Empfehlung. Man muß es lesen, um das Auf und Nieder in Kampf und Sieg mitzuempfinden. Interessant ist das Büchlein durch seinen zeitgeschichtlichen Rahmen. Männer wie Lavater, Jung-Stilling, Plattich, v. Moser, v. Pfeil, Goethe u. a. treten als persönliche Bekanntschaften des Schulmeisters darin auf und zeigen sich von einer Seite, die zu kennen nicht ohne Nutzen ist. D.

A. Hausleiter, Fürs Leben. Der Katechismus für Konfirmanden und Konfirmierte. 9. Aufl. München. Oskar Beck.

Eine recht brauchbare, praktische, leicht verständliche Katechismus-Erklärung.

Dr. Conrad, Fest und treu. Wehr und Waffe für die konfirmierte Jugend. Berlin, Martin Warnack.

Die kleine Schrift bringt keine langatmige Abhandlung, sondern wendet sich mit direktem, ergreifendem Appell an die jungen Herzen.

Max Goudesfroh, Gott ist mein Fels. Gedichte und geistliche Lieder. Hermannsburg, Missionsbuchhandlung.

Köstliche Gedichte, voll wahrer Poesie. Sie gehen nicht in ausgetretenen Geleisen, sondern sind originell nach Form und Inhalt.

Dr. P. Conrad, Sup., Trost und Kraft. Tägliche Andachten. Berlin, Martin Warnack.

Diese Andachten, „kernig und knapp, praktisch und treffend, edel in der Form, frei von jeder Phrase“, sind alle von Dr. Conrad selber geschrieben, darum ist das Buch noch besser als das frühere, so beliebte „Worte des Lebens“. Es ist dazu trotz seiner Ausstattung — schöner, klarer Druck auf gutem Papier, hübscher biegsamer Einband — erstaunlich billig, kostet nur 1.50 M.

Mit gülbener Waffe, eine Dorfgeschichte von Karl Hesselbacher. Fein geb. 2,50 M. Verlag der Gv. Gesellschaft, Stuttgart.

Nur ungern habe ich mich zur Lektüre des Büchleins entschlossen; muß nun aber gestehen, es hat mich aufs angenehmste enttäuscht. Die Geschichte trägt mit vollem Recht ihren Titel: Mit gülbner Waffe. Ohne abstoßendes Frommtum wird hier gezeigt, daß der Dienst der ungeschminkten und ungeschmälerten Wahrheit, verbunden mit der Tat der Liebe an den Armen und Kranken, stolze und feindlich gesinnte Herzen beugt und schließlich überwindet. Alle Gestalten sind scharf gezeichnet. Der Pfarrherr und vor allem die Pfarrfrau sind vorbildlich und trotz dieser auszeichnenden Eigenschaft darf man sagen, es gibt solche, und die beiden haben offenbar gelebt. — „Nimm, lies und tue desgleichen,“ das soll keine wohlfeile Reflake für das Büchlein sein, sondern soll den Dank ausdrücken, der wie mir auch andern Pflicht werden soll, das gute Buch warm zu empfehlen. D.

Quittung

Für das „Markus-Käpflein“, Stationsgründung in Runtia, Vorderindien, habe ich erhalten und an Herrn Miss. Fr. Luz-Basel abgeliefert: Frau Pastor R. 500 M, von ungenannten Gebern in Posen zusammen 30 M, dito aus München 105 M, aus Wiesbaden 1186,50 M, aus Neu-Röln 3 M, aus Speyer 10 M, R. aus L. 20 M, R. G. 5 M, Genehr 50 M, R. N. 3 M, Koll. in Dybin 232,50 M, A. G. 5 M, R. N. 3 M, G. S. 3,50 M, A. aus B. 20 M, G. D. 3 M, von L. 10 M, R. N. 10 M, L. aus D. 20 M, in Briefmarken 10 M, B. N. 5 M, R. N. 5 M, G. Fr. 30 M, aus Amerika 40 S, von zwei Schwestern 5 M, G. R. 3 M, Großennersdorf 25 M, W. G. 4 M, A. U. 5 M, Frau B. 10 M, G. B. 2 M, Frau G. 5 M, G. Sauerzweig 40 M, J. Müller 6,46 M, J. N. 2 M, G. G. 5 M, G. R. 10 M, Köslin 11,20 M, W. Kr. 4 M, R. N. Freiburg 20 M, G. S. 10 M, G. G. 10 M, alte Abonnentin 5 M, G. N. 5 M, J. G. 5 M, G. G. 3 M, A. G. 26 M.

Geglichen Dank!

E. Keller.

Reiseplan

19.—29. Sept. Schwelm.
Anf. Okt. Stettin.
13.—18. Okt. Osnabrück.
20.—22. Okt. Gildesheim.
3.—10 Nov. Celle.

18.—22. Nov. Freiburg i. Br.
24.—29. Nov. Heidelberg. (?)
Januar Berlin.
Februar Münster i. W., Barmen.
März Frankfurt.

Josf. 17, 20.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mk. 3,60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Breisgau. — Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von J. J. Steinkopf in Stuttgart.



3 2400 00252 7772

DATE DUE

Temporarily circulated from
Pacific School of Religion

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

Auf dein Wort!

v.10
1911/
12

CBPaQ

v.10
1911/
12

339731

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY
BERKELEY, CA 94709

